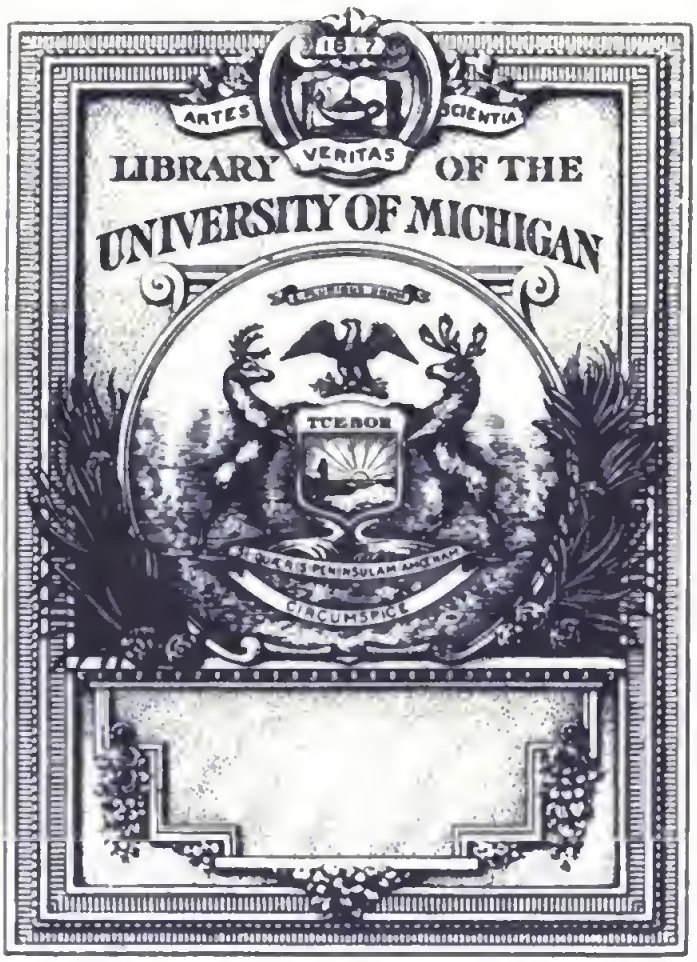
A 751,108

T. 129.



Digitized by Google

Huebner, Heinrich Leonard

Erinnerungen

aus dem Leben

eines

ostindischen Missionars.

„Denen, die Gott lieben,
müssen alle Dinge zum Besten
dienen."

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1865.

Digitized by Google

v. Döhl.
CRAMON.

1145741-234

Vorrede.

Diese Erinnerungen sollen ein Denkstein sein von der Gnade des Herrn, die er mir erwiesen, und von seiner Liebe und Treue, die auch ich auf meinem Lebensgange erfahren durfte. Es ist mir heilsam gewesen die Wege Gottes zu durchdenken, die er mich geführt hat und seine Gnadenerweisungen bei mir auf's Neue vorübergehen zu lassen; wie er mir einerseits Herzen zuwandte und Hindernisse aus dem Wege räumte, andererseits mir aber auch nicht selten Thüren aus Liebe verschloß, wo er nach seiner Allwissenheit voraussah, daß es mir schaden könnte. Bleibt mir in der Führung des Herrn auch Vieles noch dunkel und räthselhaft, besonders, daß ich meinen mir so theuren Missionsberuf habe daran geben müssen, daß ich manchmal fragen möchte: Herr warum? so weiß ich doch, daß seine Wege Liebes- und Heilswege sind, und daß er zuletzt Alles herrlich hinausführen wird. Einst werde ich's droben völlig erkennen, warum er mich gerade so geführt hat!

Sollte der geneigte Leser sich durch diese meine Lebenerfahrungen veranlaßt fühlen darüber nachzudenken, welchen Weg der Herr auch mit ihm

gegangen ist, so wird er gewiß mit mir bekennen müssen, daß die Wege des Herrn lauter Weisheit und Liebe sind, und daß er stets Gedanken des Friedens über uns hat.

Diese Erinnerungen sollen ferner dem Leser ein treues Bild geben von den bürgerlichen und religiösen Zuständen Ostindiens, von dem Klima des Landes, von dem Charakter und der Kultur seiner Bewohner; auch sollen sie ihn einen tieferen Blick thun lassen in die Thätigkeit und die Freuden und Leiden eines Missionars, sowie in die schweren Prüfungen, die mit dem Missionsleben verbunden sind.

Vielleicht gelingt es mir durch die Veröffentlichung dieser Erinnerungen auch Etwas dazu beizutragen, daß das Interesse in der Heimath für die Heidenwelt gefördert werde, und daß die unnatürlichen Zustände, welche jetzt zwischen den Dienern der Kirche und den Dienern der Mission bestehen, die doch beide im Dienste ein und desselben Herrn, wenn auch auf verschiedenen Arbeitsplätzen am Wort und Sakrament thätig sind, immer mehr ausgeglichen werden. Das walte Gott!

Berlin, im October 1865.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Reise zu dem Arbeitsfelde.

Seite.

1. Berufung und Abordnung zum Missionsdienste und Reise nach England 1
2. Seereise nach Ostindien 9
3. Der Aufenthalt in Calcutta 43
4. Reise nach Benares 64
5. Reise nach Ghazipur, Tschuprah und Hadschipur . . 75
6. Gründung der Missionsstation in Ghazipur. Häusliche Einrichtung und Lebensweise der Europäer 82

II. Ostindien und seine Bewohner.

1. Klima des Landes 94
2. Charakter des Volkes 108
3. Die bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen der Hindus 113
4. Die Kultur der Hindus 118
5. Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Eingebornen . 123
6. Das Schulwesen in Ostindien 132
7. Das weibliche Geschlecht 146
8. Die Ehe, die Hochzeitsfeierlichkeit und das Familienleben der Hindus 150
9. Das Hindubegräbniß 157
10. Die Seelenwanderung 165
11. Der indische Pantheismus 172
12. Der Brahmaismus oder Polytheismus 185
13. Das Kastenwesen 202
14. Die religiösen Waschungen 232
15. Der Götzendienst in den heidnischen Tempeln . . . 238
16. Das religiöse Leben der Hindus 246
17. Die indischen Heiligen 253
18. Der Muhammedanismus 266

Digitized by Google

III. Die Missionsthätigkeit.

1. Beginn der Missionsthätigkeit 281
2. Reise von Ghazipur nach Calcutta 291
3. Wartezeit in Calcutta 295
4. Aus dem Tagebuche meiner lieben Frau 300
5. Unsere Reise zu Wasser nach Ghazipur. Ankunft und baldiger Heimgang eines neuen Missionars 321
6. Fortsetzung der Missionsarbeit 326
7. Ein Besuch bei einem Gosain 361
8. Von den Hindernissen, Schwierigkeiten und Prüfungen im Missionsleben 364
9. Erfolg der Missionsthätigkeit in Ghazipur 375
10. Ein Sonntag auf einer indischen Missionsstation . . 378
11. Ueber das Verhalten der evangelischen Mission zum indischen Kastenwesen und dem Muhammedanismus . . 381
12. Charakteristik der eingebornen Christen 388
13. Kurzer Ueberblick über den religiösen Zustand der Bewohner Indiens und über die Erfolge der Mission daselbst 391
14. Das Aufgeben der ostindischen Mission 402

IV. Die Abreise von dem Arbeitsfelde.

1. Abreise von Ostindien und Schiffbruch 407
2. Aufenthalt auf Mauritius 427
3. Abreise von der Insel Mauritius 437
4. Aufenthalt in Amerika 444
5. Die Heimkehr 455

Schluß.

Kirche und Mission und die Stellung der Missionare in der Kirche 463

I.

Reiſe zu dem Arbeitsfelde.

1. Berufung und Abordnung zum Miſſionsdienſte und Reiſe nach England.

Wie der Herr im Anfange zur Ausbreitung ſeines Reiches auf Erden ſich ſeine Boten nicht aus den Hohen und Gewaltigen, nicht aus den Phariſäern und Schriftgelehrten und aus dem Prieſtergeſchlechte, ſondern meiſt aus den Geringen des Volks erwählte: ſo geſchieht es noch heute. Die erſten Boten waren Zöllner und Fiſcher, Perſonen, die urſprünglich einem bürgerlich geſchäftlichen Lebensberuf angehörten: ſo ſind auch in unſeren Tagen die Meiſten, die der Herr zum Miſſionsdienſte beruft, damit ſie den Heiden das Evangelium verkündigen, ſolche Leute, die anfangs erſt Handwerker oder Geſchäftsleute waren, und ſpäter für ihren Beruf ausgebildet wurden. Wie aber damals der Herr ſeine Knechte zu ſeinem Dienſte durch ſeinen Geiſt tüchtig machte und ihnen Muth und Freudigkeit gab, von ſeinem Namen vor Hohen und Niedrigen, vor Glaubensgenoſſen und abgöttiſchen Völkern ein gutes Bekenntniß abzulegen: ſo rüſtet der Herr auch noch heute ſeine Knechte, die Miſſionare, mit den nöthigen Gnadengaben für ihr Amt aus.

Auch mir dem Geringſten unter den Gliedern Chriſti, wurde die große Gnade zu Theil, ein Sendbote unter den Heiden zu werden. Schon ſeit meiner Kindheit hatte der

Herr ſich an meinem Herzen nicht unbezeugt gelaſſen und mich ſtets in der Zucht ſeines Geiſtes erhalten. Allmählig gelangte ich durch den Gebrauch der Gnadenmittel zum ſeligen Bewußtſein der Gotteskindſchaft. Sobald ich wußte, daß ich aus Gnaden durch den Glauben an Jeſum Chriſtum mit Gott verſöhnt bin und durch ſein auch für mich vergoſſenes Blut Vergebung der Sünden habe, entſtand in mir der Wunſch den Segen, den ich an meinem eignen Herzen erfahren hatte, auch den armen Heiden mitzutheilen. In dieſem Vorhaben wurde ich durch fleißiges Leſen der heiligen Schrift beſtärkt. Immer deutlicher trat mir die Pflicht vor Augen, daß ich den Heiden das Evangelium bringen ſollte. Wenn ich meinem irdiſchen Berufe nachging — ich hatte mich dem Kaufmannsſtande gewidmet, — lagen mir ſtets die Heiden im Sinn. Ich hatte einen unwiderſtehlichen innern Trieb zu ihnen zu gehen und ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Zuletzt entſchloß ich mich, wenn der Herr mich Unwürdigen als ſeinen Knecht gebrauchen wollte, aus Liebe zu ihm, der für mich am Kreuz geſtorben und aus Liebe zu den verirrten Seelen, die nichts vom guten Hirten wiſſen, mich dem Miſſionsdienſte zu widmen. Ich erkannte wohl die Größe und Schwere des Berufs, auch ſtellten ſich mir manche Hinderniſſe entgegen, doch hatte ich die Zuverſicht, der Herr würde mich zu ſeinem Dienſte ſchon tüchtig machen und mir den Weg ebnen.

Gott fügte es, daß ich mich einem Freunde, der in der Miſſionsſache beſſer als ich bewandert war, entdecken konnte. Dieſer deutete mir an, was ich zu thun hätte. Ich trug meine Dienſte der Geſellſchaft zur Beförderung der evangeliſchen Miſſionen unter den Heiden an und wurde von ihr, nachdem meine Angehörigen, die zuerſt meinem Entſchluß

ganz entgegen waren, mir zuletzt ihre Einwilligung gegeben hatten, im Monat Juni 1836 im Miſſionshauſe zu Berlin aufgenommen.

Ich brachte eine lange und geſegnete Zeit im Miſſionshauſe zu, wo ich mich im Verein mit vielen lieben Brüdern zum Miſſionsdienſte vorbereitete. Nach langem Harren kam der Tag meiner Ordination. Am 25. April 1842, empfing ich mit meinen Brüdern R. und D. die feierliche Weihe zum Dienſt am Evangelio unter den Heiden im Dom vom Biſchof Dr. R . . . Viele Miſſionsfreunde waren zugegen, um auch ihrerſeits ihre Theilnahme an den Tag zu legen und uns durch ihre Gebete Kraft und Stärke vom Herrn zu dem uns übertragenen ſchweren Amte zu erflehen.

Gerade einen Monat ſpäter am 25. Mai, geſchah in der mit Kränzen und Guirlanden feſtlich geſchmückten Dreifaltigkeitskirche unſere feierliche Abordnung als Sendboten zu den Heiden in Oſtindien. Es war dies der Tag nach dem wir uns lange geſehnt hatten. Eine große Anzahl chriſtlicher Brüder und Schweſtern aus der Nähe und der Ferne hatten ſich eingefunden, um an der Feſtfreude theilzunehmen.

Herr Paſtor T. hielt die Predigt über Matth. 9, 36; wo es heißt: „Da er das Volk ſahe, jammerte ihn deſſelbigen, denn ſie waren verſchmachtet und zerſtreut, wie die Schafe die keinen Hirten haben.“ In ergreifender Weiſe ſchilderte der Geiſtliche das Elend der Heiden und forderte die Verſammlung zur Theilnahme am Werke der Miſſion auf.

Die Abordnungsrede hielt Herr Dr. C. über die Worte Apoſtg. 13, 2. 3: „Da ſie aber dem Herrn dienten und faſteten, ſprach der heilige Geiſt: Sondert mir aus Barnabam und Saulum zu dem Werk, dazu ich ſie berufen habe. Da faſteten ſie und beteten und legten die Hände auf ſie und ließen

ſie gehen.“ Wir wurden der Gemeinde ihrer brüderlichen Liebe, ihrer herzlichen Theilnahme und ihrer gläubigen Fürbitte aufs Dringendſte empfohlen. Die verſammelten Chriſten wurden darauf aufmerkſam gemacht, daß die Miſſionsgeſellſchaft, in deren Dienſt wir nach Oſtindien geſchickt werden ſollten, lange widerſtrebt, gezögert, berathen und überlegt habe, bevor ſie zu dem Entſchluſſe gekommen, eine neue Miſſion daſelbſt zu begründen; allein die Umſtände und Ereigniſſe, von welchen ſie ſich habe leiten laſſen, ſeien von der Art geweſen, daß ſie nicht länger habe zweifeln können, es ſei dies des Herrn Wille. Uns wurde in der Abordnungsrede ans Herz gelegt, daß wir den Heiden das Evangelium, Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten und Auferſtandenen zu verkündigen hätten, wenn auch das Wort vom Kreuze den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit wäre. Alle Zeit und Kraft unſres Lebens ſollten wir dem Herrn weihen; von ihm ſollten wir zeugen durch Wort und That, in Freud und Leid, im Leben und Sterben. Für unſern Beruf wurden uns Barnabas und Paulus als Vorbilder hingeſtellt. Zur Stärkung aber unſeres Muthes, unſerer Kraft und Freudigkeit Alles aus Liebe zu unſerm Gott und Heiland, der uns zu Menſchenfiſchern machen will, zu verlaſſen und zu erdulden und ihm allein nachzufolgen, wurde uns die herrliche Verheißung des Herrn zugerufen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; ich will euch nicht verlaſſen noch verſäumen; fürchte dich nicht, denn ſo du durch's Waſſer gehſt, will ich bei dir ſein, daß dich die Ströme nicht ſollen erſäufen, und ſo du in's Feuer gehſt, ſollſt du nicht brennen, und die Flamme ſoll dich nicht anzünden!“ Darauf hatten wir vor der Gemeinde unſer Gelübde durch ein Ja zu beſiegeln, daß

es unſer feſter Entſchluß und Wille ſei aus Liebe zu dem Herrn Jeſu als ſeine Zeugen unter die Heiden zu gehen. Zum Schluß wurden uns nach apoſtoliſcher Weiſe unter Gebet und Segen von den Geiſtlichen Dr. L., Dr. C. und K....r die Bruderhände aufgelegt.

Einen Monat nach unſerer Abordnung traten wir unſere Reiſe nach Hamburg an. Sehr viele chriſtliche Freunde hatten ſich im Hofraum des Poſtgebäudes und auf den angrenzenden Straßen verſammelt, um uns ihr letztes Lebewohl zu ſagen. Sie ſchauten uns wehmüthig nach, während wir getroſt und freudig unſern Weg weiter zogen. Trieb uns doch der Geiſt des Herrn, und drang uns doch die Liebe Jeſu Chriſti, und nicht die Ausſicht auf weltliche Ehre und Auszeichnung, auf Genuß und Vergnügen, auf Vortheil und Gewinn zu den Heiden zu gehen, um dort Seelen für den Herrn zu gewinnen.

In Hamburg wurden wir von chriſtlichen Freunden herzlich bewillkommt. Wir durften ſchon hier die Erfüllung der Verheißung des Herrn erfahren: „Wer verläſſet Häuſer oder Brüder, oder Schweſtern, oder Vater oder Mutter, oder Weib oder Kinder, oder Aecker, um meines Namens willen; der wirds hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.

In Altona fanden wir bei dem preußiſchen Vice-General-Conſul für uns Briefe an zwei Perſonen in London vor, die für unſer Unterkommen ſorgen und auf dem Zollhauſe in Betreff unſerer Sachen Alles in Richtigkeit bringen ſollten."

Nachdem wir uns im Kreiſe der lieben Freunde in Hamburg und Altona erquickt hatten, begaben wir uns den 2. Juli an Bord des engliſchen Dampfſchiffes Caledonia, um unſere Reiſe nach London fortzuſetzen. Es war uns eigen zu Muthe, als wir den letzten Schritt auf dem feſten Boden

Deutſchlands thaten mit dem Gedanken, daß wir die Gegenden, welche wir jetzt erblickten, wohl nie wiederſehen würden. Die Schiffsmannſchaft und die Dienerſchaft auf der Caledonia war eine engliſche; auch mehrere der Paſſagiere waren Engländer. Wir hatten nun viel Gelegenheit ſowohl engliſch zu hören, als zu ſprechen, ſo daß wir uns ſchon jetzt in einer neuen Welt befanden.

Wir traten früh mit dem Glockenſchlag 7 unſere Reiſe an. Es ging jetzt die Elbe hinab, an deren herrlichen Ufern wir uns ergötzten. Mittags erreichten wir Curhafen und kamen dann in die offene See. Immer mehr entſchwanden uns die heimathlichen Gefilde, die uns noch kurz vorher ſo lieblich angelacht hatten. Je mehr wir uns von der Küſte entfernten und dieſelbe aus den Augen verloren, deſto ſtärker wurden die Schwankungen unſeres Schiffes, weil die See in Folge des heftigen Windes unruhig wurde. Viele der Paſſagiere bekamen die Seekrankheit, ich blieb aber den ganzen Tag davon verſchont. Während der Eine und der Andere ſich in ſeine Kajüte zurückzog, ſuchte ich ſo lange wie möglich auf dem Verdeck zu bleiben und ließ mich von dem Winde tüchtig anwehen. Ich ging entweder auf und ab, oder hielt mich in der Nähe des Hauptmaſtes auf, woſelbſt die Schwankung geringer iſt. Nur wenn es regnete, nahm ich meine Zuflucht zur Hauptkajüte, wo ich die horizontale Lage auf dem Sopha ſo oft mir die Uebelkeit anwandelte, ſehr heilſam fand. Doch als ich gegen Mitternacht zu Bett ging, wurde auch ich von der Seekrankheit heimgeſucht, dieſe aber ſchwand, ſobald ich mich in meine Koje (eine an der Wand befeſtigte Schiffsbettſtelle) niederlegte.

Ich befand mich auf der Ueberfahrt recht wohl, obgleich die See unruhig war, und die Wellen oft über Bord ſchlu-

gen. Am dritten Tage näherten wir uns der Küſte Englands. Je mehr wir auf ſie zuſteuerten, deſto deutlicher traten uns die Ufer mit ihrem friſchen, lieblichen Grün entgegen. Wir begegneten einer großen Anzahl Schiffe, die nach den verſchiedenſten Richtungen ihren Weg nahmen; hier und dort ſtieg der Rauch mehrerer Dampfer, die mit uns gleichzeitig von den benachbarten Ländern eintrafen, wirbelnd in die Höhe.

Gegen Mittag liefen wir in die Mündung der Themſe ein. Aber welch ein reges Leben zeigte ſich uns auf dieſem Gewäſſer! Während einige Schiffe vor Anker lagen, ſegelten eine Menge Kauffahrteiſchiffe auf London zu, andere wurden von kleinen Dampfern am Schlepptau entweder hinauf- oder hinuntergezogen. Hier und dort bewegten ſich eine große Anzahl kleiner Schiffe, die ſich mit dem Fiſchfang beſchäftigten.

Die erſte Stadt, bei der wir vorbeifuhren, war Gravesend. Hier kamen einige Beamte vom Zollhauſe an Bord, die ſämmtliche Sachen der Paſſagiere, mit Ausnahme derer, die ſie bei ſich hatten, in Gewahrſam brachten. Je mehr wir uns London näherten, deſto lebhafter wurde der Verkehr zu Waſſer. Viele kleine Dampfboote fuhren mit Blitzesſchnelle hin und her. Nachdem wir uns an den Ufern der Themſe, welche an manchen Stellen höchſt romantiſch ſind, und an dem bunten Treiben ſattgeſehen hatten, kamen wir am 4. Juli Nachmittags um 7 Uhr in der durch ihren Welthandel berühmten Stadt London an.

Am Zollhauſe wurde Halt gemacht. Schon von Weitem erblickten wir an der Barriere zwei von unſern Freunden, welche uns, als wir landeten, mit inniger Liebe empfingen und auf uns ſchon lange gewartet hatten. Dieſe halfen uns bei unſern Sachen auf dem Zollhauſe. Wir ließen unſere Kiſten mit den Sachen, um nicht Zoll zu zahlen,

als Tranſitgüter auf dem Zollhauſe zurück, und fuhren dann, nachdem wir das allernöthigſte mitgenommen hatten, zur Frau Prediger Menge, der wir den in Altona empfangenen Empfehlungsbrief von ihrem Gemahl übergaben. Wir fanden in ihrem Hauſe eine gaſtfreundliche Aufnahme.

London machte auf mich, ſo groß auch dieſe Stadt iſt, durch ihre Häuſer, die beinahe alle gleich ſind und ſchwärzlich ausſehen, einen trüben, melancholiſchen Eindruck. Es tritt hier dem Fremden nicht das Freundliche entgegen, wie es bei den Städten in Deutſchland der Fall iſt. Auch hier wechſelten, wie in jeder Reſidenzſtadt, Paläſte mit kleinen Häuſern ab. In den Straßen der City geht es ſehr lebhaft zu. Es iſt dort Laden an Laden, und Alles zeigt, daß eine große Fülle des Reichthums vorhanden iſt. Unter den Kirchen zogen am meiſten die Paulskirche und Weſtminſter-Abby meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Erſtere iſt die größte, proteſtantiſche Kirche in Europa; Letztere dagegen iſt berühmt ſowohl wegen ihrer prächtigen, gothiſchen Bauart, als wegen ihrer vielen, ſchönen Denkmäler, die ſich darin vorfinden. Es ſind in dieſer Kirche die Gräber vieler engliſchen Fürſten und anderer berühmten Perſonen. Von den anderen Denkwürdigkeiten London's verdienen die verſchiedenen Muſeen, die Königliche Bibliothek, die Königliche Bank, der zoologiſche Garten und der Tunnel erwähnt zu werden.

Der Herr wandte uns in London das Herz vieler theuren Seelen zu, denen wir es abfühlten, daß die Liebe Chriſti ſie trieb, uns die eine und andere Freude zu bereiten. Ich freute mich die Bekanntſchaft mit Herrn Dr. Steinkopf, einem von den alten Mitbegründern der britiſchen Bibelgeſellſchaft, zu machen, der durch ſein ehrwürdiges, freundliches und liebreiches Weſen, unſer Herz gewann. Durch den Pre-

melt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Die Seereiſe, beſonders die erſte, bietet jedem Reiſenden viel Intereſſantes und Angenehmes dar. Es giebt auf einer langen Fahrt viel Neues zu ſehen, was dem Landbewohner völlig unbekannt bleibt. Bald iſt es das Wogen, Wallen und Leuchten des Meeres, bald ein fliegender Fiſch, der über Bord fliegt, bald ein Delphin oder Sonnenfiſch, bald ein Wallfiſch, der die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich zieht. Zuweilen folgt Tage lang ein Haifiſch, der ſtets zwei kleine braune Fiſche, Lotſen genannt, als Begleiter hat, hinter dem Schiffe und verſchlingt begierig Alles, was über Bord geworfen wird; oder es ſpielen um das Schiff eine große Anzahl Porpus oder Meerſchweine herum, welche durch ihre luſtigen Sprünge und ihr munteres Umhertummeln den Seefahrer ergötzen. Auch gewähren Einem die verſchiedenen Seevögel von der kleinen Kaptaube bis zum großen Albatros viel Vergnügen. Es iſt intereſſant anzuſehen, wie z. B. ein Seeſtorch längere Zeit das Schiff begleitet, und wenn er von der Höhe einen Fiſch erblickt, wie ein Pfeil auf ſeine Beute ſtürzt. Manchmal erblickt man ein Schiff in der Ferne, dem man ſich allmählig nähert. Der ſüdliche Sternenhimmel hat auch ſeine Reize, doch iſt er nicht ſo ſchön, wie der nördliche. Aber das Intereſſanteſte iſt der majeſtätiſche Anblick des wallenden und brauſenden Meeres, wenn es vom Sturm bewegt iſt. Zu einer ſolchen Zeit tritt uns die Allmacht und Größe Gottes in der Natur am ſtärkſten entgegen.

Unſer Schiff, das etwa 12 bis 15 Fuß tief im Waſſer ging und etwa 12 Fuß Bord hatte, verfolgte unter der Leitung ſeines Kapitains über das große Weltmeer Tag und

Nacht ſeine Bahn. In den erſten Tagen hatten wir viel Regen, der Wind war uns wenig günſtig, und wir mußten hin- und herkreuzen, um nicht auf Klippen und Felſen oder auf Sandbänke geworfen zu werden. Faſt eine Woche hielten wir uns in den irländiſchen See auf, wozu ſonſt nur 3 bis 4 Tage erforderlich ſind. Auf dem atlantiſchen Ocean bekamen wir aber beſſeren Wind und ſchönere Tage.

Wir ſegelten aller Gefahr entronnen nun raſch bei Frankreich vorüber. Am Kap Finisterre, dem nordweſtlichſten Vorgebirge Spaniens erblickten wir ſpät am Abend zum erſten Mal nicht weit von uns einen großen Wallfiſch, der von Zeit zu Zeit einen ſtarken Waſſerſtrahl, etwa 20 bis 30 Fuß hoch, in die Luft blies. Die Inſel Porto Santo bei der wir vorüberfuhren, machte ſich recht lieblich mit ihren grünen, bewaldeten Hügeln. Ein kleines, portugieſiſches Schiff ſegelte dort bei uns vorbei, auf dem wir die Perſonen mit bloßen Augen deutlich erkennen konnten. Nicht lange darauf bekamen wir die Inſel Madeira mit ihren in der Nähe gelegenen drei hohen, ſteilen Felſen, die früher Vulkane waren, zu ſehen. Die canariſchen Inſeln blieben uns links liegen. Das Wetter war jetzt köſtlich, beſonders waren die Abende höchſt angenehm. Da die Sonne ſich immer mehr dem Zenith d. i. dem Scheitelpunkte näherte, ſo wurde während des Tages auf dem Hintertheil des Schiffes das Sonnenſegel ausgeſpannt.

Auf dem Wege zum Wendekreis des Krebſes bekamen wir eine Menge fliegender Fiſche zu ſehen, die theils einzeln, theils in Schaaren, wenn ſie in ihrem Elemente durch das Durchfurchen des Schiffes geſtört wurden, aus dem Waſſer gleich den Sperlingen auf dem Stoppelfelde plötzlich heraus- und eine große Strecke über die Meeresfläche hin-

flogen. Dieſe fliegenden Fiſche fielen während ihres Fluges, beſonders in der Nacht, oft mit einem Knall aufs Verdeck des Schiffes nieder. Sie haben in der Geſtalt viel Aehnlichkeit mit den Heringen, ſie ſind nur etwas ſchmäler und dicker. Ihre Flügel haben faſt die Länge ihres Körpers.

Sobald wir in den Bereich der Paſſatwinde gekommen waren, welche zwiſchen den Wendekreiſen das ganze Jahr hindurch mit großer Regelmäßigkeit und zwar nördlich vom Aequator von Nord-Oſt nach Süd-Weſt, dagegen ſüdlich von demſelben von Süd-Oſt nach Nord-Weſt wehen, ſegelten wir mit dieſem guten Winde S.-S.-W. pfeilſchnell in die heiße Zone. Das Schiff legte jetzt täglich 45 bis 50 deutſche Meilen zurück. Die Schnelligkeit deſſelben wird vermittelſt eines Logs gemeſſen. Das Log beſteht aus einem kleinen Brettchen, an dem eine lange Schnur, welche um ein leicht bewegliches Rad läuft, befeſtigt iſt. Während Einer das Brettchen in das Meer wirft und die Schnur, an der in beſtimmten Entfernungen Knoten und andere Zeichen gemacht ſind, ſich vom Rade, das ein Zweiter hält, abhaspelt, ſieht ein Dritter nach der Sandnhr. Darnach wird berechnet, welche Strecke das Schiff in einer Stunde zurücklegt.

Innerhalb der Wendekreiſe hatten wir Gelegenheit viele Porpuſſe zu ſehen. Sie ſchwimmen immer in Heerden und finden ihre Luſt daran, das Schiff zu umkreiſen, wobei ſie zugleich ihre Sprünge aus dem Waſſer machen; ſie ſind 4 bis 5 Fuß lang und von beträchtlichem Umfange. In der Bildung des Kopfes haben ſie mit dem Schweine viel Aehnlichkeit, daher ihnen auch der Name Meerſchweine beigelegt iſt. Wir waren auf der Reiſe ſo glücklich einige von ihnen vermittelſt einer Harpune und einer Schlinge zu fangen.

Anfangs September erblickten wir am fernen Horizonte

die capverdiſchen Inſeln. Das Wetter war köſtlich, der Himmel ſehr klar und heiter. Die Sonnenuntergänge, an denen wir uns ergötzten, waren überaus prächtig. Auch ſahen wir jetzt an jedem Abend das von allen Seereiſenden viel geprieſene Leuchten des Meers. Beſonders herrlich machte es ſich, wenn es recht finſter war. Das Schiff war, da es das Waſſer ſchnell durchſchnitt und gewaltſam zurückdrängte, ſo daß der Schaum hoch empor ſchlug, immer von elektriſchen, Funken ſprühenden Feuermaſſen umgeben, in denen viele runde Feuerſcheiben von verſchiedener Größe, manche wie ein Teller groß, umherſchwammen. Am ſchönſten nahm ſich dies beim Bugſpriet (d. i. das Vordertheil des Schiffes) aus, wo ſich ohne Aufhören ſchäumende Feuermaſſen hoch aufthürmten und zerſtäubten. Auch am Stern und Hintertheil des Schiffes folgte dem Ruder ein langer, Funken ſprühender Feuerſtrom.*) So predigte uns auch das große Weltmeer von Gottes Größe und Macht, die das Herz zum Lob und zur Anbetung des Herrn ſtimmt.

Eine ſehr große Freude wurde uns auf dem Ocean jedesmal dadurch zu Theil, wenn wir in der Ferne ein Schiff erblickten. Zuerſt zeigten ſich von demſelben am Horizont wie ein Punkt die Spitzen der Maſten — weil der Meeresſpiegel auf einer Entfernung von 5 deutſchen Meilen ſich auf etwa 70 Fuß neigt, — dann wurde es allmählig ſichtbarer, bis wir zuletzt das ganze Schiff ſahen, entweder uns entgegen kommend, oder mit uns denſelben Weg verfol-

*) Früher glaubte man, daß dieſe Funken Phosphor ſeien, der ſich bei plötzlicher Brechung der Meereswellen entzünde. Später aber kam man zu der Erkenntniß, daß dies eine beſondere Art Molusken ſind, welche man im Meer an manchen Stellen, hauptſächlich an der weſtafrikaniſchen Küſte, in beträchtlicher Menge findet.

gend. Es wurde jedesmal vom Kapitain Alles aufgeboten, um das Schiff, wenn es dieſelbe Richtung verfolgte, einzuholen. Deshalb wurden ſo viel Segel als möglich beigeſetzt. Mit mehreren Schiffen hatten wir eine Unterredung, obgleich wir 2—3 engliſche Meilen von einander entfernt waren. Dieſes geſchah durch verſchiedene Flaggen, von denen jede nach ihren Farben und Feldern, eine beſtimmte Nummer hatte. Die Farben ſind roth, gelb, blau, grün und dergleichen, ſo ſchreiend als ſie nur ſein können, weil ſie Meilenweit geſehen werden ſollen. Jeder Schiffskapitain beſitzt ein Signal-Buch, in welchem nach fortlaufenden Nummern ſämmtliche Schiffe verzeichnet ſtehen und mancherlei Fragen und Antworten enthalten ſind. Will man den Namen des Schiffes, den Ort und den Tag der Abreiſe wiſſen, oder wohin es ſegelt und dergleichen, ſo ordnet man die Flaggen nach der Nummer, die bei einer dieſer Fragen ſteht. Eine der wichtigſten Fragen, die ein Kapitain dem andern macht, iſt die: „Welchen Längen- und Breitengrad haſt Du?“ Ein Paar Schiffe kamen uns ſo nahe, daß die Kapitaine ſich durch's Sprachrohr unterhielten. Zuweilen ereignete es ſich, daß uns Schiffe mit vollen Segeln vom entfernten Horizont entgegen kamen, während wir die entgegengeſetzte Richtung verfolgten, woraus wir deutlich erkannten, daß auf dem Meere verſchiedene Luftſtrömungen ſtattfinden.

Die Temperatur der Luft war, als wir die Linie paſſirten, weil wir guten Wind hatten, und es auch irgendwo geregnet haben mußte, ſehr gemäßigt. Wir hatten nur 15 Grad Reaumur. Oft pflegt bei der Linie Windſtille zu ſein, wo dann die Hitze ſehr drückend iſt. Hier wie überhaupt zwiſchen den Wendekreiſen hatten wir die Sonne zu Mittag im Zenith.

Auf manchen Schiffen feiern die Matroſen, wenn ſie die Sonnenlinie paſſiren, das Neptunsfeſt, wobei die Kapitaine ihnen gewöhnlich freien Lauf laſſen. Die älteren Matroſen ſuchen dann, wie Reiſende berichten, ſich wunderlich zu maskiren. Hände und Füße werden ſchwarz und roth gefärbt, ſo daß ſie wie böſe Geiſter aus der Unterwelt ausſehen. Neptun trägt eine hohe, ſchwarze Mütze von Segeltuch, ein rothes Hemd, eine Schärpe von geflochtenem Tauwerk, einen großen, hölzernen Säbel an der Seite und einen Dreizack in der Hand. Sein langer Bart und ſeine große Perrücke ſind aus Hanf verfertigt. Das Gefolge beſteht aus Seenymphen und gräßlichen Seeungeheuern, welche den Meeresgott unter dem ſchrecklichſten Geräuſch ankündigen. Der Sekretair deſſelben erſcheint mit einer großen, hölzernen Brille und einem Buche in der Hand, um darin die Namen derer aufzuſchreiben, die zum erſten Mal die Linie kreuzen. Er fragt, woher man kommt und wie viel Tribut man dem Neptun zahlen wolle. Amphitrite, die Gemahlin des Neptun, zeigt ſich ebenfalls in einem wunderbaren Anzuge und iſt von einer Ehrenwache umgeben. Beide nehmen dann nach einer kurzen Proceſſion auf dem Verdeck ihren Thron ein, der oft aus einer Kanonenlafette beſteht. Von dort her, wo auch der große Waſchzuber ſteht, der über die Hälfte mit Seewaſſer gefüllt iſt und worin Solche, die zum erſten Mal die Sonnenlinie paſſiren, gebadet werden, gehen alle Befehle aus. Sonderbar iſt das Spiel, das man mit den jüngeren Matroſen treibt. Erſt wird ihnen der Kopf geſchoren, dann verbindet man ihnen die Augen und führt ſie gegen ein ausgeſpanntes Tau, das die Linie vorſtellen ſoll, welches ſie überſchreiten müſſen; hierbei werden ihnen drei Eimer Waſſer über den Kopf gegoſſen. Darauf kommt der Barbier, der ih-

nen das Geſicht ſtatt der Seife mit Theer einſchmiert und ſie dann mit einem verroſteten Stück Eiſen, das er auf der Ankerkette ſtreicht, barbiert. Zuletzt werden ſie rücklings in den Zuber mit Waſſer geworfen und abgeſpült. Gegen Paſſagiere nimmt man ſich in der Regel nichts heraus, höchſtens werden ſie ein wenig mit reinem Waſſer beſpritzt.

Wir entfernten uns jetzt mit gutem Winde in ſüdweſtlicher Richtung immer weiter vom Aequator und ſteuerten nach dem Wendekreis des Steinbocks. Auf der Fahrt dahin hatten wir heftige Windſtöße oder Squalls, die ſehr gefährlich ſind und oft viele Segel hinwegführen. Obgleich ſich das Schiff zu ſolchen Zeiten recht ſtark bewegte und von den Wogen auf- und niedergehoben wurde, ſo konnte ich doch ganz ſorgenlos zur Ruhe gehen in der feſten Zuverſicht, daß der mich ſchon ſchützen würde, der, wie der Prophet ſpricht, die Waſſer mit der Fauſt miſſet und den Himmel mit der Spanne faßt.

Als wir auf der ſüdlichen Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks durchkreuzt hatten und einſam auf dem großen Waſſer unſern Weg verfolgten, trafen wir mit einem Schiff zuſammen, das wir ſchon vor der Linie geſehen hatten. Wir begrüßten uns und konnten uns mit dem Kapitain auf's Neue unterhalten; wir waren ſehr froh nach langer Zeit wieder einmal Menſchen zu ſehen.

Jetzt ging es in ſchnellem Fluge dem Kap der guten Hoffnung zu. Zwar war es uns nicht vergönnt daſſelbe zu ſehen, doch mußten wir ſeine Witterung fühlen. Es war hier alle Tage naß und kalt, es gab Regen und Hagel. Der Wind ging ſtark, die See ſehr hoch. Wir ſegelten 9—10 engliſche Meilen die Stunde. Auf dem Schiffe wurden nun alle Vorkehrungen getroffen, weil am Kap heftige

Stürme herrſchen. Alte abgenutzte Segel wurden durch neue, ſtarke erſetzt. Alles, was durch die über Bord kommenden Wogen leicht weggeſpült werden oder Schaden leiden konnte, wurde gehörig befeſtigt. Auch wurden die Fenſter in unſerer Sternkajüte gegen das Eindringen der Wellen mit dicken dazu. paſſenden Bohlen wohlverwahrt. So ſtand man, ſo weit es menſchliche Vorſicht vermochte, ſeinem Gegner, dem Sturm und gewaltigen Wogendrang gegenüber, gerüſtet da.

Je mehr wir nach Süden ſteuerten, deſto kälter wurde es. Der Wind nahm an Stärke zu und wir kamen ſchnell in die Kap-Region. Bald zeigten ſich uns viele Kaptauben und Albatroſſe oder Sturmvögel. Letztere ſind die größten Seevögel, deren Flügel ausgebreitet 10—14 Fuß meſſen. Wir fingen vermittelſt der Angel mehrere Vögel von beiden Gattungen.

Ende September hatten wir den erſten Sturm. Als ich mich am Morgen auf's Verdeck begab, bot ſich mir ein großartiges Schauſpiel dar. Faſt alle Segel waren eingezogen, dennoch flogen wir nur ſo dahin. Der Wind heulte, die See tobte und war bis in ihre tiefſten Tiefen aufgeregt. Eine Menge Kaptauben und Sturmvögel hatten ſich bei unſerm Schiff eingefunden und flogen über den Wogen umher, oder ließen ſich von ihnen auf- und niedertragen und achteten zugleich darauf, ob ſie nicht in dem, was über Bord geworfen wurde, Nahrung für ſich fänden.

Die Wellen wurden zu Wogen. Dieſe thürmten ſich mit jedem Augenblick höher und höher, ſo daß ſie zuletzt großen Bergen glichen, die mit ſtarkem Brauſen über die Meeresfläche hinrollten, wobei eine Welle die andere verſchlang. Zuweilen bildeten die Wogen, welche der Sturm im wilden Wirbel vor ſich trieb, große Waſſerhügel, die ſich

aufthürmten, ein andres Mal glichen ſie einer Lawine, deren kräuſelnde, ſchäumende Spitze vom Sturme weit weggeführt wurde. Der ganze Ocean lag wie eine unermeßliche Schaumdecke vor uns.

Unſer Schiff hatte mit den Elementen einen gewaltigen Kampf zu beſtehen. Die Wogen warfen es nach allen Seiten und ſpielten mit demſelben wie mit einer Nußſchale. Aber als erfahrner Held kämpfte unſer Schiff gegen die heranbrauſenden Wellen. Kam von der rechten Seite eine berghohe Welle und wollte ſich in wilder Wuth auf's Verdeck werfen, dann ſenkte ſich das Schiff zur linken und wehrte alſo die Welle ab. Die Lenkung des Schiffes erforderte jetzt die ungetheilte Aufmerkſamkeit des Kapitains und des Steuermanns.

Da der Sturm zunahm, ſo mußten noch mehr Segel eingezogen und gerefft werden, wobei dieſelben furchtbar umherſchlugen; aber Kraft und Kunſt ſiegten. Einige Segel wurden ganz abgenommen, damit ſie vom Winde nicht weggeführt würden. Das Kommando geſchah vom Kapitain durchs Sprachrohr, weil das Brauſen des Meeres und das Heulen des Sturmes fürchterlich war, und die bloße Stimme nicht ausreichte. Manchmal trat der Kapitain ſelbſt zum Steuerrad und griff in die Speichen, während ſein ſchneller Blick bald die Segel, bald den Ocean muſterte. Von 25 und noch mehr Segeln, blieben zuletzt nur 2 und ſelbſt dieſe, doppelt gerefft, waren nur ein Drittel dem Winde ausgeſetzt. Das Schiff, das ſonſt mit ſeinen vollen Segeln einen majeſtätiſchen Anblick gewährte, machte jetzt mit den nackten Maſten, den leeren Raaen und dem Takelwerk einen wehmüthigen Eindruck.

Unterdeß wuchs die Gefahr. Mit ungeheurer Macht ſchlugen die Wellen an die Wände des Schiffes. Alles krachte

und zitterte, Alles fiel drunter und drüber. Eine Woge nach der andern stürzte über den vordern Theil des Schiffes. Oft war unser Fahrzeug von den Meereswogen, wie von hohen Bergen, die wir nicht übersehen konnten, eingeschlossen, und wir befanden uns gleichsam in einem Gebirgskessel. Bald schauten wir zu den berghohen Wellen hinauf, aber schon den andern Augenblick wurden wir von einer mächtigen Woge in die Höhe gehoben, und wir blickten in den Abgrund hinunter. Manchmal schien es, als wollten die heranstürzenden Fluthen unser Schiff verschlingen und in die Tiefe versenken. Dies geschah dann, wenn das Hintertheil des Schiffes auf einer Woge ruhte und mit dem Vordertheil ganz steil nach der Tiefe gerichtet in den Grund zu stürzen drohte. Der schauerliche Anblick wurde noch dadurch vermehrt, daß die Wellen bald hier, bald dort über Bord schlugen und darüber hinwegrollten. Anfänglich stand ein Steuermann, später zwei beim Steuerrade, als aber die Gefahr größer wurde, band man dasselbe mit Ketten und Stricken fest und gab von Zeit zu Zeit darauf Acht.

Aber Gottlob, auch bei dem gewaltigen Naturereigniß, das wir jetzt erlebten, wo das Leben jeden Augenblick so sichtbar auf dem Spiele stand, wußte ich nichts von Furcht und Bangigkeit, sondern blieb ruhig und getrost; denn ich hatte das selige Bewußtsein, daß ich bei Gott in Gnaden bin und daß alle unsere Haare auf dem Haupte gezählt sind und ohne Gottes Willen mir nichts begegnen kann. Staunend und anbetend ergötzte ich mich an dem furchtbar majestätischen Schauspiel der Natur und bekam dadurch mehr, als durch alles Andere, was ich bis dahin gesehen hatte, einen tiefen Eindruck von der Größe und Allmacht unseres Gottes.

Als Alles auf dem Schiffe beschickt war, suchte der Eine

hier, der Andere dort ſich feſtzuhalten. Wer keinen Gegenſtand hatte, gegen den er die Füße ſtemmen und an dem er ſich mit den Händen anklammern konnte, der wurde fortgeſchleudert. Am Tiſche konnten wir heute nicht eſſen, ſondern Jeder ſetzte ſich in irgend eine ſichere Ecke flach auf den Boden und balancirte mit ſeinem Teller und nahm Etwas zu ſich. An den ſtürmiſchen Tagen wurde nur das Nothwendigſte gekocht; denn jeden Augenblick war die Küche voll Waſſer, das nicht nur das Feuer auszulöſchen, ſondern auch die Speiſen ſammt dem Koch wegzuſpülen drohte.

Gegen Abend ließ der Sturm etwas nach und nahm einen milderen Charakter an. Die Nacht brach endlich herein. Ich ging um die beſtimmte Zeit zu Bett, doch mußte ich mich vorſehen, aus der Koje wegen der Schwankung des Schiffes nicht herausgeworfen zu werden. Mich mit Leib und Seele Gott befehlend, der bis hieher uns vor Schaden und Gefahr gnädiglich behütet hatte, ſchlief ich ruhig ein.

Bei unſerer Fahrt um das Kap kam uns die europäiſche, warme Kleidung in dieſen rauhen und ſtürmiſchen Tagen gut zu Statten. Glücklicherweiſe hatten wir hier nur drei Wochen zuzubringen. Die ſüdliche Halbkugel iſt, wie Viele ſchon wiſſen werden, kälter als die nördliche, wahrſcheinlich wegen der größeren Waſſermenge und der am Südpol angehäuften Eismaſſen.

Wir ließen das Kap etwa 250 engliſche Meilen links liegen. Der Wind war hier außerordentlich ſtark, die See ging hoch.

Am Reformationsfeſte hatten wir zum erſten Mal ſeit längerer Zeit wieder einen ſchönen Morgen. Mit frohem Herzen ging ich auf dem Verdeck auf und ab. Plötzlich rief der erſte Schiffsofficier: „Was iſt dort vor unſerm Schiffe?“

Der Kapitain, der noch nichts ſah, aber vielleicht nichts Gutes vermuthete, rief ſogleich dem Steuermann zu, links abzubiegen. Wir gingen ſofort zum Kapitain, der ſoeben durch's Fernrohr das Schrecken erregende Ding betrachtete und fragten, was das ſei. Er ſagte: „Es iſt ein Schiffswrack." Wir ſegelten ganz dicht dabei vorüber. Es war ein kläglicher Anblick und machte einen tiefen Eindruck auf uns Alle. Der Maſtbaum mit dem Korbe war ſtark angebrannt, woraus wir ſchloſſen, jenes Schiff muß durch Feuer zerſtört worden ſein. „Was mag aus den armen Menſchen geworden ſein, hier mitten auf dem Meere?" ſagte der Kapitain ſehr bewegt; „ſie ſind wahrſcheinlich Alle in der Tiefe begraben."

In dem indiſchen Ocean erlebten wir einen ähnlichen Kampf der Elemente, wie auf dem atlantiſchen Meere, der Unterſchied beſtand nur darin, daß die Wogen nicht von ſo beträchtlicher Höhe waren, aber das Schauſpiel der Natur hielt hier länger an. Die Sonnenuntergänge waren hier prachtvoller als auf dem atlantiſchen Meere. Bei der Linie die wir aufs Neue durchkreuzten, war es faſt unerträglich heiß, ganz anders, wie auf dem atlantiſchen Ocean; die Sonne brannte furchtbar bei Tage, doch war die Hitze des Nachts noch drückender.

Als wir den bengaliſchen Meerbuſen erreichten, ſchmeichelten wir uns mit der Hoffnung, daß wir in den erſten Tagen des Monats December in Calcutta eintreffen würden, mußten aber dieſe bald aufgeben, weil wir in dem Meerbuſen oft Windſtille hatten. Dies iſt eine peinliche Lage für den Seemann und Paſſagier. Der Kapitain ſchaute ſehnſüchtig nach jedem kleinen Wölkchen, ob ſich nicht ein Lüftchen erheben würde. Die Segel hingen ſchlaff hinunter und ſchlugen beim Rollen des Schiffes von links nach rechts und ſo umgekehrt mit Macht gegen die Maſten. Dies Rol-

len iſt höchſt unangenehm, es rührt von den ſchlaffen Segeln her, die ſonſt, mit Wind gefüllt, dem Fahrzeuge eine feſte Haltung geben.

Bei der Windſtille wurde die See ganz ruhig und glich, was ich nie gedacht hatte, einem klaren Waſſerſpiegel. Ich hatte früher die Idee, daß die See ſich ſtets in einem wogenden und wallenden Zuſtande befinde, aber ich wurde nun vom Gegentheil überführt. Die ungeheure, glatte Meeresfläche, in der ſich der klare Himmel abſpiegelte, war ſehr lieblich anzuſehen. Hauptſächlich machte ſich dies ſchön beim Sonnenaufgang, ſchöner noch beim Sonnenuntergang. Es kam mir dann unſere Erde wie in ihrem Zuſtande der Entſtehung vor, wie wir es 1 Moſe 1, 1 ff. leſen. Der Meeresſpiegel und der Himmel ſchienen in ſich völlig aufzugehen, denn es war an vielen Stellen gar nicht zu unterſcheiden, wo das Waſſer aufhöre und der Himmel anfange.

Nachdem uns Gott ein wenig in der Geduld geübt und geprüft hatte ſtellte ſich allmählig ein leiſes Lüftchen ein. Die Stille des Meeres wurde von leichten Winden, welche die ſchlummernden Wellen weckten, unterbrochen. Zuletzt erhielten wir die lang erſehnten, in dieſem Breitengrade üblichen Monſoons, und wir ſegelten gerade auf Calcutta zu. Es wurden nun vom Kapitain zum Einſchiffen alle Vorkehrungen getroffen. Das Schiff, welches bei der langen Seereiſe und dem Unwetter an ſeinem ſchönen Ausſehen viel verloren hatte, wurde auf's Neue angeſtrichen. Die Maſten wurden geputzt, das Takelwerk, welches durch die Stürme ſchlaff geworden war, wurde ſtraff gezogen und Alles auf dem Schiff in Ordnung gebracht. Aber noch einmal ſollte unſere Geduld auf eine harte Probe geſtellt werden; denn die Monſoons hörten auf, und wir hatten

öfters Windſtille, ſo daß wir nur wenige Meilen am Tage machten. Doch allmählig kamen wir vorwärts. Die Farbe des Meeres, welche ſonſt ein ſchönes Dunkelblau war, färbte ſich ganz grasgrün, was immer der Fall iſt, wenn man ſich dem Lande nähert; zuletzt verwandelte ſich das Grün des Waſſers in gelb, als wir der Mündung der großen Ausflüſſe nahe kamen. Als wir glaubten, weit genug gekommen zu ſein, und das Heranſchwimmen von Baumſtämmen, Wurzeln und Sträuchern, und das Erſcheinen der Landvögel uns die Nähe des Feſtlandes anzeigte, ſchauten wir fleißig nach dem Lotſenſchiff aus. Man hat nämlich wegen der vielen Sandbänke, welche ſich tief bis in die See erſtrecken und beſonders bei ſtürmiſchem und neblichtem Wetter ſehr gefährlich ſind, an verſchiedenen Orten beim Ausfluß des Ganges und ſeiner vielen Nebenarme in den Bengaliſchen Meerbuſen bei Sandheads nahe beim Eingang des Hauptkanals in einer beträchtlichen Entfernung vom Lande in der Nähe der Leuchtſchiffe, die ſtatt Leuchtthürme vor Anker liegen, mehrere Lotſenſchiffe ſtationirt, welche entweder dort vor Anker liegen, oder vor den Ausläufen der Sandbänke, die immerfort ihre Richtung verändern, umherkreuzen. Auf einem ſolchen Lotſenſchiff befinden ſich im Dienſt der engliſch-oſtindiſchen Regierung mehrere Lotſen, deren Pflicht iſt, jedes Schiff in den geeigneten Kanal zu bringen und durch die vielen Sandbänke hindurch ſicher nach Calcutta zu führen, damit man nicht noch zuletzt Schiffbruch leide. Wollte es ein Kapitain wagen, ohne einen Lotſen ſeinen Weg hier allein fortzuſetzen, ſo wäre es ziemlich gewiß, daß das Schiff nicht nur Schaden nähme, ſondern auch der Eigenthümer deſſelben würde beim eintretenden Schiffbruch keine Vergütung von der Verſicherungsgeſellſchaft erlangen.

Endlich nach langem Sehnen und Harren erblickten wir zu unſerer großen Freude am 20. December in der Ferne ein Lotſenſchiff. Sofort wurde ſignaliſirt; denn wir wünſchten, ſobald als möglich am Ziele zu ſein. Wir erhielten jedoch den Lotſen, der uns nun ſicher und wohlbehalten in unſere zweite Heimath einführen ſollte, erſt am Morgen des folgenden Tages. Die Freude, den Lotſen an Bord zu haben, war bei uns Allen unbeſchreiblich groß. Wir hatten ihn über Vieles zu fragen. Jetzt ſahen wir auch die erſten Eingebornen von Oſtindien. Etwa 10 Hindus hatten den Lotſen auf einem Boote zu uns gebracht. Ich fühlte mich augenblicklich zu ihnen hingezogen. In ihrem ganzen Weſen war durchaus nichts Abſtoßendes, was Einem bei den Negern leicht anwandelt, ſondern im Gegentheil viel Anziehendes. Sie waren faſt ganz nackt, von dunkelbrauner Farbe und hatten langes, ſchwarzes Haar. Ein mehrere Ellen langes Stück Kattun war zierlich um ihre Hüfte und Lenden gewunden. Manche hatten noch ein breites langes Stück Zeug, ebenfalls von Kattun, um ihren Oberkörper geworfen. — Auf ein uns vorgelegtes Papier mußten wir den Namen des Schiffes, von wo es herkommt, wie der Kapitain und die Paſſagiere heißen, einſchreiben. Dieſe Nachricht wurde ſchnell auf dem kürzeſten Wege per Telegraph von Kedſcheri, der erſten indiſchen Stadt, nach Calcutta befördert, ſo daß man dort unſere Ankunft ſchon mehrere Tage vorher erfuhr.

Sobald der Lotſe an Bord war, trat der Kapitain nach Seegebrauch an ihn ſein Kommando ab, und das Schiff ſtand unter ſeiner alleinigen Leitung. Obgleich wir auch jetzt noch Mangel an Wind hatten, ſo führte uns deſſen ungeachtet der Lotſe durch die Benutzung der Fluth, welche ſich

uns bereits fühlbar machte, ſicher dem Ziele entgegen. Wir mußten alle 6 Stunden bei eintretender Ebbe und ebenſo in der Nacht den Anker werfen, damit wir nicht zurückgetrieben würden. Bei der Fluth wurde der Anker wieder gelichtet. Ich freute mich allemal, wenn es hieß: „Anker aufgewunden", weil die engliſchen Matroſen eine ſchöne Arie dabei ſangen. Während wir fuhren, warf der Lotſenlehrling, den der Lotſe mitgebracht hatte, immerfort das Senkblei aus, um die Tiefe zu meſſen und ſagte dann wie viel Klafter wir hätten. Die leichten, wohlberechneten Wendungen des Schiffes verriethen deutlich, daß es unter der Leitung eines Führers ſtehe, der mit den Sandbänken in dieſem Gewäſſer wohl vertraut iſt. Den Tag darauf erhielten wir günſtigen Wind. Das Schiff wurde in wenigen Minuten in Segel gehüllt; wir konnten mit ſchnellem Fluge unſern Weg weiter verfolgen und näherten uns dem Ausfluſſe des Hugly, dem öſtlichen Seitenarm des Ganges.

Je näher wir dem Ziele kamen, deſto mehr beſchäftigte ſich mein Gemüth mit dem, was in dem fremden Lande unſerer wartete, und wie uns die Engländer wohl aufnehmen würden; doch waren wir der guten Zuverſicht, daß der Herr, in deſſen Dienſt wir ſtehen, ſchon Alles wohl machen werde.

Mit großer Spannung und Erwartung ſchauten wir jetzt nach dem Feſtlande aus. Da das Ufer allenthalben ſehr niedrig iſt, ſo bekommt man daſſelbe erſt in kurzer Entfernung zu ſehen. Endlich erblickten wir am fernen Horizonte das Land, das zuerſt mit der Waſſerfläche gleich zu ſein ſcheint. Die zahlreichen Gruppen von Bambusrohr, Kokusnüſſen und anderen Palmbäumen, womit die Küſte reichlich bedeckt iſt, machen den Eindruck, als ob dieſe im Meere wüchſen; je

näher man aber dem Lande kommt, deſto deutlicher treten Bäume und Sträucher dem Auge entgegen.

Auf unſerm Wege trafen wir mit mehreren Schiffen von verſchiedener Größe und Geſtalt zuſammen, welche entweder ihren Lauf hinunter nahmen, oder hier oder dort vor Anker lagen; es währte nicht lange, ſo fanden wir uns in einer breiten Seebucht, welche im Weſten durch das Feſtland und im Oſten durch die Inſel Sagor gebildet wird. Die Hindus halten die Spitze dieſer Inſel, welche nach der See gerichtet iſt, für heilig. Das Wort Sagor, obgleich ſcheinbar der Inſel als Name gegeben, bedeutet See, und Ganga Sagor ſoll deshalb den Ort bezeichnen, wo ſich der Ganges mit der See vereinigt.

Obgleich die Hindus das Waſſer des Ganges allenthalben ſehr heilig halten, ſo gilt dies doch vornehmlich von all den Stellen, wo das Waſſer des Ganges mit einem andern zuſammen kommt. Das Baden daſelbſt ſoll nach den religiöſen Büchern der Hindus hauptſächlich an gewiſſen Tagen im Jahre die wohlthätige Wirkung haben, daß es den Menſchen von Sünden reinige und ihm leibliche und geiſtliche Wohlthaten verſchaffe. Aus dieſem Grunde ſtrömen jährlich, beſonders im Monat Januar, viele Tauſend Hindus nach Sagor, um durch das Baden an dieſem Orte die erwähnten Segnungen zu empfangen.

In früherer Zeit opferten dort die Eingebornen dem Ganges ihre Kinder und warfen ſie in's Meer. Dies fand ſtatt gewöhnlich in Folge eines Gelübdes, welches ſie der Gottheit Ganga zu Zeiten der Noth thaten, oder um irgend einen wünſchenswerthen Gegenſtand zu erhalten. Sie legten häufig das Gelübde ab, noch vor der Geburt der Kinder; es wurde aber meiſtens erſt erfüllt, wenn dieſe ein

Paar Jahre alt waren. Man erzählt, daß die Mutter gewöhnlich ihr Kind, unter dem Vorwand es zu baden, eine beträchtliche Strecke in's Waſſer lockte, bis ſie im Stande war, es in die Tiefe zu ſtoßen, wo es eine Beute der Haifiſche und Krokodille wurde, welche dort zahlreich vorhanden ſind. Dieſe grauſame Sitte iſt jetzt auf Befehl der engliſch-oſtindiſchen Regierung abgeſchafft. Die Polizei hat ſtrengen Befehl, ſolche Thaten zu verhindern und die Uebertreter zu beſtrafen. Da oft mehr als 100,000 Pilgrimme von der entgegengeſetzten Küſte von Oriſſa und aus anderen Gegenden Bengalens ſich zu Waſſer auf Böten dahin begeben, ſo benutzen die Miſſionare dieſe Gelegenheit, den armen Heiden die frohe Botſchaft zu verkündigen, wie ſie durch das Blut Jeſu Chriſti Vergebung der Sünden erhalten können.

Am 22. December ſegelten wir mit anderen Schiffen den Hugly hinauf. Dieſer Fluß iſt wegen der vielen Sandbänke ſehr gefährlich, wo jährlich viele Schiffe ſcheitern. Das Flußbette verändert ſich faſt jede Woche, wo heute Sandbänke ſind, iſt in der nächſten Woche tiefes Waſſer und umgekehrt, ſo daß ſelbſt die Lotſen oft nicht wiſſen, wie das Schiff zu führen. Bei der Mündung der Hugly, an dem höher hinauf Calcutta, die Haupt- und Reſidenzſtadt von Bengalen und dem ganzen britiſchen Indien liegt, näherten ſich uns viele Eingeborne auf ihren Böten. Einige boten uns ihre Dienſte beim Hinauffahren auf dem Fluſſe an, Andere dagegen brachten Früchte als: Apfelſinen, Plantanen und andere Produkte zum Verkauf. Bei Kedſcheri, der erſten Stadt bei der wir vorbeifuhren, kamen zwei Poſtboote zu uns herüber, die uns ſämmtliche Briefe zeigten, damit wir nachſehen möchten, ob nicht welche für uns vorhanden wären. Gewöhnlich pflegen Freunde und Bekannte in Indien die neuen Ankömmlinge brieflich zu bewill-

kommnen. Von Kedſcheri aus wurde ſogleich nach Calcutta telegraphirt, daß unſer Schiff dieſen Ort erreicht habe. Dies wiederholte ſich bei jedem wichtigen Orte, der höher hinauf am Hugly lag, ſo daß die Freunde und Geſchäftsleute in Calcutta durch den Telegraphen an jedem Tage erfuhren, wo das Schiff ſich befand.

Der Anblick des Landes, wenn man eine lange Seereiſe zurückgelegt hat, erfüllt das Herz eines Jeden an Bord, des Paſſagiers ſowohl, als des Seemanns mit großer Freude. Alles Grüne erquickt. Das Auge des Reiſenden, welcher Monate lang nichts als den Himmel und die ungeheure Waſſerfläche geſehen hat, ruht mit Wohlgefallen auf jedem Gegenſtande. Heiterkeit und Frohſinn zeigt ſich auf allen Geſichtern und die Arbeit wird von den Matroſen mit vielem Humor und großer Bereitwilligkeit verrichtet.

Die Fluth macht ſich auf dem Hugly wie bei allen Armen des Ganges bis tief in das Land hinein geltend. Krokodille ſind in dieſem Strome zahlreich vorhanden. Das Ufer, welches wir jetzt deutlich ſahen, machte ſich mit der üppigen Vegetation außerordentlich ſchön. Man nennt das niedrige Land von Bengal, durch das der Ganges mit ſeinen vielen Armen fließt, die Sunderbans. Dieſer Name ſchreibt ſich von einem Baume Namens Sunder her, den man daſelbſt findet, und das Sanskrit-Wort Ban bedeutet Wald. Der ganze Diſtrikt beſteht aus vielen Landzungen, welche nach dem Meere zu in Sandbänke endigen, und ſich durch die Ablagerungen des Fluſſes gebildet haben und noch bilden. Nach einer Reihe von Jahren werden auch dieſe wieder mit Schlamm bedeckt ſein, und es wird ſich dann dort eine Vegetation zeigen, wie man es bereits an manchen Stellen ſehen kann.

Die Sunderbans, die auch wegen des wilden Waldgeſtrüpps Dſchangal genannt werden, ſind wegen der großen Vegetation und der ſtarken Ausdünſtung der verweſenden Pflanzen ſehr ungeſund. Die Europäer wagen ſich nicht in das Dickicht, weil man nur zu leicht das Dſchangal oder Waldfieber bekommt, welches oft tödtlich iſt. Die wilden Thiere: Tiger, Rhinoceroſſe und andere Ungeheuer hauſen hier in großer Anzahl, weil ſie ungeſtört ihr Weſen treiben können. Die Sunderbans ſind hauptſächlich der Aufenthaltsort der Boa Conſtrictor und des berühmten indiſchen Königstigers, der ſich gern im Dickicht aufhält, um auf ſeine Beute unbemerkt loszuſpringen. Schiffer, die genöthigt ſind hier ihre Anker zu werfen, müſſen ſehr auf ihrer Hut ſein. Es kommt vor, daß ſich manchmal der Tiger während der Nacht einen von der Mannſchaft holt, wenn dieſe nicht auf ihrer Hut iſt. Einſt ſah ein Miſſionar vom Dampfſchiff aus den Kampf zwiſchen einem Krokodill und einem Tiger an. Erſteres ſonnte ſich am Ufer, wie es dieſe Thiere oft zu thun pflegen. Der Tiger ſprang auf das Krokodill los, aber dieſes wehrte ſich kräftig und Erſterer konnte nichts ausrichten; ja es fehlte nicht viel, ſo hätte das mächtige Waſſerthier ihn in die Fluthen hineingezogen, und der Tiger wäre dann verloren geweſen.

Außer den wilden Thieren giebt es in den Sunderbans auch viele Waſſervögel, von dem großen Rieſenkranich bis zu dem kleinſten Sumpfvogel. Auch halten ſich hier Myriaden der verſchiedenſten Inſecten auf, Moskitos, Leuchtkäfer und dergl. Die ganze Natur ſcheint überall voll Leben zu ſein. Es iſt zu erwarten, daß je mehr die Waldungen gelichtet und Gebüſch und Geſtrüpp niedergebrannt ſind, auch die Sunderbans nach und nach wohnbare Plätze ſein werden. Manche

der Eingebornen haben sich schon jetzt in dieselben tief hinein gewagt und daselbst Reispflanzungen angelegt.

Am Strome weiter hinauf sahen wir die Hütten der Eingebornen zwischen den Palm- und Tamarindenbäumen, dem Bambusrohr, den Plantanen und anderen tropischen Gewächsen. Es liefen an dem Ufer viele Hunde umher, die um ihren Antheil bei der gefundenen Beute, meist Leichen der Hindus, mit Schakalen, Geiern und Raben stritten. In der Nacht hörten wir die Schakale, welche ein klägliches Geschrei erhoben.

Die Eingebornen, mit denen wir jetzt immer zahlreicher in Berührung kamen, waren meistens Fischer. Sie sind groß, wohlgeformt und von dunklerer Farbe als die Mehrzahl der Bewohner Bengals. Dies rührt unbedingt davon her, weil sie stets den tropischen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Alle sind wohlgenährt, obgleich ihre Nahrung höchst einfach ist und hauptsächlich in Reis, Vegetabilien und Fischen besteht. Ihre Haut ist sehr glatt, denn sie reiben sich fast täglich mit Oel ein. Von ihren Lungen machen diese Leute recht fleißig Gebrauch. Sie schreien und lärmen. Ein Jeder will gehört und verstanden sein. Einer ruft dem Andern mit lauter Stimme zu: „Tschup raho! Tschup raho!“ „Sei still! sei still!“ Jeder, Versuch sie bei ihrem Lärmen und Toben zum Stillschweigen zu bringen, ist vergebens. Weder Bitten noch Ermahnen, ja selbst harte Maßregeln, wie Mancher versucht hat, haben sich bei ihnen nutzlos gezeigt. Diese Leute können nicht einen Augenblick ihre Zunge still halten; sie mögen mit Kochen oder Essen beschäftigt sein, auf ihren Booten rudern oder ruhen; fortwährend schelten, schreien, singen oder lachen sie, wobei sie die verschiedensten Gestikulationen machen; kurz, der Athem scheint ihnen nie auszugehen.

Je näher man Calcutta kommt, desto interessanter wird die Gegend. Ueberall zeigt die Natur einen tropischen Charakter, doch treten dem Reisenden nirgends Hügel entgegen; denn das Land ist flach. Man sieht auf dem Hugly prachtvolle Schiffe, welche entweder hinauf- oder hinunter segeln und fast jeder civilisirten, handeltreibenden Nation in Europa und Amerika angehören und deren Flagge führen. Unter den Schiffen bemerkt man auch viele Fahrzeuge aus verschiedenen Gegenden Asiens, von Persien, Arabien, Birma, China und den benachbarten Inseln, welche man nie oder höchst selten in den Häfen von Europa und Amerika zu sehen bekommt.

In der Nähe von Garden Reach (Rietsch), etwa 6 englische Meilen von Calcutta entfernt, mußten wir wegen der Ebbe und da der Wind uns nicht günstig war, Anker werfen. Da wir hier 6 Stunden zu liegen hatten und es früh am Tage war, so nahm ich ein Boot und fuhr an's Ufer. Ich ließ mich am Eingange des botanischen Gartens, der von unserm Schiffe nicht weit entfernt war, absetzen und machte in diesem großen Park einen langen Spaziergang. Ach, wie freute ich mich, daß ich nach einer fast fünfmonatlichen Seereise wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte. Ich sah in dem botanischen Garten Pflanzen und Bäume, die man in Europa nur in den Treibhäusern der Reichen und Vornehmen findet. Besonders zog der Banyabaum, den ich bisher nur aus der Beschreibung kannte, meine Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe sendet von seinen Aesten wurzelartige Schößlinge senkrecht nach der Erde, die hier Wurzel fassen und zuletzt kräftige Stämme werden. Diese Stämme bilden gleichsam Pfeiler, welche mit dem Hauptstamm die schirmförmige Bedachung des belaubten Baumes tragen und Schutz

gegen die glühendſten Sonnenſtrahlen gewähren. Der Banyabaum erreicht eine außerordentliche Größe und Umfang. Sein Schatten lockt außer Menſchen auch Schaaren von Affen, Eichhörnchen, Papageien und Pfauen herbei.

Nachdem ich in dem Garten mich ergötzt hatte, kehrte ich zu unſerm Schiffe zurück. Hier wartete ich auf dem Verdeck ſehnlichſt auf die Stunde, in der wir unſern Lauf weiter fortſetzen ſollten. Aber noch ehe dieſe gekommen war, bereitete uns Gott eine große Freude und nahm all' unſere Sorgen, was wir in dieſem fremden Lande ohne irgend einen Freund anfangen, und an wen wir uns in Calcutta, in dieſer großen Metropole von Oſtindien, zuerſt wenden ſollten, hinweg. Der treue Herr ſchickte uns einen Mann entgegen, durch den er uns allenthalben die Wege ebnete. Als derſelbe ſich auf einem Boote unſerm Fahrzeuge näherte, fragte er die Schiffsmannſchaft, ob unſer Schiff nicht der Gardner wäre. An der Stimme merkte ich ſogleich, daß das Wort Gardner eine deutſche Zunge ſpräche, und ich wurde dadurch nicht wenig überraſcht. Darauf kam der Kapitain zu mir und ſagte: „Dieſer Herr frägt nach Ihnen.“ Ich war nun ganz geſpannt. Und ſiehe da, der Herr kommt an Bord, geht auf mich zu und frägt: „Sind Sie vielleicht Miſſionar H . . . ?“ Als ich dies bejahte, gab er ſich mir als den Miſſionar Schürmann zu erkennen und bewillkomnte mich herzlich. Meine Collegen, welche noch in der Cajüte waren und die ich ſchon vorher von der Ankunft des fremden Herrn in Kenntniß geſetzt hatte, kamen jetzt ebenfalls auf's Verdeck, und ich ſtellte ſie Herrn Schürmann vor. Unſer aller Freude war übergroß. Wir wußten nicht, was wir ſagen ſollten. Auch nicht im Entfernteſten hatten wir daran gedacht, daß dieſer Miſſionar in Calcutta ſei;

wir glaubten ihn erſt in Benares, ſeinem Stationsorte, zu finden. Ja, man ſagte mir, daß er vielleicht bei unſerer Ankunft ſchon auf ſeiner Reiſe nach Europa ſein werde. O, wie hat uns der Herr durch dieſe Begebenheit nicht allein erfreut, ſondern auch tief beſchämt, indem er uns zeigte, daß er all' unſere Sorgen kennt und gegen uns väterlich geſinnt iſt.

Miſſionar Schürmann hielt ſich, wie er uns mittheilte, ſchon ſeit mehreren Monaten wegen des Druckes der hinduſtaniſchen Bibel in Calcutta auf. Er hatte in der Zeitung von unſerer Ankunft geleſen, ſogleich ein kleines Boot gemiethet und war den Fluß hinunter uns entgegen gefahren. Sofort nahm er uns auf ſein Boot und gab den Hindus Befehl zur Abfahrt. Wir hatten einander viel zu fragen und zu antworten; es gab aber auch wieder auf unſerer Fahrt hinauf recht viel zu ſehen. Eine große Anzahl ſchöner Wohnſitze mit prächtigen Gärten lagen am Ufer. Die Landhäuſer oder vielmehr Paläſte der reichen, vornehmen Engländer ſtehen mitten in Gärten. Hinter denſelben befinden ſich die Gärten und Reisfelder der Eingeborenen. Vor manchen Häuſern lagen Böte, welche die Eigenthümer entweder zum Vergnügen, oder für ihre Geſchäfte hielten. In der Nähe des botaniſchen Gartens, uns zur Linken, ſahen wir das Biſchofs-Collegium, das Middleton, der erſte Biſchof von Indien, gründete. Das Gebäude iſt zur Ausbildung der engliſch-oſtindiſchen Geiſtlichkeit beſtimmt.

Als wir bei Garden Reach vorbei waren, bekamen wir rechts die Stadt Calcutta zu Geſicht. Der ganze Fluß, von beträchtlicher Breite, war etwa eine deutſche Meile lang mit einem Wald von Schiffsmaſten bedeckt. Calcutta ſteht auf dem öſtlichen Ufer, während auf dem weſtlichen die Vorſtadt Hauraḥ mit ihren vielen Werften liegt. Man ſieht

nirgends Brücken, und man ist deshalb genöthigt von einem Ufer zum andern entweder in den Böten der Eingebornen oder auf einem Dampfboot überzusetzen. Zwischen Garden Reach und Calcutta befindet sich eine bedeutende Vorstadt, welche den Namen Kidderpur führt und eine große Bevölkerung hat. Auch hier sind viele Docks, wo Schiffe entweder ausgebessert oder neugebaut werden.

Gewöhnlich liegen bei Haurah und Kidderpur die größten Schiffe, welche den Hafen besuchen, vor Anker, während die Küstenfahrer und die unzähligen Fahrzeuge der Eingebornen den Fluß weiter hinauf, gegenüber dem sehr ausgedehnten Stadttheil der Eingebornen, anlegen.

Sobald wir bei Kidderpur vorbei waren, erblickten wir das Fort William ganz in der Nähe des Flusses. Das Fort beherrscht mit seinen Batterien vollständig den Hugly, so daß es die Stadt Calcutta vor einem feindlichen Angriff von der Wasserseite schützen kann. Dasselbe wurde zu einer Zeit erbaut, wo man sich in Indien nicht ganz sicher glaubte. Wahrscheinlich sollte es für die Engländer der letzte Zufluchtsort bilden, wenn man nicht fähig wäre, das Feld gegen eine feindliche Uebermacht zu behaupten. Zwar ist es noch nicht vorgekommen, daß man das Fort angegriffen hat, doch führte man auch gegen dieses in der letzten Militair-Revolte im Jahre 1857 Böses im Schilde. Man hat bis jetzt die Batterien nur gebraucht, um Schüsse abzufeuern, wenn der General-Gouverneur oder eine andere große Persönlichkeit seine Reise antritt, oder von derselben zurückkommt. In der Regel befindet sich in dem Fort ein europäisches Infanterie-Regiment und mehrere Compagnien Artillerie. Die Kasernen daselbst eignen sich nicht für das heiße Klima, da sie nicht luftig genug sind. Es können deshalb, wenn ein europäisches

Regiment unmittelbar nach ſeiner Ankunft darin untergebracht wird, häufig Todesfälle vor. Außer den europäiſchen halten ſich auch eingeborene Truppen im Fort auf, die den Namen Sipáhi führen. Dieſe, beſonders die Bengalen, können das Klima beſſer vertragen.

Zwiſchen dem Fort William und dem Haupt-Ghát oder Landungsplatz giebt es keine Gebäude. Der Landungsplatz mit einer breiten, ſteinernen Treppe führt zu Ehren ſeines Erbauers den Namen Tſchandpál-Ghát. Ein ſchöner, breiter Fahrweg, der an einigen Stellen von Bäumen beſchattet iſt, läuft eine beträchtliche Strecke am Ufer entlang und wird der Strand genannt. Die reichen, angeſehenen Europäer und Eingebornen benutzen viel denſelben, theils zu Wagen, theils zu Pferde, um friſche Luft zu genießen. Der Weg iſt ſehr angenehm. Man hat auf der einen Seite die Esplanade, einen großen freien Platz, mit ſtattlichen, palaſtartigen Gebäuden vor ſich, auf der andern eine höchſt intereſſante Ausſicht ſowohl auf den Fluß, — in welchem entweder viele Schiffe und Barken jeder Art und Geſtalt vor Anker liegen, oder nebſt vielen andern Böten und Fiſcherkähnen in Bewegung ſind, — als auf das entgegengeſetzte Ufer.

Wenn man das Schiff verläßt, um in Calcutta zu landen, gebraucht man zur Ueberfahrt eine Dinghi, das iſt ein Boot der Eingebornen; der Boden deſſelben iſt entweder flach, oder rund und läuft nach dem Bug ſpitz zu, iſt aber nach dem Stern breiter. Hier befindet ſich eine Bedachung oder Hütte, worunter die Eingebornen kriechen und vor den Sonnenſtrahlen Schutz ſuchen. Dieſe iſt von rund gebogenen Bambusſtäben und Matten verfertigt, und hat in ſeiner Erſcheinung Aehnlichkeit mit den Backöfen in unſerer Mark.

Gewöhnlich wird das Boot von zwei wildausſehenden Burſchen, entweder Hindus oder Muhammedanern, gerudert, welche einen beſondern Dialect ſprechen, der nur ihnen recht verſtändlich iſt.

Als wir mit unſerm Freunde das Ufer erreichten, warteten auf uns, wie es bei jedem europäiſchen Ankömmling der Fall iſt, ſchon viele Palankinträger mit den Palankins (Sänfte) auf ihren Schultern, und ſahen, ob wir nicht ihre Dienſte in Anſpruch nehmen wollten. Da der Hugly bei der Ebbe ſehr zurücktritt und die Ufer ſehr ſchlammig ſind, ſo ſtürzen ſich dieſe Männer (es gehören nämlich 4 Träger zu einem Palankin) bis zu den Knieen ins Waſſer, um dem Boot zu begegnen. Jede Partie bietet dem Ankömmling ihren Palankin an, indem ſie ſagen: **„Sahib hamára Palki lidschiye.“** „Mein Herr, nehmen Sie meinen Palankin.“ Es iſt oft nicht leicht in dieſelbe hineinzukommen, ohne mit den Füßen in den Schlamm oder Moder des Ufers hineinzugerathen. Die Träger, die zu den verſchiedenen Palankins gehören, ſtreiten und zanken miteinander, indem jede Partie Alles aufbietet, um den Paſſagier zu erhalten. Wenn man dieſe Leute und ihre Sprache kennt, ſo ſteigt man in den nächſten Palankin, und ſagt den Trägern, wohin ſie gehen ſollen, und alle Unruhe hat dann ein Ende. Die Leute zerſtreuen ſich augenblicklich, und die zurückbleibenden laufen zu einem andern Boote, weil der Verkehr am Fluſſe ſehr lebhaft iſt, während die Palankinträger, die man gemiethet hat, mit ihrem Paſſagier abgehen, wohin ſie gewieſen ſind. Iſt man aber mit der Sprache des Landes unbekannt, und kann man ihnen nur eine unvollkommene Anweiſung geben, ſo hält es ſchwer zu ſeinem Beſtimmungsorte zu gelangen. Oft ſtellen ſich dieſe Leute, als ob ſie ganz gut verſtehen, wohin ſie den

Ankömmling bringen ſollen, und doch ſchlagen ſie die entgegengeſetzte Richtung ein.

Aber wenn der Europäer auch mit der Sprache der Provinz vertraut iſt, ſo iſt er dennoch in Calcutta oft übel berathen. Die Mehrzahl der Träger ſind theils aus den Bergen des Innern des Landes, theils aus den verſchiedenen Diſtrikten an den Küſten und haben einen Dialekt, der von dem, welcher in der Stadt gebräuchlich iſt, ſehr abweicht. Dazu kommt, daß Viele von dieſen Leuten, die aus ein- und demſelben Diſtrikte ſind, in kleinen, geſchloſſenen Geſellſchaften zuſammenleben und nur wenig mit andern Eingebornen des Orts verkehren. Auf dieſe Weiſe behalten ſie die Eigenthümlichkeit ihrer Sitten und Sprachen bei, und Manche halten ſich wahrſcheinlich zu kurze Zeit in Calcutta auf, um ſich die Sprache des Orts anzueignen.

Vom Fort aus gewährt die Stadt Calcutta, der man den Beinamen „die Stadt der Paläſte“ gegeben hat, einen außerordentlich prächtigen Anblick. Man ſieht einen freien, großen Platz vor ſich, an dem nicht nur die öffentlichen Gebäude, ſondern auch die fürſtlichen Wohnſitze der reichen und vornehmen Engländer liegen. Das Ganze macht auf den Ankömmling den Eindruck, daß man ſich wirklich in der großen Hauptſtadt des brittiſchen Indiens befindet.

Calcutta liegt in einer Ebene und iſt von Gärten, Landhäuſern und Dörfern umgeben. Sie beſteht 1) aus der Stadt der Europäer oder weißen Stadt; 2) aus der Stadt der Hindus oder ſchwarzen Stadt; und 3) aus den weitläufigen Vorſtädten. Wenige Städte in der Welt werden auf das Gemüth eines Reiſenden einen ſolchen Eindruck machen, wie es bei Calcutta der Fall iſt.

Miſſionar Schürmann brachte uns nach einem Gaſt-

hauſe, das unter der Leitung einer frommen, indobritiſchen Dame ſtand. Er ſelbſt hatte während ſeines Aufenthalts in Calcutta nebſt einem engliſchen und amerikaniſchen Miſſionar ſein Logis darin aufgeſchlagen. Da noch ein Zimmer leer war, ſo miethete wir uns in dem Gaſthauſe ein, und fühlten uns im Kreiſe unſerer neuen Freunde bald ganz glücklich und heimiſch. Es war 4 Uhr Nachmittags, als wir ankamen. Da gerade Eßzeit war, mußten wir ſogleich am Mittagsmahl Theil nehmen. Die Gaſtwirthin, eine Wittwe, nahm uns ſehr freundlich auf.

So erreichte unſere Reiſe unter Gottes gnädiger Obhut ein ſchönes, fröhliches Ende.

3. Der Aufenthalt in Calcutta.

Wir waren am heiligen Abend, am 24. December 1842, in Calcutta angekommen. Am Weihnachtstage — es war diesmal gerade ein Sonntag — begaben wir uns zur Kirche. Miſſionar Schürmann brachte uns zur Union Chaple. Dies Gotteshaus gehörte der Gemeinde der engliſchen Diſſenters. Der Ton der Orgel, die Kirchenmuſik und der geiſtliche Geſang der Gemeinde, den wir wieder zu hören bekamen, machten auf unſer Gemüth, das ſolchen geiſtlichen Genuß lange entbehrt hatte, einen tiefen Eindruck. Der Geſang hatte etwas leichtes, ſanftes und angenehmes und kam den deutſchen, chriſtlichen Arien gleich. Statt der Liturgie, die niemals in der Kapelle der Diſſenters geleſen wird, hielt der Geiſtliche Dr. Boaz ein langes Gebet. Die Predigt war gut, doch keine Weihnachtspredigt, weil die Diſſenters nur den Sonntag, aber nicht die chriſtlichen Feſte feiern. Der Geiſtliche deutete blos kurz an, daß heute der

Tag sei, an welchem viele Christen das Weihnachtsfest feiern. Es war uns deshalb gar nicht weihnachtlich zu Muthe, theils weil wir in der Kapelle keine Weihnachtspredigt hörten, theils weil wir uns durch die indische Natur in die Sommermonate Deutschlands, wo Alles grün und lieblich aussieht, versetzt fühlten.

Mehrere der Kirchendiener waren eingeborene Christen in ihrer Nationaltracht. In allen Gotteshäusern der Dissenters wird das heilige Abendmahl am ersten Sonntage eines jeden Monats am Schlusse des Gottesdienstes gefeiert. Die ganze Gemeinde, nämlich die **Church members** d. h. solche Kirchenmitglieder, die wegen ihres aufrichtigen, christlichen Wandels in die engere Gemeinschaft aufgenommen worden sind, nimmt daran Theil. Da die Dissenters keinen Altar in ihren Kirchen haben, blieben die Glieder beim Genusse des heiligen Abendmahls auf ihren Plätzen und Wein und Brod wurden nach der Consekration und dem Gebet herumgereicht.

Wir traten jetzt in einen immer größeren Verkehr mit den Eingebornen, die ein hübscher Menschenschlag sind. Die Hindus sind von schöner, dunkelbrauner Farbe; Viele aus den höheren Klassen sehen sogar ziemlich hell aus. Sie haben unsern Wuchs und unsere Gesichtsbildung, dunkle Augen und schwarzes Haar, kleine Hände und kleine Füße. Oft trifft man recht wohlgestaltete Männer und sehr schöne Frauen an.

Zwischen den Eingebornen von Bengal und Hindustan, die zwar eine gemeinsame Religion haben, findet ein merklicher Unterschied statt. Erstere sind ein besonderer Volksschlag, der von den Letzteren sehr abweicht. Die Bewohner Bengals nennen sich nie Hindus. Sie sagen von sich, daß sie Bengalis sind und werden auch von andern Eingebornen als solche

bezeichnet, während die Bewohner von Hinduſtan die wirklichen Hindus ſind. Der Unterſchied der Bengalen von den Hindoſtanern beſteht hauptſächlich in Folgendem: Die Bengalis haben ein rundes, volles Geſicht, ſind etwas korpulent, tragen langes Haupthaar, das glänzend ſchwarz iſt und von der arbeitenden Klaſſe am Hinterkopf in einen Knoten zuſammen gebunden wird; ſie gehen faſt immer ohne Kopfbedeckung. Die eigentlichen Hindus dagegen haben ein ovales Geſicht mit ſehr markirten Zügen, ſind in der Regel etwas hager, mehr zierlich und ſchlank, als ſtark und muskulös gebaut. Sie laſſen ihr Haupthaar faſt ganz abraſiren und gewöhnlich nur einen kleinen Büſchel auf dem Scheitel ſtehen, und tragen entweder einen Turban oder ein Käppchen.

Es war uns ſehr lieb, daß wir in Miſſionar Schürmann einen Mann fanden, der uns mit Rath und That beiſtand, was uns Fremdlingen ſehr willkommen war. Bald nach Weihnachten gingen wir mit ihm nach dem Zollhauſe, um von dort unſere Kiſten mit den Sachen zu holen. Unſere Schiffscommode und Reiſekoffer, worin wir das Nothwendigſte für den Schiffsgebrauch hatten, durften wir ſchon früher vom Schiffe fortnehmen.

Auf dem Zollhauſe fanden wir etwa hundert Hindus in mehreren großen Sälen als Schreiber, Rechnungsführer, Buchhalter u. ſ. w. beſchäftigt. Ihre orientaliſche Tracht, wovon ſpäter die Rede ſein wird, ſteht ihnen zu ihrer dunkelbraunen Hautfarbe ſehr gut, und machte auf uns einen höchſt angenehmen Eindruck. Wir hatten auf dem Zollhauſe viel Mühe, ehe Alles geordnet wurde. Die engliſchen Beamten wollen gern die Miſſionare der Unkoſten überheben, doch ſind ſie durch den Buchſtaben des Geſetzes gebunden; denn Alles was neu und noch nicht gebraucht iſt, iſt

steuerpflichtig. Es genügt aber, wenn man die für den Privatgebrauch bestimmten Sachen zollfrei durch's Steuerhaus haben will, daß man Rock, Kleid, Hemd und dergleichen wenigstens einige Minuten auf dem Körper angehabt hat, um dem Buchstaben des englischen Gesetzes gemäß mit gutem Gewissen sagen zu können: alle diese Sachen sind gebraucht.

Unser Freund führte uns in Calcutta in verschiedene christliche Kreise ein. Alle freuten sich, daß wir nach Ostindien gekommen waren, um die Zahl der Arbeiter auf dem Missionsfelde zu vermehren. Wir wurden durch seine Vermittelung Mitglieder der dortigen allgemeinen Missions-Conferenz und des Comitee's der indisch-britischen Bibelgesellschaft. Bei den monatlichen Missions-Conferenzen betheiligen sich sämmtliche evangelische Missionare, welche in Calcutta im Dienste verschiedener Missions-Gesellschaften stationirt sind, mit Ausnahme derer von **Propagation Society.** Die Conferenzen finden bald bei dem einen, bald bei dem andern Missionar statt. Die Versammlung wird mit Gesang und Gebet eröffnet und darauf ein Chairman oder Präsident gewählt. Ein Missionar von der schottischen Kirche war für alle Sitzungen als Sekretair angestellt.

Als wir an der Missions-Conferenz Theil nahmen, waren etwa 20 Missionare anwesend. Manche von ihnen z. B. Dr. Duff; die Herren Macay, Macdonald, Schmidt, Wenger, Le Croix waren mir schon früher aus den Missionsblättern bekannt. Die Brüder nahmen uns recht freundlich auf und wünschten uns den Segen des Herrn zur Arbeit in seinem Weinberge. Zwei von ihnen luden uns bald darauf für den ganzen Tag ein; ihre Liebe und Theil-

nahme that unſerm Herzen recht wohl. So erfüllte der Herr ſeine Gnadenverheißung, die er ſeinen Jüngern Matth. 19, 29 gegeben, auf's Neue an uns.

Wir machten in Calcutta die Bekanntſchaft mit Fräulein Wilſon, die in der indiſchen Miſſionsgeſchichte durch ihre Thätigkeit unter dem weiblichen Geſchlechte ſich einen großen Namen erworben hat. Sie war ſchon eine bejahrte Dame, mit recht ehrwürdigem Ausſehen. Aus Allem, was ſie zu uns ſprach, ging nur zu deutlich hervor, daß ſie im innigen Umgange mit dem Herrn ſtand. Fräulein Wilſon war früher Lehrerin in dem Waiſenhauſe, das ſie für Hindu-Mädchen in Agrapora bei Calcutta gegründet hatte, mußte aber, weil ſie ſich der Geſellſchaft der Plymouthbrüder angeſchloſſen hatte, die kirchliche Miſſionsgeſellſchaft verlaſſen. Wir hatten ſpäter Gelegenheit, auf einem Ausfluge nach Serampur, wo ſich die erſten proteſtantiſchen Miſſionare in dem nordöſtlichen Theile dieſes Landes niedergelaſſen hatten, dieſe Anſtalt in Augenſchein zu nehmen, und waren über Alles, was wir ſahen und hörten, ſehr erfreut.

Nachdem wir uns in Calcutta etwas eingerichtet hatten, benutzten wir die Zeit unſeres Aufenthalts theils zur Erlernung der hinduſtaniſchen Sprache, theils ſuchten wir uns durch den Umgang mit den dortigen Miſſionaren auf unſere eigene Arbeit vorzubereiten.

Im Monat Januar wohnten wir den von verſchiedenen Miſſionaren abgehaltenen öffentlichen Schulprüfungen bei. Die Prüfung war gewöhnlich im Town Hall (Stadthalle), einem ſehr großen Gebäude. Hier verſammelten ſich die Miſſionare mit ihren Schülern, um dem Publikum, welches theils aus Engländern, theils aus vornehmen und geringen Hindus beſtand, Rechenſchaft abzulegen, wie weit es ihnen mit ihren

Bemühungen gelungen sei. Es wurde fast Alles in englischer, nur sehr Weniges in bengalischer Sprache vorgetragen. Die Kinder wurden in der Religion, in der Kirchen- und Weltgeschichte, Arithmetik, Geometrie, Englisch, Bengalisch u. s. w. geprüft. Wir waren erstaunt über ihre Kenntnisse, die sie an den Tag legten. Sobald die Schüler gefragt wurden, waren sie stets gespannt und in ihren Antworten lebendig. Besonders leistete die Prüfung mit den Schülern der **Assembly School**, welche von den Missionaren der schottischen Gesellschaft geleitet wurde und zum Hauptdirigenten Dr. Duff hatte, dem Publikum viel Genüge. Viele von den Schülern sind nicht nur in der christlichen Literatur und andern Wissenschaften weit vorgeschritten, sondern auch in den Beweisgründen des christlichen Glaubens sehr bewandert. Einige der älteren Zöglinge lieferten in englischer Sprache ausgezeichnete Arbeiten über aufgestellte Preisfragen zu 70, 30 und 20 Rupien (eine Rupie hat etwa 20 Sgr.), z. B. über die Trugschlüsse und falschen Grundsätze, welche die Basis des berühmten pantheistischen Systems von Spinoza bilden, dann über das System des Christenthums und Heidenthums und ihre Gegensätze, welche sie theilweise selbst vorlasen. Recht herzlich freute ich mich, wenn der Zögling in Gegenwart seiner Landsleute und Glaubensgenossen die Thorheit des Götzendienstes bewies. Unter Andern sagte Einer: „Das Kind ist in diesem Lande vernünftiger, als der erwachsene Mann. Dieser wirft sich vor dem steinernen Götzenbilde nieder und betet es an; jenes dagegen spielt mit dem Götzen, als mit einem Steine.“

Da sich unser Aufenthalt in Calcutta verzögerte, weil wir manche Erkundigungen in Betreff unserer künftigen Niederlassung und Begründung einer Mission einzuziehen hatten,

ſo lernten wir unterdeß die Stadt, die Europäer und die evangeliſche Miſſion an dieſem Orte immer beſſer kennen.

Es iſt ſchon früher die Rede geweſen, wie prächtig ſich die Stadt ausnimmt, wenn man ſich ihr vom Landungsplatze nähert, und den großen Platz mit den Regierungshäuſern, und den ſchönen, palaſtartigen Häuſern der reichen und vornehmen Engländer vor ſich hat.

Die Esplanade oder der freie Platz, welcher den Namen Tſchauringhi führt, iſt mit ſchönem, grünem Raſen bedeckt und von vielen breiten Wegen und Fußſteigen durchſchnitten. Derſelbe wird hauptſächlich am Morgen und Abend zur Promenade benutzt. Es findet dann zu dieſer Zeit ein ſehr buntes Treiben ſtatt: denn es ſuchen hier Viele zu Fuß und zu Wagen, zu Pferde oder im Palankin ſich Bewegung zu verſchaffen und friſche Luft zu ſchöpfen, was im Orient, wenn man geſund bleiben will, auch ſehr nöthig iſt. Sobald die Sonne untergegangen iſt, und der kühle Landwind zu wehen anfängt oder bald erwartet wird, ſcheint es, als ob die ganze Bevölkerung Calcutta's von dem Niedrigſten bis zum Höchſten gleichzeitig hinauseilt, um ſich nach der drückenden Tageshitze zu erquicken. Es beginnt nun ein Geraſſel der Räder und ein Tumult, wie man ihn wohl nur in wenigen Städten hört. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt ein großes Getümmel und die geräuſchvollſte Thätigkeit des Abends. Zwei- und vierrädrige Wagen raſſeln in großer Anzahl durch die Straßen nach dem freien Platze. Man kann bei dieſer Gelegenheit die verſchiedenſten Fuhrwerke ſehen, von den eleganteſten Kutſchen der reichen und angeſehenen Engländer und Bengalen bis zu den Karantſch's (ein Fuhrwerk der Eingebornen, bei dem ge-

ſpaltene mit Stricken befeſtigte Bambusſtäbe die Stelle der Springfedern vertreten), und den zweirädrigen, knarrenden Ochſenwagen der Eingebornen. Ebenſo bemerkt man die prächtigſten arabiſchen Pferde bis zu den elenden Ponies des Landes. Der Sais- oder Pferdeknecht läuft in vollem Trabe neben dem Wagen ſeines Herrn und ſchreit mit aller Macht: „Hat dschâo! Hat dschâo!“ „Geht zur Seite! Geht zur Seite!“ oder er giebt einen andern Warnungsruf, die Leute mögen auf dem Wege ſein oder nicht.

Unter denen, welche fahren, reiten oder ſpazieren gehen, findet man faſt alle Nationen der Erde vertreten. Man ſieht Engländer, Franzoſen, Deutſche, Holländer, Portugieſen, Amerikaner, Armenier, Griechen, Juden, Araber, Perſer, Afghanen, Chineſen, Malayen, die Bewohner von Bengal und Hinduſtan. Die bunten Coſtüme dieſer Perſonen ſind ebenſo verſchieden, wie ihre Farbe, Geſichtszüge, Sprache und Religion. Der Ankömmling kann hier jeden nur denkbaren Kleiderſchnitt ſehen; ja manche der Eingebornen zeigen ſich ihm ganz entblößt. Aber bei aller Verſchiedenheit der Geſtalten, welche dem Fremdling entgegentreten, ſcheint zwiſchen den Perſonen, deren Urſprung, Sprache und Gebräuche ſehr von einander abweichen, ein großer Grad von Vertraulichkeit ſtattzufinden. Häufig bemerkt man in ein und derſelben Kutſche einen europäiſchen, recht modern gekleideten Herrn mit einem ſtarken wohlgenährten bengaliſchen Babu (einem reichen Hindu), welcher weder einen Turban, Rock, Weſte, Beinkleider noch irgend ein Kleidungsſtück an hat, ausgenommen ein Stück Zeug von weißem Kattun, einige Ellen lang, das er um ſeine Schultern geworfen, und ein anderes Stück, das er zierlich um ſeine Lenden gewunden hat und bis zur Hälfte ſeiner Schenkel herunterhängt. Der faſt ganz unbekleidete Mann, der

jedoch in seiner Blöße, der braunen Farbe wegen, nichts Beleidigendes für das Auge hat, sitzt sehr gemächlich in seinem Wagen und grüßt höflich die Angesehensten, denen er begegnet und unterhält sich mit dem vornehm gekleideten Gefährten ganz vertraut. Was ist's, das diese beiden Männer, welche in ihrer äußeren Erscheinung sehr von einander abweichen, mit einander verbindet? Jener Mann, dessen Kleidung, die er trägt, vielleicht nicht mehr als einen Thaler werth, ist ungeachtet seiner geringen Erscheinung, ein großer Kapitalist unter den Eingebornen, der einen ausgebreiteten Handel führt. Die schönen Pferde und die prächtige englische Kutsche sind sein Eigenthum und der wohlgekleidete europäische Herr ist nur der Geschäftsführer eines großen Handelshauses, dessen Betriebs-Kapital jenem dürftig gekleideten Bengalen angehört. Er thut es nicht aus Geiz, wie Mancher leicht schließen könnte, daß er sich nicht besser und anständiger kleidet. Denn, wenn dem so wäre, so würde er nicht das prächtige Fuhrwerk mit dem dazu nöthigen Dienstpersonal halten. Und würdest du zu seinem Hause gehen, so fändest du ein großes, stattliches, gutmöblirtes Gebäude, im englisch-indischen Style erbaut, wo fürstliche Gastfreundschaft herrscht. Der Bengale, so reich er auch sein mag, liebt aber die geringe Kleidung und ist nicht gewöhnt viele Sachen zu tragen; denn er fühlt sich in dem heißen Klima behaglicher ohne dieselben. Nur bei Familien- und andern öffentlichen Festen trägt er prächtige Gewänder und schmückt sich mit vielen kostbaren Juwelen. So ist es bei den größten und wohlhabendsten Personen in Indien. Bei Festlichkeiten pflegen sie sich wie Fürsten anzuziehen, und fast über und über mit Juwelen zu bedecken, aber öffentlich lieben sie sich in einfacher Kleidung gleich der eines Hindu-Tagelöhners zu

zeigen. Dies thun ſogar die eingebornen Fürſten. Wenn aber die Kleidung eines Babu oder eines andern vornehmen Eingebornen auch von geringem Werthe iſt, ſo tragen ſie doch öfters Diamanten-Ringe, oder eine goldene Kette, oder einen andern koſtbaren Schmuck von Edelſteinen, der oft mehrere Hundert, ja Tauſend Rupien werth iſt. Doch wir kehren zur Beſchreibung des Platzes zurück.

Im Weſten wird der freie Platz von mehreren öffentlichen Gebäuden, mit der Front nach Oſten, begränzt, unter denen das großartige Palais des General-Gouverneurs, die Stadthalle und das Haus des höchſten Gerichtshofes die vornehmſte Stelle einnehmen. Das Palais iſt von beträchtlichem Umfange und dient zur Zierde der Stadt. In dieſem Regierungsgebäude werden die Levers abgehalten, wenn der General-Gouverneur in der Stadt anweſend iſt. In ſeiner Abweſenheit empfängt der Gouverneur von Bengal, oder der Präſident von dem höchſten Gerichtshofe ſowohl Europäer als Eingeborne. Es giebt Levers, die hauptſächlich für die Europäer und ſolche, welche für die Eingebornen beſtimmt ſind. Letztere werden in orientaliſcher Weiſe abgehalten. Dieſelben ſind bekannt unter dem Namen Dárbár. Da die engliſch-indiſchen Beſitzungen im Laufe der Zeit an Ausdehnung zugenommen haben, ſo hält ſich der Gouverneur, während der heißen Jahreszeit im Weſten des Reiches, in Simla auf. Die Regierung hat ſchon lange die Abſicht, die Reſidenz des Gouverneurs hoch hinauf nach Nord-Weſten zu verlegen, weil die im Weſten neu erworbenen Provinzen ſeine Gegenwart und Aufmerkſamkeit erfordern. Die Verlegung ſcheint jetzt ziemlich ausgemacht zu ſein, doch ſchwankt man noch zwiſchen Delhi und Agra. Delhi liegt an der Mündung der Dſchamuna in den Ganges und war früher der

Hauptsitz des Großmoguls; an diese Stadt knüpfen sich große geschichtliche Erinnerungen. Agra, welches einst für die reichste Stadt der Welt galt, hat eine treffliche Lage, von der aus der ganze Norden leicht überwacht werden kann. Der Ort prangt noch heute mit vielen Tempeln und Palästen und ist der Mittelpunkt für die großen Handelsstraßen von Lahore, Delhi und Calcutta.

Außer dem Regierungsgebäude in Calcutta hat der General-Gouverneur auch einen prachtvollen Sommerpalast in Barakpúr, wo er ebenfalls wie ein Monarch Levers abhält, bei welchem Engländer, indische Könige, Nabobs und andere Personen in Prachtgewändern erscheinen. Von einer Leibwache umgeben werden dem Gouverneur goldene Stäbe, silberne Keulen, Pfauenfedern und Speere als Zeichen der Gewalt vorgetragen.

In einiger Entfernung von dem Regierungsgebäude steht fast mitten auf dem freien Platze ein hohes, säulenartiges Monument, das zum Andenken an Sir David Ochterlony errichtet ist. Eines Tages bestieg ich dasselbe. Von der Spitze aus hat man die herrlichste Aussicht auf die Stadt. Man überblickt von hier an der nördlichen Seite des Platzes die ganze Tschauringhi-Straße, wo viele der reichsten und vornehmsten Europäer ihre Wohnsitze haben. Ueberall sieht man zahllose Gebäude der prachtvollsten Bauart, die mit ihren flachen Dächern und Gallerien in kleinen Entfernungen von einander stehen. Außer den heidnischen Tempeln und muhammedanischen Moscheen bemerkt man mehrere Kirchen, deren Thürme sich stolz über die Häuser erheben. Die neue Kathedrale, welche durch den unermüdlichen Eifer und die großen Opfer des frommen Bischofs Dr. Wilson erst Mitte dieses Jahrhunderts errichtet wor-

den iſt, ſieht man am entgegengeſetzten Ende im Oſten des freien Platzes, dem Regierungsgebäude gerade gegenüber. Dieſe Kirche iſt nicht nur eine Zierde der Stadt, ſondern auch ein wichtiges Denkmal dafür, daß das Chriſtenthum in Oſtindien bereits eine Macht geworden iſt. Nach Süden hin treten Einem die vielen Schiffe mit ihrem Wald von Maſten entgegen. Auch erhält man von der Säule eine ſehr gute Ausſicht auf die Stadt der Eingebornen.

Der Stadttheil der Europäer oder Weißen hat ein faſt europäiſches Anſehen. Die Straßen ſind ſehr breit. Alle Hauptſtraßen laufen mit dem einen Ende in die Tſchauringhi-Straße, mit dem andern Ende dagegen in die Circularſtraße aus, welche die Grenze der früheren Stadt andeutet. Einſt begrenzte die Stadt ein Graben, Maharatta-Graben genannt, den man gemacht hatte, um die Armee der Maharatten abzuhalten.

Der Theil von Calcutta, welcher am meiſten von den europäiſchen Handelsetabliſſements eingenommen iſt, liegt hinter dem Regierungshauſe und den anderen öffentlichen Gebäuden. Man kann dieſen Stadttheil, ſo weit die europäiſche Bevölkerung dabei betheiligt iſt, als den Mittelpunkt von Calcutta anſehen.

Die Stadt der Eingebornen oder Schwarzen hat faſt durchgängig enge, ſchmutzige Straßen, an denen die Häuſer und Hütten der Hindus und Bengalen ſtehen. Mehrere haben zwei Stockwerke und ein flaches Dach, auf welchem ſich die Bewohner zur Abendzeit aufzuhalten pflegen. Die Hütten ſind meiſt ſehr armſelig entweder aus Lehm oder Bambusrohr und Matten verfertigt. Die Kaufläden und Waarenlager, beſonders im Gora Bazar, „Markt der Weißen“, ſind von Außen wenig verſprechend, doch bieten ſie einen ſehr

großen Reichthum der verschiedensten und kostbarsten in- und ausländischen Artikel dar. Die Stadt der Eingebornen zieht sich mehrere englische Meilen am Flusse entlang, nimmt allmählig an Breite zu und endigt sich in viele zerstreut liegende Wohnsitze, welche die Vorstadt bilden und sich an die nächstliegenden Dörfer anreihen.

Calcutta ist erst seit einem Jahrhundert aus einem Dorfe zu einem so bedeutenden Umfange herangewachsen. Sie verdankt ihren Ursprung und ihr Dasein einzig und allein dem Sitz der englischen Regierung und dem britischen Handel. Die heidnische Bevölkerung dieser Stadt beträgt ungefähr 8—900,000, die der Europäer etwa 15—20,000. Das Land ist nach beiden Seiten des Hugly mit vielen volkreichen Städten bedeckt. Die einzelnen Dörfer schließen sich in der Nachbarschaft so eng an, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann. Man nimmt an, daß in einem Umfange von 20 englischen Meilen etwa 3 Millionen Hindus wohnen.

Das, was dem Fremdling in Calcutta auffällt, ist die große Dreistigkeit, mit welcher Thiere und Vögel hier auftreten. Mit kühnem Blick ersehen sich Geier und andere Raubvögel aus der Höhe ihre Beute und stürzen am offenen Tage aus der Luft herab, um sich derselben zu bemächtigen. Den Hindus rauben sie aus den Körben, welche sie auf dem Kopfe tragen, Fleisch, Brot und andere Lebensmittel. Oft stehen die majestätischen Riesenkraniche Bildsäulen gleich auf den Dächern der palastartigen Häuser und warten zum Fang ihre Zeit ab. Manchmal, besonders am Morgen, versammeln sich Kraniche und Geier in großer Anzahl auf dem uns schon bekannten freien Platze zwischen der Tschauringhi-Straße und dem Fort. Hier gehen sie unbekümmert um die Wagen, Reiter und Fußgänger, stolz einher, als wären

ſie eine Verbrüderung mit den Menſchen eingegangen; und ſie laſſen ſich nicht ſo leicht wegſcheuchen. Auch die Krähen und Dohlen zeigen ſich ſehr keck, indem ſie den Kindern bald dies, bald jenes fortnehmen, ja, ſich ſelbſt in die Zimmer hinein wagen, um zu ſtehlen. In großen Schaaren laſſen ſie ſich allenthalben in der Stadt ſehen, und mit entſetzlichem Geſchrei flattern ſie um die Häuſer und ſuchen ſich etwas zu verſchaffen. Aus dem Thierreich bemerkt man den dem Gott Mahadeo geheiligten Stier ruhig und ungehindert auf der Straße umhergehen. Hier und dort bringt er nicht nur in die Gärten, um ein gutes Mahl zu halten, ſondern ſtattet auch den Gemüſehändlern und den Verkäufern von Lebensmitteln einen Beſuch ab und ſucht mit oder wider Willen der Eigenthümer ſeinen Appetit zu ſtillen. In der Nacht erheben die Hunde ein Geheul und die Schakale laſſen ebenfalls ihr klägliches Geſchrei hören und laufen unbeläſtigt durch die Straßen. Und wirklich iſt die Freiheit, welche die vorhin erwähnten Thiere und Vögel in der ungeheuren Stadt genießen, ein nothwendiges Erhaltungsmittel für die Geſundheit ihrer Einwohner. Denn in einem Himmelſtriche und an einem Orte, wo Leben und Tod ſich jeden Augenblick ſo gewaltſam berühren, müßte der Aufenthalt daſelbſt unerträglich und die Peſt und andere verheerende Krankheiten dauernd ſein, würden nicht die Ueberbleibſel der Sterblichkeit ſo ſchnell wie möglich dem Auge entrückt werden.

Auch noch einen anderen Gegenſtand möchte ich erwähnen. Während der Europäer in den Straßen Calcutta's entweder fährt, oder im Palankin getragen wird, kommen die Eingebornen und bieten ihm ihre Waaren als Meſſer, Bücher, Vögel, Papageie und andere Gegenſtände zum Verkauf an. Sie tragen in der Regel die Vögel auf dem

Finger und dieſe ſind ſo gezähmt, daß ſie nicht davon fliegen, ſelbſt dann nicht, wenn ſie der Europäer nimmt.

Die Hauptſprache in Calcutta iſt das Bengaliſche. Außerdem wird auf dem Bazar und ebenſo in den Häuſern mancher Europäer, die muhammedaniſche Diener haben, ein ſchlechtes Hinduſtaniſch geſprochen. Die bengaliſche, eine dem Sanskrit ſehr verwandte Sprache, iſt ſehr wortreich und ſoll, wie Sachkundige behaupten, eine Kraft im Ausdruck beſitzen. Das Hinduſtaniſche, oder, wie man auch zu ſagen pflegt, das Urdu, hat dagegen den großen Vortheil, daß man ſich vermittelſt deſſelben nicht nur im nordweſtlichen Indien, ſondern von Aſſam bis zum Indus und von dem Himalaya-Gebirge bis zum Dekan verſtändlich machen kann. Das Urdu gilt auf der öſtlichen und weſtlichen Küſte als die Sprache des Handels und der Schiffahrt. Sie iſt auf keine Provinz beſchränkt und iſt zugleich das verbindende Glied zwiſchen mehreren Sprachen Indiens. Wir finden in ihr Elemente vom Sanskrit, Hindui, Arabiſchen, Perſiſchen und ſelbſt vom Türkiſchen. Es werden in jedem Jahre zahlreiche Schriften im Hinduſtaniſchen verfaßt, und ihr Einfluß auf das Volk macht ſich immer mehr geltend.

Die Häuſer, welche die reichen und vornehmen Europäer in Calcutta bewohnen, ſind zweiſtöckig, haben flache mit einer Bruſtwehr umgebene Dächer, ſind ſehr geräumig und mit großen luftigen Zimmern verſehen, was in dem heißen Klima für die Geſundheit auch höchſt nothwendig iſt. Oft haben die Häuſer noch große Gärten, welche meiſt von einer hohen Mauer umgeben ſind. Dieſe Mauer hat ein Thor nach der Straße. Der Darván oder Pförtner, welcher Schild und Schwert zu tragen pflegt, hat die Pflicht das Thor zu öffnen und zu ſchließen, ſobald Jemand kommt oder geht. Innerhalb

der Einſchließungsmauer oder des Compounds, wie man es in Indien nennt, befindet ſich die Küche, welche vom Wohnhauſe eine kleine Strecke entfernt ſteht, weil das Kochen, wenn es in der Wohnung geſchähe, dieſelbe noch mehr erwärmen würde. Außerdem hat man innerhalb des Gehöftes auf einer Seite noch kleine Häuſer für das Dienſtperſonal, Ställe, eine Wagenremiſe u. dergl. Es wohnen jedoch nur wenige Diener in dem Hauſe ihres Herrn, denn, da faſt alle verheirathet ſind, ziehen es die meiſten vor, die Nacht in ihrer eigenen Familie zuzubringen.

Hier ſo wie in ganz Indien erhalten die Diener einen monatlichen Sold, aber keine Koſt; man geſtattet ihnen an jedem Tage auf ein Paar Stunden nach ihrem Hauſe zu gehen, um dort die Mahlzeit zu genießen. Doch kommt es öfters im Innern des Landes vor, daß mehrere der Diener in dem Compound oder Gehöfte ihres Herrn in den für ſie errichteten kleinen Häuſern mit ihren Frauen und Kindern wohnen.

Alle Dienſte werden in Indien von Männern verſehen; weibliche Diener werden ſelten beſchäftigt; man gebraucht dieſe nur als Wärterinnen bei ganz jungen Kindern, oder als Kammerjungfern bei Damen. Auch das Kochen geſchieht in jedem europäiſchen Haushalt durch männliche Diener. Ja ſelbſt die Kleider der Damen werden nicht von Frauen, ſondern nur von Männern angefertigt. Dieſe Leute ſind ſehr geſchickt. Sie ſind im Stande nicht nur die Anzüge der Herrn, ſondern auch die Kleider der Damen und Kinder nach irgend einem Muſter, das man ihnen vorlegt, zu machen. Gewöhnlich ſitzen ſie in der Verandah oder Säulenhalle des Hauſes auf einer Matte oder Decke. Statt der Nähſchraube gebrauchen ſie die beiden erſten Zehen eines ihrer Füße.

Manche Familien halten die Schneider nicht nur zum Anfertigen und Ausbeſſern der Kleider, ſondern auch zum Warten der Kinder.

Die europäiſche Bevölkerung iſt in Calcutta und in ganz Indien einem großen Wechſel unterworfen. Es iſt ein beſtändiges Gehen und Kommen, theils Geſundheits- theils Verſetzungs halber. Die meiſten der Europäer, beſonders Engländer, kommen nach Indien, um reich zu werden und laſſen ſich dort auf kurze Zeit nieder. Man ſucht ſo ſchnell wie möglich, die irdiſchen Zwecke zu verfolgen, und ſobald man das Ziel erreicht hat, kehrt man in die Heimath zurück, mögen die Perſonen dem Kaufmanns-, Civil- oder Militair-Stande angehören. Der Handel befindet ſich in Calcutta faſt ausſchließlich in europäiſchen Händen. Mehrere der engliſchen Kaufleute, die urſprünglich ohne Mittel und Credit nach Indien kamen, ſind Agenten oder Theilnehmer der eingebornen Kaufleute geworden, wobei ſie ſich außerordentlich gut ſtehen. Faſt alle Europäer ſind dort reich geworden. Manche von ihnen leben höchſt üppig und verſchwenderiſch und geben ſich allen Vergnügungen und Zerſtreuungen hin. Sie haben durch ihre großartigen Bauten und palaſtartigen Häuſer, die in Front oft einen Säulengang haben, der auch zugleich oben als Balcon dient, viel zur Verſchönerung der Stadt und zur Einführung europäiſcher Sitten und Gebräuche beigetragen. Leider zeigen die Meiſten wenig oder gar kein religiöſes Intereſſe für die Eingebornen. Treten ſie mit denſelben in Berührung, ſo geſchieht es nur ſo weit, als es gerade ihr eigenes Intereſſe erfordert. Es kommt daher häufig vor, daß Europäer, die ſich Jahre lang in Indien aufgehalten haben, doch ſehr wenig von der ausgebreiteten Miſſionsthätigkeit wiſſen, was zum großen Bedauern auch in dem

chriſtlichen Europa bei einer großen Anzahl der Fall iſt. So betrübend dies für ein chriſtliches Gemüth ſein muß, ſo giebt es doch in Indien auch ſehr erfreuliche Ausnahmen. Denn es fehlt dort, dem Herrn ſei Dank, nicht an Solchen, die ſich als wahre Freunde der Eingebornen zeigen, und ihr leibliches und geiſtliches Wohl auf jegliche Weiſe nach Kräften zu fördern ſuchen.

Bei der großen Zahl von Europäern, welche nach Indien kommen, um reich zu werden, darf es uns nicht wundern, daß Viele ſich bitter getäuſcht ſehen, ſei es, daß ſie nicht Ausdauer, Eifer und Umſicht genug zeigten, ſei es, daß ſie nicht lange genug im Lande bleiben; denn wie anderwärts, ſo ſtößt man auch dort auf große Widerwärtigkeiten. Dann giebt es in Indien auch Solche, welche ſich nicht bei Zeiten mit einem hübſch erworbenen Vermögen klüglich zurückziehen, ſondern durch die unerſättliche Begierde nach Reichthum ſich in immer größere Spekulationen einlaſſen und zuletzt Alles verlieren.

Zum Lobe der Engländer müſſen wir erwähnen, daß, ſo oft ein Aufruf für Hülfsbedürftige, Wittwen und Waiſen ergeht, ſie ſich jederzeit derſelben treulich annehmen und ihnen eine reichliche Unterſtützung zu Theil werden laſſen. Unter allen Ständen findet man eine große Bereitwilligkeit ſich gegenſeitig zu helfen, und wer irgend eine achtbare Stellung im Leben einnimmt, hat keine Noth zu leiden. Dies rührt zum Theil daher: Ein Jeder fühlt, daß er dort ein Fremdling iſt, weit entfernt von dem gemeinſamen Vaterlande. Darum hat man das Bedürfniß, ſich einander beizuſtehen, und jeder Europäer erfährt einen hohen Grad von zuvorkommender Güte und Freigebigkeit. Was das Zuſammenleben der Engländer mit dem Eingebornen anbetrifft, ſo ſucht

zwar der Letztere die Freundschaft des Ersteren, doch kümmert sich dieser im Allgemeinen wenig um jenen.

In Calcutta sind fast alle Kirchenparteien Englands und Schottlands vertreten. Wir haben hier Gemeinden, welche sich zur englisch-bischöflichen Kirche halten, dann Independenten, Presbyterianer, eine freie schottische Kirche, Baptisten und Katholiken. Manche Gemeinden haben Kirchen, von denen einige sehr schön sind, andere haben nur Kapellen. Der Gottesdienst wird in den Gotteshäusern, welche für die europäische Bevölkerung bestimmt sind, in englischer Sprache gehalten, dagegen ist in den Kapellen, welche mit den verschiedenen Missionen in Verbindung stehen und für Eingeborene eingerichtet sind, die bengalische Sprache in Gebrauch. Diejenigen, welche den Gottesdienst für die Bengalen abhalten, sind entweder Missionare oder eingeborne Prediger. Missionar de Rodt von der Londoner Missionsgesellschaft verschaffte uns Gelegenheit, einem bengalischen Gottesdienst in einer christlichen Landgemeinde beizuwohnen. Es versammelten sich die christlichen Männer und Frauen auf den Klang einer metallenen Platte, die mit einem hölzernen Hammer angeschlagen wurde, in der Kapelle und setzten sich nach orientalischer Weise auf Matten. Nun wurde ein bengalisches Lied gesungen. Der Missionar las dann einen Abschnitt aus der heiligen Schrift vor und sagte darauf ein Lied vor. Nach diesem predigte er und schloß den Gottesdienst mit Gebet und Gesang. Wir verstanden natürlich nichts von Allem, wurden aber bei dem Anblick einer aus den Heiden gesammelten Gemeinde dennoch erbaut.

Da Calcutta der Hauptort des britischen Handels und seit vielen Jahren der Sitz der englischen Regierung mit den verschiedenen höchsten Gerichtshöfen und anderen Verwaltungs-

behörden ist, so hat sich unter den höheren und mittleren Klassen der Eingebornen immer mehr die Nothwendigkeit herausgestellt, sich mit der englischen Sprache vertraut zu machen, weil sie dadurch manche Vortheile erlangen können. So sind denn im Laufe der Zeit verschiedene Institute entstanden, welche theils durch die Regierung, theils durch die Mission ins Leben gerufen sind.

Die Missionare lassen es sich in Calcutta sehr angelegen sein die Kinder der Eingebornen in der christlichen Religion und der englischen Sprache zu unterrichten, und ihnen sowohl die gewöhnlichen als auch die höheren Kenntnisse beizubringen, ehe sie mit Vorurtheilen gegen das Christenthum erfüllt werden und die verderblichen Grundsätze des Unglaubens durch die englische Literatur kennen lernen. Besonders legen die Missionare der schottischen Kirche ein großes Gewicht auf die Erziehung der Jugend, und widmen fast ihre ganze Kraft derselben, indem sie für die Mission davon den meisten Erfolg erwarten. Das großartigste Institut ist das der freien presbyterianischen Kirche von Schottland, das von Dr. Duff gegründet worden ist und das von der Regierung gestiftete Hindu College weit überragt. Die Zahl der Zöglinge beläuft sich in ersterer Anstalt von der niedrigsten bis zur höchsten Klasse auf mehr als Tausend. Viele Schüler aus den Missionsschulen haben dem Heidenthum bereits entsagt und das Christenthum angenommen, und gar Viele haben um ihres Glaubens nicht allein zeitliche Verluste, sondern auch Verfolgung erlitten.

Die Erziehungsanstalten der Missionare haben schon öfters von den Eingebornen großen Widerspruch erfahren, aber dessen ungeachtet haben sie jeden Sturm siegreich überstanden und trotz aller Feindseligkeiten an Ausdehnung zuge-

nommen. Einſt machten die Eingebornen den Verſuch, ein ähnliches Inſtitut, wie das des Dr. Duff zu gründen, das ihren Kindern dieſelben Vortheile gewähren ſollte, aber es hatte keinen Beſtand.

Man nimmt an, daß in jedem Jahre in und um Calcutta herum etwa 8—9000 Knaben und Jünglinge der Eingebornen Unterricht in den verſchiedenen Zweigen des Wiſſens empfangen.

Außer der ausgedehnten Miſſionsthätigkeit giebt es in Calcutta auch eine große Bibel- und Traktat-Geſellſchaft, deren Bemühen ebenfalls darauf gerichtet iſt, das religiöſe Intereſſe unter den Eingebornen zu fördern und die Miſſionare in ihrer Thätigkeit zu unterſtützen. Die Beiträge, die dieſe Geſellſchaften, eigentlich Tochtergeſellſchaften der großen Mutter- oder Hauptgeſellſchaften in England, in Indien erhalten, ſind ſehr bedeutend; es werden aber von ihnen auch jährlich ungeheure Summen zum Beſten der Eingebornen ausgegeben, wozu die in London nicht einen geringen Theil beitragen, indem ſie ihnen große Geſchenke an Geld, Büchern und Papier machen.

Die Zahl der Miſſionare iſt in Calcutta ſehr bedeutend und beläuft ſich auf etwa 30. Sie haben außer den Schulen und Waiſenhäuſern auch ihre chriſtlichen Gemeinden. Der Einfluß der Miſſion auf die eingeborne Bevölkerung wird in der Stadt und Umgegend immer mehr ſichtbar. Viele Hunderte aus den verſchiedenen Ständen der Hindus und Muhammedaner haben das Chriſtenthum angenommen, und Zehntauſende, welche chriſtlichen Unterricht empfangen haben, ſind, wenn ſie auch noch äußerlich im heidniſchen Verbande leben, innerlich von dem Trug und der Thorheit des Götzendienſtes überzeugt. Auch trägt der Verkehr mit den Eng-

ländern viel dazu bei, daß unter den Hindus in Calcutta europäiſche Sitten ſchnell überhand nehmen.

4. Reiſe nach Benares.

Wir verlebten in Calcutta etwa ein Viertel Jahr. Nach Verlauf dieſer Zeit fanden wir es mit Zuſtimmung unſerer Freunde für gut, uns nach Benares zu begeben, um dort das Weitere zu unſerer Wirkſamkeit vorzubereiten. Wir verließen Calcutta am 23. März 1843. Da es damals in Oſtindien noch keine Eiſenbahnen gab, und der Weg zu Waſſer höchſt langwierig und bei der vorgeſchrittenen heißen Jahreszeit auch für die Geſundheit gefährlich war, ſo reiſten wir zu Lande. Der direkte Weg von Calcutta nach Benares beträgt 426 engl. Meilen.

Viele Engländer gehen mit Dákh, d. h. ſie machen die Reiſe mit dem Palankin und laſſen ſich ihr Gepäck in Blechkaſten von einem Manne nebenhertragen. Es iſt dies das ſchnellſte Beförderungsmittel, wo die Poſt und Eiſenbahn fehlt. Der Reiſende muß ſich, wenn er per Dákh geht, mit einem eigenen Palankin, worin nur Einer getragen werden kann, verſehen. Er erhält auf jeder Station, die etwa 7 bis 8 engl. Meilen von der andern entfernt iſt, friſche Träger vom Poſtamte. Der Reiſende hat dafür an dem Orte, wo er ſeine Reiſe antritt, das Geld für die ganze Reiſetour vorher zu bezahlen und muß außerdem noch eine gewiſſe Summe über die Taxe niederlegen, damit davon alle Extra-Ausgaben beſtritten werden können, geſetzt, daß die Träger von dem Paſſagier auf dem Wege aufgehalten werden ſollten. Der Ueberſchuß wird ihm aber an dem Ziel ſeiner Reiſe ſogleich zurückgezahlt, ſobald er dem Poſtmeiſter ein Zeugniß vorlegen

kann, daß er innerhalb der bestimmten Zeit, welche man ihm für seine Reise gestattet, angekommen ist. Vor dem Beginn der Reise wird durch die gewöhnliche Brief-Post oder durch einen angenommenen Boten jedem Postamte aufgetragen zu einer bestimmten Zeit auf jeder Station eine gewisse Anzahl Träger zu stellen, welche auf den Reisenden zur festgesetzten Stunde warten. Da aber diese Art zu reisen sehr kostspielig ist, so schlugen wir auf den Rath unserer Freunde einen viel billigern und doch ganz angenehmen Weg ein. Wir mietheten uns nämlich für die ganze Reise eine Karantschie oder Kutsche der Eingebornen mit dem dazu nöthigen Vorspann und Leute.

Die Karantschie hat mit der Kutsche in Deutschland viel Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht auf Sprungfedern sondern auf Bambusrohr ruht, das durch Stricke befestigt ist. Anstatt der Wagenfenster war ein Stück rothes Zeug um den obersten Theil des Wagens und Sitzkastens angeschlagen, damit der Reisende vor Sonne und Staub geschützt sein möchte. Da wir auf dem Wege durch große Waldungen, wo sich viele wilde Thier aufhalten, zu fahren hatten, so nahmen wir eine Doppelflinte mit, um im Nothfall damit zu schießen; doch Niemand von uns verstand sich gut auf Schießwaffen.

Wir reisten nach Benares von einer Dak-Bangalow zur andern und machten an jedem Tage zwei Stationen, die eine am Morgen, die andere am Abend. Die Dak-Bangalows, eine Art Posthäuser, die je 6 Cos oder 3 deutsche Meilen von einander stehen, sind einfache, weiß angestrichene und mit Stroh gedeckte Häuser, in welchen Reisende, da keine Gasthöfe an der Landstraße vorhanden sind, ein Obdach finden. Sie sind auf 2 Reisegesellschaften berechnet. Darum

zerfällt das Gebäude in 2 Hälften, ſo daß zu jeder auf der Vorder- und Hinterſeite 1 Verandah, 1 großes und ein kleines Zimmer und 1 Badeſtübchen gehören. In dem großen Zimmer befinden ſich 1 Speiſetiſch, 2—3 Stühle und 1 leere Bettſtelle. Außerdem gehören zu jeder Bangalow 2 kleine Gebäude, von denen eins zur Küche beſtimmt iſt. Dann ſind noch an denſelben ein Chidmadgár (ein Aufwärter bei Tiſche), ein Mithar (Ausfeger) ein Bihiſchti (Waſſerträger, der das Trink- und Badewaſſer beſorgt), ein Bawartſchi (Koch) und ein Tſchaukidár (Nachtwächter) angeſtellt.

Man bekommt in den Bangalow's die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe als Carrie (ein oſtindiſches Eſſen, welches aus Fleiſch oder auch aus Gemüſe mit vielen, friſch geriebenen Gewürzen bereitet iſt), Bhát (Reis), Tſcha (Thee), Tſchini (Farin), Tſchupatti (eine Art Pfannkuchen oder Flinſen von groben Roggenmehl), Roti (Brot) doch das ſehr ſelten und Pani (Waſſer), welches oft ſehr ſchlecht iſt.

Die Bangalows, die man jedoch nur an den Hauptſtraßen findet, ſind noch heute in all' den Gegenden, wo es keine Eiſenbahnen giebt, für Reiſende von großem Nutzen. Die Regierung hat ſie zur Bequemlichkeit der Reiſenden errichtet, indem es in Oſtindien außer in den großen Seeſtädten keine Gaſthäuſer giebt. Ohne ſie würde das Reiſen in dem heißen Lande ſehr erſchwert und mit großen Koſten verbunden ſein. Denn man müßte ein Zelt, einen Koch und das nöthige Geſchirr mit ſich führen, jetzt aber braucht man nur für die Nacht das Nöthigſte, als Kopfkiſſen und Steppdecken, mit ſich zu nehmen, und iſt man mit dem einfachen Mahl zufrieden, ſo bleibt faſt nichts zu wünſchen übrig. Mag man in den Bangalow's $^1/_4$ Stunde oder einen ganzen Tag logiren, ſo bezahlt man dafür 1 Rupie (20 Sgr.), fürs Eſſen eine mäßige

Summe und außerdem giebt man noch Trinkgelder. Von dem Gelde für Logis werden alle Diener beſoldet, und die Bangalow wird in gutem Zuſtande erhalten. Die Landſtraße, auf der wir nach Benares reiſten, war gut; die engliſch-oſtindiſche Regierung läßt ſich aber kein Chauſſeegeld zahlen. Die Wege werden durch die Gefangenen in ſchönſter Ordnung erhalten. Wir reiſten etwa 75 deutſche Meilen durch eine Ebene und etwa 30 Meilen durch eine gebirgige Gegend. In der Ebene ſahen wir diesmal nichts Beſonderes, weil die Saaten ſchon eingeerntet waren. Nur hier und da fanden wir Felder mit Zuckerrohr. Die Dörfer und Städte, welche ſich unſern Blicken zeigten, lagen zwiſchen Palm-, Mango- und Kokoswäldchen. Hier und da ſtanden prächtige Tamarindenbäume, Piſang- (Bananen-) haine und große Bambusbüſche. Die tropiſchen Gewächſe ſind zwar in ihrer Art ſchön, man macht ſich aber in Deutſchland eine viel zu romantiſche Vorſtellung von ihnen. Die Palmen geben nur wenig Schatten, die Tamarinden aber, ein unſern Linden an Größe und Geſtalt ähnlicher Baum, ſehr reichlichen, ebenſo die Mangobäume. Schöne, üppige Wieſen, an denen ſich das Auge im Vaterlande ſo angenehm erquickt, waren, weil die heiße Zeit ſchon ihren Anfang genommen hatte, nirgends zu ſehen. Der Boden in Bengal iſt ſchwarze Gartenerde, dagegen in Hinduſtan guter Lehmboden. Obgleich das Land faſt nirgends gedüngt wird, — denn der Kuhdünger wird geſammelt, in Fladen getrocknet und als Brennmaterial gebraucht, — ſo iſt die Vegetation doch außerordentlich üppig.

Nach mehreren Tagereiſen kamen wir nach Burdwan, wo die engliſch-kirchliche Miſſionsgeſellſchaft eine blühende Station hat. Miſſionar Link nahm uns ſehr freundlich auf und

zeigte uns die Station. Es traf ſich, daß wir dort den Sonntag zubringen und dem engliſchen Gottesdienſt beiwohnen konnten. Nachdem wir uns in der brüderlichen Gemeinſchaft erquickt und geſtärkt hatten, ſetzten wir unſere Reiſe weiter fort. In dem gebirgigen Theile, den Ausläufern der Gondwara-Berge, gefiel es mir beſſer als in der Ebene. Bewaldete Hügel wechſelten mit ſchönen Feldern ab. Oft ſtanden die Hügel in der Ebene vereinzelt, doch ſchloſſen ſie ſich auch an einander an und bildeten eine Bergkette oder wellenförmige Hügelreihen, zwiſchen denen viele Thäler und Schluchten lagen. Die Gegend iſt reich an Laubholz, doch habe ich europäiſches Gehölz nicht geſehen. In dem Dſchangal, einer unbebauten Gegend mit wildem Waldgeſtrüpp, halten ſich viele wilde Thiere auf als: Tiger, Hyänen, Schakale u. ſ. w. Ich ſelbſt habe weder einen Tiger geſehen, noch ſein Gebrüll in der Nacht aus der Ferne gehört; nur Schakale zeigten ſich uns öfters. Doch bemerkten wir Nachts: auf den Hügeln weit umher große Feuer, die angezündet waren, um die wilden Thiere von den Viehheerden, welche des Nachts auf die Hügelſpitzen gebracht werden, abzuhalten.

Wir durchkreuzten auf unſerm Wege mehrere trockene Flußbette, die jetzt nur mit Sand gefüllt waren, aber zur Regenzeit viel Waſſer haben. Mehrmals begegneten wir einem Zuge oſtindiſcher Truppen, welche immer nach 2 Jahren auf andere Stationen verſetzt werden, und zuweilen einigen Soldaten kleiner Bergfürſten auf Ponis, kleinen Pferden, mit Schild und Lanze bewaffnet. Ebenſo ſtießen wir auf Karawanenzüge von Ochſen, die Salz und andere Güter nach den verſchiedenſten Stationen führten. Außerdem trafen wir auf dem Wege viele Kameele und Elephanten an. Auch ſahen wir einen merkwürdigen indiſchen Fakir oder Heiligen, der

wie es ſchien den Weg von Benares nach Dſchaganath mit der Länge ſeines Körpers maß, indem er ſich auf die Erde hinlegte und da, wo das Haupt den Boden berührte, ein Zeichen machte, dann aufſtand, bis zu dem Merkmal hinging, und ſich von dort ab lang ausgeſtreckt hinlegte. Schade, daß wir der Sprache noch nicht mächtig waren, um ihm von Jeſu Chriſto, dem Heiland der Sünder, etwas zu ſagen.

Wir erreichten Benares bei guter Geſundheit, den 13. April, nach einer Reiſe von 21 Tagen. Dieſe alte, große und berühmte Brahmanenſtadt am Ganges, — wir näherten uns ihr von der Waſſerſeite und hatten ſomit den herrlichſten Anblick, — machte auf uns mit ihren zahlloſen Tempeln, welche reich mit Reliefs verſehen ſind, und mit den ſtolz ſich erhebenden Minarets der von Aurangzeb erbauten Moſchee, welche die Höhe von 210 Fuß haben, einen großartigen und majeſtätiſchen Eindruck. Die Stadt ſieht recht alterthümlich aus. Von dem einen Ende bis zum andern befinden ſich am Ufer viele Ghâts oder Landungs- und Badeplätze, wo die Pilger und andere Hindus ihre heiligen Waſchungen verrichten. Die Hindus glauben, daß Benares auf dem Dreizack des Gottes Mahadeo erbaut iſt, und daß in dem Sat dschug oder goldenen Zeitalter der Boden hier Gold war, aber in dem Kal dschug oder in dem ſündlichen Zeitalter derſelbe zu Erde geworden ſei.

Die Stadt Benares, im Sanskrit Varnaaſchi (nach den zwei Flüßchen Varna und Aſchi), und im Ramajana Kâſi, die Glänzende, genannt, hat einen großen Umfang und erſtreckt ſich wohl anderthalb Stunden am Ufer des Ganges. Es giebt hier viele ſchöne Tempel mit breiten Treppen, welche zum Fluſſe hinunterführen. Der Mahadeo oder Schiwa-Tempel iſt einer der größten und prachtvollſten in Indien und

wird auf ſeiner Kuppel durch einen Dreizack geziert. Die Hindus glauben daß der Tempel auf dem heiligſten Flecken der Welt ſteht, weil dort Schiwa vor vielen Millionen Jahren ſeinen Thron hatte. Der Tempel ſteht in der Mitte eines großen Hofes und iſt von einer hohen Mauer umgeben, die nach Innen eine Verandah hat. Dieſe iſt in Zellen getheilt, deren jede einen Götzen enthält. In dem Tempel ſelber, welcher reich bemalt und mit vielen Reliefs verſehen iſt, befindet ſich der Hauptgötze. Es iſt dies der Ling, über dem eine große Glocke hängt. Zur Rechten liegt ein kleines Zimmer, welches das Heiligthum genannt wird. Dieſer Schiwa-Tempel wird von jedem Pilger, der nach Benares kommt, beſucht. Man berechnet die Zahl der täglich herzuſtrömenden Pilger auf 10,000. Zu den Feſtzeiten iſt der Zudrang noch bedeutender.

Nahe dem Mahadeo- oder Biſcheſchwar-Tempel befindet ſich ein heiliger Brunnen. In früheren Jahren ſtand ein prächtiger Hindu-Tempel dabei. Da deſſen Lage ſehr ſchön war, ſo wünſchte einer der muhammedaniſchen Kaiſer eine Moſchee auf jenem Fleck zu erbauen. Ein Theil des Tempels wurde deshalb niedergeriſſen und auf dem leeren Platz eine Moſchee errichtet. Der übrig gebliebene Theil des Tempels zeugt noch jetzt von dem alten Glanze. Als die Muhammedaner den Tempel zerſtörten, ſagen die Hindus, machte der Gott deſſelben, eine Incarnation des Schiwa, einen fürchterlichen Sprung und ertränkte ſich in dem angränzenden Brunnen. Das Volk ſuchte nach ihm und wollte ihn herausziehen, aber ihre Bemühung blieb vergeblich, denn es war keine Spur von ihm zu finden. Das Waſſer des Brunnens iſt deshalb ſehr heilig geworden und jeder Pilger, der nach Benares kommt, ſucht etwas davon zu erhalten.

Auch hat man in Benares noch einen andern Brunnen, der wegen seines mineralischen Gehalts — wahrscheinlich Sulphur — berühmt ist. Die Brahmanen sagen, daß dieser Brunnen schon einige Hunderttausend Jahr alt sei. Sie leiten den Ursprung des mineralischen Wassers davon her, daß Mahadeo den Arzt des Gottes Indra, welcher einen großen Medicinkasten auf dem Rücken trug, kopfüber in den Brunnen warf; wobei alle Gläser zerbrachen und die Arzeneien vergossen wurden. Die Ueberreste des Kastens und der Gläser wurden gerettet, aber die Medicin hatte sich bereits mit dem Wasser vermischt. Seitdem hat das Wasser die Eigenschaft von der Medicin des Gottes Indra behalten.

Merkwürdig ist in Benares auch eine alte Sternwarte, die vielleicht 2000 Jahr alt ist. Mit der größten Genauigkeit sind bei derselben die astronomischen Vorrichtungen in Stein gehauen. Benares hat sehr enge und winkelig gebaute Straßen, aber, was man sonst selten im Orient findet, viele hohe zwei- bis vierstöckige massive Häuser, meist mit flachen Dächern, welche mit den seltsamsten Architekturen, Vorsprüngen und Freskomalereien geziert sind. Manche der Häuser haben in Holz geschnitzte Gallerien, die alle Stockwerke umlaufen. Neben den vielen Prachtpalästen der Prinzen und Großen findet man indessen auch viele niedrige Häuser von Lehm aufgeführt.

Benares ist der Hauptsitz der Künste und Wissenschaften der Indier. Die Brahmanen, welche hier außerordentlich zahlreich vorhanden sind, leben fast nur von den täglichen Opfern und Spenden der Reichen und Pilger. Noch heute sollen dort 8000 Häuser den Priestern gehören. Die gelehrten Priestercollegien mit ihren Schulen pflegen die heimische Literatur und lehren das Brah-

manengeſetz im Sanskrit. Der Boden, worauf die Stadt ſteht, ſowie noch zwei und eine halbe deutſche Meile um dieſelbe, iſt nach der Behauptung der Brahmanen heiliges Land. Benares iſt der heiligſte Ort der Hindus; er iſt für ſie das, was Mekka für die Muhammedaner iſt. Hunderttauſende wallfahren in jedem Jahre dahin, um durch ihre Waſchungen und andere vorgeſchriebene Ceremonien ſich Vergebung der Sünden zu verſchaffen. Die Zahl derer, welche alltäglich an dem heiligen Ganges ihre Andacht verrichten, iſt durchſchnittlich etwa 50,000. Zu dieſer Zeit ſitzen viele Brahmanen auf den Treppen oder Steinblöcken hart am Strom, um die Gaben der Pilger und Frommen in Empfang zu nehmen. Sie preiſen den Leuten die vorzüglichen Eigenſchaften des heiligen Fluſſes an, damit ſie recht oft hinkommen möchten. Einige Brahmanen tragen Sorge für die Kleider der andächtigen Hindus, wenn dieſe in den Fluß gehen, um ſich zu baden, und werden dafür reichlich belohnt. Andere, welche mehr oder minder mit heidniſchen Tempeln in Verbindung ſtehen, ſind nicht minder geſchäftig, Nutzen von den Pilgern zu ziehen. Sie bieten ihnen ihre Dienſte an und führen ſie durch das Straßen-Labyrinth zu den berühmten, heiligen Plätzen der uralten Stadt, und erzählen ihnen viele Wunderdinge, welche dort geſchehen ſein ſollen. Da die Pilger meiſt einfältige Leute ſind, ſo ſind ſie erſtaunt über Alles was ſie zu ſehen und zu hören bekommen.

Die vornehmſten Hindus aus den verſchiedenen Provinzen unterhalten ihre eigenen Tempel in Benares und zahlen große Almoſen an die Prieſter und Armen. Manche der indiſchen Fürſten haben dort Klöſter für Brahmanen und Fakire angelegt und halten ſich Geſandte, die an ihrer Statt die vorgeſchriebenen Sühngebräuche und Opfer verrichten, um

ſelig zu werden. Da viele Große und Reiche hier ihre Lebenszeit beſchließen, um auf geweihtem Boden zu ſterben, ſo iſt auch die Zahl der Bettler, Fakire, Lahmen, Blinden, Krüppel und Ausſätzigen, welche von Almoſen leben, bedeutend. In dem Stadttheil Durgakund, wo ſich ein großer Teich befindet, hauſen auf großen Mangobäumen heilige Affen, die ſich auch auf den Straßen umher treiben. Sie ſind ganz zahm und ſtatten den Kaufleuten, welche mit Eßwaaren handeln, oft einen Beſuch ab, oder ſie ſpringen den Pilgern und anderen Perſonen entgegen, in der Erwartung Näſchereien zu empfangen. Ueberall begegnet man auch dem dem Gott Mahadeo geweihten, heiligen Stier, dem Jedermann ehrerbietig aus dem Wege geht. Wenn er den Leuten aus den Körben, worin ſie Reiß, Dal und andere Vegetabilien zum Verkauf ausgeſtellt haben, etwas fortnimmt, dann ſagen ſie zu ihm: „**Maharadsch dschájye**“ großer König, gehen Sie!

Die Zahl der Einwohner von Benares beläuft ſich auf etwa 600,000. Die Europäer bewohnen die Vorſtadt Sigra.

Wir wurden in Benares von Herrn Kenneby, einem Miſſionar der Londoner Miſſionsgeſellſchaft, an welchen wir von Miſſionar Schürmann ein Empfehlungsſchreiben hatten, mit großer Liebe und Freundlichkeit aufgenommen. Er war uns bei der Einrichtung unſeres Hausweſens behülflich, ſo daß wir uns bald wieder mit dem Erlernen der hinduſtaniſchen Sprache beſchäftigen konnten.

Da der Drang in mir immer größer wurde, den armen Heiden, von denen ich hier überall umgeben war, das Evangelium zu verkündigen, ſo ging ich jeden Tag mit der größten Luſt und Freudigkeit an das Studium der hinduſtaniſchen Sprache, die zwar in ihrer Grammatik einfach,

aber in ihrem Wortreichthum eine große Fülle und in ihrer Construction dem Ausländer am Anfange viele Schwierigkeiten darbietet. Am Sonntage besuchte ich den hindustanischen Gottesdienst für Eingeborne. Wenn ich davon auch anfangs fast gar nichts verstand, so gewöhnte sich doch mein Ohr mehr und mehr an das Hindustanische.

Wie in Calcutta, so sind auch in Benares Missionare von verschiedenen Gesellschaften stationirt. Es befinden sich dort Sendboten von der kirchlichen-, Londoner- und Baptisten-Missionsgesellschaft. Zwar möchte man sich freuen, daß so viele Vereine sich die Hände reichen, um das Bollwerk des Satans, das in dem Hinduismus aufgeführt ist, an ein und demselben Orte zu stürzen, aber daß Missionare von verschiedenen Kirchenparteien auf ein- und demselben Gebiete thätig sind, muß endlich zur Verwirrung der Gemüther führen, sobald sich das Christenthum bei den Heiden Eingang verschafft. Es wäre daher sehr wünschenswerth, daß die Missionare der Baptisten-Missionsgesellschaft, welche in der Hauptlehre von der Taufe und dem Abendmahl von Andern abweichen, ihre Thätigkeit auf bestimmte Heidengebiete beschränkten; denn früher oder später werden die denkenden Heidenchristen den Missionaren viel Noth und Mühe verursachen, um sie von der reineren Lehre zu überzeugen.

Bald nach unserer Ankunft besuchten wir den deutschen Bruder Stoltzenburg, Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, und andere Missionare. Der Hauptgegenstand unserer Unterredung mit den Missionaren der Londoner und kirchlichen Missionsgesellschaft betraf den Ort unserer künftigen Niederlassung. Wir wurden besonders auf Ghazipur und Gaya hingewiesen. Zuletzt entschied man, daß ich nach Ghazipur und Tschuprah gehen sollte um ersteren Ort in

Augenſchein zu nehmen und am letzteren die Meinung der dortigen deutſchen Brüder zu hören.

5 Reiſe nach Ghazipur und Tſchupraß und Hadſchipur.

Da es uns darum zu thun war, die Sache in Betreff der Gründung einer Miſſionsſtation bald in Ordnung zu haben, ſo verabſchiedete ich mich nach einem kurzen Aufenthalt von meinen Collegen und den anderen Miſſionsgeſchwiſtern. Ich verließ Benares den 1. Mai auf einem Boote und erreichte am 3. die 10 deutſche Meilen davon entfernte Stadt Ghazipur, welche am Ganges liegt. Hier beſuchte ich den engliſchen Richter, die höchſte Behörde des Orts, den engliſchen Kaplan und einen Lehrer von der Regierungsſchule. Alle zeigten ſich ſehr freundlich gegen mich und freuten ſich, daß wir uns dort niederlaſſen und eine Miſſionsſtation gründen wollten. Da der Richter früher 2 Jahre in Gaya geweſen war, ſo konnte er mir auch über dieſen Ort genaue Auskunft geben.

Die Stadt Ghazipur wurde als ein geſunder Ort geſchildert, während Gaya weniger günſtig gelegen und ungeſund ſei. Die Einwohnerzahl wird am erſten Orte auf 40 — 50,000 geſchätzt, von denen ungefähr zwei Drittel Hindus und nur ein Drittel Muhammedaner ſind. In dem Diſtrikt von Ghazipur liegen bedeutende Dörfer und auch einige Städte.

Am 4. Mai verließ ich Ghazipur und erreichte Tſchuprah am 10. deſſelben Monats. Die lieben deutſchen Geſchwiſter Baumann, Artopé und Ullmann nahmen mich recht herzlich auf, und ich fühlte mich ſehr glücklich in ihrer Gemeinſchaft. Da ſie ſchon einige Zeit im Lande waren, ſo

waren mir ihre Rathſchläge ſehr willkommen. Alles, was ich auch hier hörte, ſprach für die Stadt Ghazipur. Wir entſchloſſen uns deshalb, dort in Gottes Namen eine Miſſionsſtation zu gründen, um ſo mehr, da uns Miſſionar Schmidt von Benares das Volk in Ghazipur als ein ſolches ſchilderte, welches mehr als anderwärts geneigt ſei, Gottes Wort anzuhören.

Auf das Freundlichſte von den Brüdern eingeladen, verweilte ich einige Zeit in Tſchuprah und fuhr fort, mich auf meinen Beruf vorzubereiten. Ich verwandte alle meine Kraft und Zeit auf die Erlernung der Landesſprachen, nämlich des Hindui, einer Tochterſprache des Sanskrit, und des Urdu, welches ein Gemiſch des Hindui mit dem Perſiſchen und Arabiſchen iſt. Erſtere wird von den Hindus, letztere von den Muhammedanern geſprochen. Es ſind dies zwei ſchwierige Sprachen; doch mußten dieſe von uns erlernt werden, um mit den zahlreichen Hindus und Muhammedanern verkehren zu können. Denn wenn man in der erſten Zeit dieſelben nicht zu bemeiſtern ſucht, ſo bringt man es ſelten zu einer Fertigkeit.

Beim Erlernen des Hindui bedient ſich der Miſſionar eines Pandits d. h. eines gelehrten Brahmanen, und beim Erlernen des Urdu eines Munſchi d. h. eines muhammedaniſchen Sprachlehrers. Dieſe Männer verſtehen meiſt nicht engliſch, deutſch erſt vollends nicht. Was man von ihnen lernt, iſt die richtige Ausſprache und das Leſen in den fremden Charakteren und dann hat man Gelegenheit, ſich durch den Verkehr mit ihnen in der fremden Sprache zu vervollkommnen. Die Grammatik und die fremden Charaktere muß der Europäer für ſich allein lernen, wozu, Gott ſei Dank, jetzt treffliche Hülfsmittel vorhanden ſind. Aeltere Miſſionare und andere

Engländer haben gute Grammatiken und Wörterbücher geſchrieben. Sobald ich mir einen Schatz von Wörtern angeeignet hatte, converſirte ich ſogleich mit dem eingebornen Lehrer, ſo mangelhaft es auch anfänglich ging. Allmählig lernte ich ihn immer beſſer verſtehen. Mit einem Wort ich bekam ein Ohr für die fremde Sprache, wenn auch noch einige Zeit verſtrich, ehe ich auf die an mich gerichteten Fragen in gewünſchter Weiſe Antwort geben konnte. Zuletzt hatte ich mit dem Lehrer ſowohl, als mit andern Heiden in dem Miſſionshauſe kleine Unterredungen und Religionsgeſpräche und fühlte, daß ich nach und nach eine größere Fertigkeit und Gewandtheit im Sprechen bekam. Außerdem begleitete ich in Tſchuprah die Miſſionare auf den Bazar (Marktplatz) zur Predigt, um zu ſehen, wie ſie hierbei zu verfahren pflegen.

Nach einem achtmonatlichen Aufenthalte in Indien war es mir mit des Herrn Hülfe gelungen, daß ich die Geſpräche der Miſſionare mit den Eingebornen und ihre Predigt an das Volk recht gut verſtehen konnte. Darauf machte ich, in Gegenwart der Brüder, die erſten öffentlichen Verſuche mit der Predigt des Evangeliums. O, wie freute ich mich und dankte dem Herrn, der meine Studien ſichtbarlich geſegnet und bei dem erſchlaffenden Klima mir Leben und Geſundheit erhalten hatte!

Am Anfange meines öffentlichen Auftretens kam es öfters vor, daß ich nicht im Stande war, Alles, was die Heiden ſagten, zu verſtehen, und mich aus den verfänglichen Fragen, welche die Brahmanen oder andere eifrige Vertheidiger der heidniſchen Religion an mich richteten, herauszuwinden. In dieſem Falle wurde ich von einem älteren Miſſionar, der darin Gewandtheit und Erfahrung hatte, augenblicklich unterſtützt. Nicht ſelten ereignete es ſich, daß, wenn ich in der

erſten Zeit meiner Thätigkeit eine ganze Weile geſprochen, und die Heiden dem Anſchein nach aufmerkſam zugehört hatten, Einer der Zuhörer mir ſagte: **Ham angrezi nahin bolte** d. h. ich ſpreche nicht engliſch, womit er eigentlich ſagen wollte: ich verſtehe nicht, was du ſagſt. Dies iſt ſehr niederſchlagend, da man ſich bewußt iſt, Fleiß und Mühe auf die Erlernung der Sprache verwandt zu haben; doch muß man nicht den Muth verlieren, denn mit Gottes Hülfe wird man Meiſter der Sprache und weiß Jedem Rede und Antwort zu ſtehen. Der angehende Miſſionar giebt den Hindus zu ſolchen Aeußerungen: „Ich verſtehe nicht engliſch“ hauptſächlich durch Zweierlei Veranlaſſung, 1. weil der Ausſprache in der erſten Zeit noch manche Unvollkommenheiten ankleben; denn das Wort hat oft eine ganz andere Bedeutung, wenn man den Vokal lang oder kurz, den Conſonant hart oder weich ausſpricht; 2. weil der Orientale es liebt in Bildern und Gleichniſſen zu ſprechen, denen er häufig die Erklärung ſelbſt hinzufügt; man iſt aber in der erſten Zeit nicht daran gewöhnt, ſich auf dieſe Weiſe verſtändlich zu machen. Der ältere Miſſionar weiß dies. Es wird ihm deshalb, wenn er die Rede ſeines jüngeren Mitarbeiters zu verdeutlichen ſucht, von den Hindus auch das Lob zu Theil: **Yih sáf boltá hai** d. h. „dieſer ſpricht rein.“

Zu Anfang des Novembers begleitete ich die Miſſionsgeſchwiſter in Tſchuprah zu einer Mela nach Hadſchipur, Patna gegenüber. Melas ſind große Jahrmärkte in Oſtindien, die an Wallfahrtsörtern, wo religiöſe Waſchungen ſtattfinden, abgehalten werden. Dieſe haben viel Aehnlichkeit mit den großen Märkten bei uns. Die Buden und Tiſche der Verkäufer ſind dort ebenſo wie bei uns reihenweiſe aufgeſtellt. Die vielen Buden, Zelten und Fahnen machen den Eindruck

eines großen Kriegslagers. Schon in der Ferne hört man das Lärmen der Menschen, und der Wirrwar und das Getümmel ist auf der Mela sehr groß. Tausende von Hindus pilgern jährlich nach einem solchen Wallfahrtsorte, um dort ihre religiösen Waschungen zu verrichten und dadurch von ihren Sünden rein zu werden. Wie immer, so hatten sich auch diesmal einige Missionare von den benachbarten Missionsstationen eingefunden, um den Heiden das theure Evangelium zu verkündigen, und ihnen zu sagen, daß die Reinigung der Sünden nicht durch Ganges-Wasser, sondern durch das Blut Jesu Christi geschieht.

Wir schlugen unser Zelt in einem Mango-Wäldchen auf. Rings um uns her hatten sich Männer, Frauen und Kinder, alle festlich geschmückt, mit ihren Pferden, Ochsen, zweirädrigen Wagen und Gepäck, niedergelassen. In einem anderen Wäldchen nicht weit von uns waren mehr als 200 Elephanten, die zum Theil sehr prächtig geschmückt waren. Wie bei allen Festgelegenheiten, so war auch hier die Anzahl der Frauen, die anzubeten gekommen waren, sehr groß, weil diese viel eifrigere Anbeter, als die Männer sind. Auch viele Kaufleute, Händler, Conditoren fast aus allen Gegenden Ostindiens hatten sich hier eingefunden, um ihre Waaren, Elephanten, Kameele, Pferde und dergl. feil zu bieten.

Um Alles selbst in Augenschein zu nehmen, machten wir uns bald auf den Weg. Die Volksmasse, durch die wir uns zu drängen hatten, war ungemein groß. Das Lärmen, Schreien, Singen und die Musik der Hindus war fürchterlich. Wir gingen durch eine lange Reihe von Marktbuden, in denen Hindus Zeuge, Spielsachen, Nahrungsmittel, Zuckergebäck und andere Sachen verkauften. An manchen Orten wurden dem Volke Puppenspiele gezeigt. Das Ganze

glich einem Volksfeste, wo ein Jeder nur an Spiel und Vergnügen denkt. Hie und da sahen wir zwei Frauen, die sich umarmten und fürchterlich weinten oder vielmehr heulten. Man theilte mir mit, daß dies zwei Verwandte seien — gewöhnlich Mutter und Tochter, — die einige Zeit von einander getrennt waren und sich hier wieder fanden.

Allenthalben bemerkten wir Fakire, welche abscheulich aussahen. Der Hindu hält sie für heilige Leute, aber in der That sind sie die gottlosesten Menschen, deren schmutziges Aussehen und durch die Sünde markirtes Gesicht nur ein schwaches Abbild ihres unreinen Herzens ist. Diese Fakire oder Heilige, von denen später ausführlicher die Rede sein wird, behaupten, daß sie der Sünde abgestorben sind und wollen deshalb nichts von Schaam wissen; und weil Alles in der Welt nichtig und eitel ist, so geben sie auch nichts auf äußere Schönheit und Ansehen. Ersteres veranlaßt sie, halb oder fast ganz nackt zu gehen; Letzteres, den Leib und das Gesicht mit Asche von Kuhmist zu beschmieren und mit Farbe zu bemalen, so daß sie mehr einem Ungeheuer als einem Menschen ähnlich sehen. Die Mela's sind die Sammelplätze dieser Hindumönche, die sich dort zahlreich einfinden und viel Geld erbetteln. Viele der Fakire kennen die Pádris (Missionare) und halten sie für ihre Feinde, weil sie ihren Lug und Betrug aufdecken, weshalb sie sich auch nur ungern in ein Gespräch mit ihnen einlassen. Auch an vielen Bettlern, Blinden und Lahmen, Alten und Schwachen fehlte es auf der Mela nicht, welche ihre Stimme erhoben und schrieen: Dán pun kidschiye „Machen Sie ein gutes Werk," und zugleich ihre Hände ausstreckten um die Almosen, welche in Reis, Hülsenfrüchten und Geld bestehen, in Empfang zu nehmen. Inzwischen riefen sie auch [Sitá Ràm, Sitá Ràm

Krischn Gopi, Krischn Gopi oder nannten eine andere Gottheit.

Nachdem wir uns durch die Massen hindurch gedrängt hatten und dem Badeplatz nahe gekommen waren, bot sich uns ein unbeschreibliches Schauspiel dar. Tausend und aber Tausend Männer und Frauen, Alt und Jung, Vornehm und Gering, Reich und Arm strömten dem Flusse zu, um ihre Sünden darin abzuwaschen, wobei sie einige Worte oder Sätze aus den Schasters oder die Namen ihres Schutzgottes, Ram oder Krischn und dergl. fortwährend hermurmelten. Väter und Mütter brachten ihre kleinen Kinder, die sie vielleicht mit großer Gefahr auf den Schultern durch die Volksmenge getragen hatten, zum Ganges und tauchten sie trotz ihres Geschreis und Widerstrebens im Wasser unter, damit die Göttin Ganga (Ganges) auch ihre Sünden abwaschen möchte. Manche von den Anbetern hatten Körbe voll Früchte, Reis, Blumen u. s. w., die sie als Opfer in den Fluß warfen. Auch giebt es auf der Mela solche, welche Lämmer, Ziegen oder Kälber, ja selbst Kühe ins Wasser führen und sie dem Ganges opfern. Die Brahmanen, die Priester des Volks, stehen dann vor den Opfernden mit gierigen Blicken und ausgebreiteten Armen schon im Wasser, auf den Augenblick wartend, wo das Thier losgelassen wird, um es sich anzueignen, wobei zuweilen dasselbe von mehreren Zugreifenden getödtet wird. Oft befinden sich im Ganges auch eine Anzahl Taucher, welche die sogenannten heimlichen Opfer d. h. Geld, das unbemerkt von den Badenden in den Fluß geworfen wird, durch Tauchen heraufholen.

Wohin wir auch gingen, hörten wir Trommel, Tamburin und Pauken, Geklingel und Geklimper, indem viele Fakire auf rohen musikalischen Instrumenten spielten und dazu

mit aller Kraft Gesänge zum Preise ihrer Götter anstimmten. Ueberall war eine große Volksmenge, unter welcher sich die „Rádschas“, die indischen Fürsten, in großem Gepränge auf schön ausgeputzten Elephanten oder in prächtigen Sänften sehen ließen.

Die Missionare predigten fleißig den Hindus das Evangelium. Da ich der Sprache noch nicht mächtig war, so hörte ich ihnen fleißig zu und half ihnen Bücher vertheilen. Am 7. November traten wir unsere Rückreise nach Tschuprah wieder an.

6. Gründung der Missionsstation in Ghazipur. Häusliche Einrichtung und Lebensweise der Europäer.

Wenige Wochen nach meiner Rückkehr von der Mela verabschiedete ich mich von den Missionaren in Tschuprah, wo ich gesegnete Tage im Kreise der lieben Missionsgeschwister verlebt hatte, und machte mich auf den Weg nach Ghazipur. Hier waren meine beiden Collegen R. und D. bereits am 3. November angekommen und hatten sich niedergelassen. Ich kam in Ghazipur den 15. December an. Der Ort bedeutet deutsch Siegerstadt. Hier wollten wir die Bollwerke Satans zertrümmern, das Panier des Kreuzes aufrichten und für den Herrn reiche Beute machen.

Da es für Europäer ungesund ist innerhalb der enggebauten Stadt zu wohnen, so mietheten wir uns nicht weit davon ein Haus. Es war unsere Absicht, als wir nach Ghazipur kamen, bald Häuser zu bauen, was für eine Missionsstation, da die Miethen in Indien hoch sind, sehr wünschenswerth ist; aber wir stießen auf viele Hindernisse, und der Hausbau mußte unterbleiben.

Faſt alle Engländer beſitzen eigene Häuſer. Dieſe ſind von der Stadt etwas entfernt, damit man vom Rauche, der aus den heidniſchen Städten des Abends, wo Alle kochen, aufſteigt und bei ungünſtiger Witterung niederfällt und nachtheilig auf die Geſundheit wirkt, nichts zu leiden hat.

Die Häuſer, welche die Europäer in Oſtindien bewohnen, ſind in einem indiſch-europäiſchen Styl gebaut; ſie ſind in Ober-Indien alle einſtöckig, haben entweder flache oder hohe mit Dachſteinen oder Stroh gedeckte Dächer, und ſind nach dortiger Sitte mit einer Verandah verſehen, deſſen ſchräg ablaufendes Dach von Säulen unterſtützt wird und mit dem des Hauptgebäudes als eine Art Verlängerung in Verbindung ſteht. Die Gebäude, welche ein hohes, beſonders ein Strohdach haben, gewähren in der heißen Jahreszeit die meiſte Kühlung. Die Verandah's entſprechen einem vielfachen Zweck. Sie dienen wie bei den Häuſern der Eingebornen, theils dazu, die Sonnenſtrahlen in dem tropiſchen Klima ſo viel wie möglich von den Zimmern abzuhalten, damit dieſe nicht unerträglich heiß werden, theils dienen ſie am Morgen und Abend den Bewohnern zum Aufenthaltsort, wo ſie gern ſitzen, indem ſie Schatten und Kühlung gewähren. In der Regenzeit ſind ſie oft Tage lang der einzige Ort, wo man ſich Bewegung und friſche Luft verſchaffen kann. Außer den Verandah's hat man in der Nähe der Häuſer noch einen Baithak, eine Art Hochpflaſter, etwa anderthalb Fuß hoch, in runder oder viereckiger Form, den man am Morgen und Abend benutzt, um die friſche Luft zu genießen.

Die Wohnhäuſer ſind nicht wie in Deutſchland mit einer Hausthür, die das ganze Haus abſchließt, ſondern ringsherum mit vielen und zwar immer doppelten Glas- und Ja-

louſie-Thüren verſehen, um durch das Oeffnen am Morgen und Abend überall ſchnell friſche Luft zu erhalten. Sie ſind mit großem Comfort und nicht ſelten mit vielem Luxus ausgeſtattet, und werden nur von einer Familie bewohnt. Die Zimmer ſind der Geſundheit wegen ſehr hoch und geräumig und haben in der heißen Zeit einen Pankha d. h. einen großen Fächer an der Decke zu hängen. Derſelbe beſteht aus einem länglichen Rahmen, je nach der Größe des Zimmers 10 bis 15 Fuß lang und etwa 2 Fuß breit, welcher über der ganzen breiten Fläche auf beiden Seiten mit weißem Kattun beſchlagen iſt und am untern Rande eine doppelte Falbel von Seide oder Kattun hat. Der Fächer hängt in der Mitte des Zimmers an drei Stricken und wird vermittelſt eines Strickes, durch ein verbindendes Glied von Rohr, das durch die Wand geht, von Leuten außerhalb in der Verandah hin- und hergezogen. Die Thüren ſtehen innerhalb des Hauſes um die Luftcirculation zu befördern faſt immer offen, weil die Hitze ſonſt zu drückend und ſchwül wird. Dem Blick in andere Zimmer wird dadurch gewehrt, daß entweder ein zierlicher Schirm davor ſteht, oder zwiſchen den Thüren in der Mitte eine hübſche Gardine hängt. In jedem Hauſe befinden ſich gewöhnlich zwei Badezimmer, weil das Baden für die Geſundheit in einem heißen Klima ſehr nothwendig iſt.

Der Fußboden iſt in dem ganzen Hauſe der weißen Ameiſen wegen, die alles Holz ſchnell zerſtören, nicht gedielt, ſondern von Mörtel und Stein gemacht, der geglättet iſt. In den Wohnzimmern hat man darauf feine Matten, bedruckte Zeugdecken, oder Teppiche ausgebreitet. Die Stubendecke beſteht bei den Häuſern, welche ein hohes Ziegel- oder Strohdach haben, aus weiter nichts als aus einem groben, baum-

wollenen Stück Zeug, welches ausgespannt, an den Balken befestigt und weiß angestrichen ist.

Etwa 60 bis 100 Schritt vom Wohnhause entfernt, stehen auf der einen Seite des Gehöftes die Godowns oder Außenhäuser für Küche, Pferdestall, Wagenremiese, kleine Lehmhäuser für Diener und für das Aufheben verschiedener Vorräthe, weil man in dem Wohngebäude keine Kammern und Keller hat.

Die Häuser der Europäer stehen weit von einander, indem sie fast ganz von Gärten und Rasenplätzen, durch die zwei Hauptwege führen, umgeben sind. Der Zaun um das ganze Gehöfte besteht meist aus einem Erdwall, der mit großen Kaktus dicht bepflanzt ist. Die Wege, die zum Hause und den Außengebäuden führen, sind in der Regel auf beiden Seiten mit wilder Myrthe eingefaßt.

Dicht beim Hause befindet sich der Blumen-, Obst- und Gemüsegarten, in welchem Papageie in großer Anzahl herumfliegen. Die indischen Blumen sind nicht mannigfaltig und haben nur selten einen Geruch. Die Myrthe, der Rosenstock, der Oleander und die Balsamine gedeihen sehr gut. Außerdem findet man in den Gärten auch europäische Blumen. Die Engländer lassen sich in jedem Jahre frischen Samen von Europa kommen, weil die Blumen in Ostindien schnell ausarten. Ebenso ist es mit dem Gemüse. Die dortigen Gemüsearten sind mit einigen Ausnahmen fast alle weichlich. Blumenkohl, Melonen, Yamwurzeln, süße Zwiebeln, Erbsen, Salat u. s. w. gedeihen dort vortrefflich. Von den Obstarten nehmen die vornehmste Stelle die Bombay Mangos ein, die alle europäischen Früchte an Wohlgeschmack übertreffen. Der Baum blüht im Januar und Februar und seine Frucht, an Gewicht bis zu einem Pfund schwer, ist

je nach der Lage vom April bis Juli reif. Die Blüthe verbreitet einen angenehmen ſüßen Geruch. Die Farbe der Frucht iſt grün, ins Gelbliche übergehend. Das Fleiſch derſelben gleicht der gelben Pfirſich, dem noch der liebliche Duft der Ananas und der Orange beigegeben iſt. Außerdem verdienen die Ananas, die Scherifas, die Lukats (den gelben Pflaumen ähnlich), die Aprikoſen, die Apfelſinen, Feigen, Pfirſiche, Granatäpfel und Bananen erwähnt zu werden. Auch die Tamarindenbäume ſind ſehr nützlich, aus deren Frucht man ſich den kühlenden Saft für die heiße Zeit bereitet.

Was die Lebensweiſe der Europäer in Oſtindien anbetrifft, ſo iſt ſie faſt dieſelbe wie im Vaterlande, nur noch luxuriöſer, was die Engländer bei ihren großen Einkünften auch thun können. Die Kleidung iſt dem Klima angemeſſen. Man geht in der heißen Zeit ſehr leicht angezogen. Die Damen tragen weiße Kleider von dem feinſten Mouſſelin. Der Europäer ſteht um ſeine Geſundheit zu erhalten, ſchon etwa um 4 Uhr auf, reitet aus, geht oder fährt ſpazieren. Gleich nach Sonnenaufgang kehrt er nach Hauſe zurück; denn die glühende Sonne geſtattet ihm nicht ſich länger in der freien Natur zu bewegen. Wer ein Amt oder einen Beruf hat, muß in der heißen Zeit ſeine Geſchäfte früh am Tage abmachen. Die Gerichtshöfe und alle öffentlichen Gebäude ſind nur von 6 bis 9 Uhr geöffnet. Gewöhnlich wird um 9 Uhr gefrühſtückt, um 1 Uhr findet das zweite Frühſtück und um 4 oder 5 Uhr das Mittageſſen ſtatt.

Im Innern des Landes wohnen an einem Orte häufig nur 5 bis 8 europäiſche Familien, und dieſe führen ein höchſt einförmiges Leben. Da den Engländern Theater und andere Vergnügungen nicht geboten werden, ſo pflegen ſie mit einander häufig zu verkehren und den Abend zuſammen

zuzubringen. Bei dem gegenſeitigen Verkehr der Europäer iſt es Sitte, daß wenn man Jemand zum Frühſtück oder Mittag einladet, derſelbe ſeinen Hindu-Diener mitbringt, der zu Tiſche aufwartet und hinter dem Stuhl ſeines Herrn oder ſeiner Dame ſteht. Je größer alſo die Zahl der Gäſte, deſto größer iſt die Zahl der anweſenden Diener. Dieſer Umſtand hat ſchon manchmal Veranlaſſung zu falſchen und üblen Mittheilungen gegeben, die von Perſonen, welche nach Indien kamen und mit den dortigen Sitten noch nicht bekannt waren, ausgeſprengt wurden.

Auf Gaſtfreundſchaft wird in Oſtindien viel gegeben. Da im Innern des Landes keine Gaſthäuſer für Europäer vorhanden ſind, ſo hält man immer ein Zimmer für Fremde bereit. Iſt man auf Reiſen und hat man kein Zelt, ſo kann man zum erſten beſten Engländer gehen und einer freundlichen Aufnahme gewiß ſein.

In den Familien findet man nur ſehr junge oder gar keine Kinder. Die Eltern ſind genöthigt, ſich ſchon früh von ihnen zu trennen und ſie nach Europa zu ſchicken; man ſendet ſie fort, wenn ſie 5 oder 6 Jahr alt ſind. Es iſt dies ein ſchweres Opfer, das die Eltern bringen müſſen, doch das Klima und der heidniſche Einfluß machen es durchaus nothwendig, wenn die Kinder nicht phyſiſch und geiſtig zu Grunde gehen ſollen. Beſonders fühlen die Mütter es ſchwer ſich von ihren Lieblingen zu trennen. Da ſie in Indien des Klimas wegen wenig mit der Wirthſchaft zu thun haben, ſo würde es ihnen nicht nur Freude, ſondern auch Abwechſelung gewähren, wenn ſie ſich der Erziehung ihrer Kinder einige Stunden des Tages widmen könnten. Da das Klima dem Europäer verbietet, viel in der freien Natur zu ſein, ſo hat er ſich in ſeinem Hauſe recht bequem und gemüthlich eingerich-

tet; was aber ſeinen Hausſtand in Bezug auf das Dienſtperſonal in Oſtindien anbetrifft, ſo iſt derſelbe ganz anderer Art.

Alle Europäer, die irgend einen Rang einnehmen und in den Augen der Eingebornen nach ihrer Stellung und Einkünften entweder **bara Sahib** oder **tschota Sahib**, „großer oder kleiner Herr", heißen, brauchen viele Diener, aber nicht etwa deshalb, weil in ihrem Hauſe ſo viel zu thun iſt, oder um Prunk damit zu machen, ſondern weil ſowohl das heiße Klima, als das Kaſtenweſen der Hindus ſie dazu zwingt. Es hat dies einen ſehr vornehmen Anſtrich und doch iſt jeder Europäer, ſelbſt der Miſſionar, genöthigt, mehrere Diener zu halten, weil es die Umſtände erfordern. Und wer Indien, ſeine Bewohner und ſeine Sitten kennt, wird niemals daran Anſtoß nehmen.

Alle Diener, die man hat, gehören verſchiedenen Kaſten an; jeder beſchäftigt ſich meiſtens nur mit einer Arbeit. Der erſte Diener, den der Europäer braucht, iſt der Koch, weil das heiße Klima, das ohnehin nachtheilig auf die europäiſche Conſtitution einwirkt, es unmöglich macht die Speiſen ſelbſt zu bereiten. Wer irgend etwas von Indiens großer Hitze gehört hat, der wird es dem Europäer und auch dem Miſſionar nicht übel deuten, wenn er bei derſelben ſeine Frau nicht noch der Hitze eines Feuers in der Küche ausſetzt. Dazu kommt, daß die Küche vom Wohnhauſe eine Strecke entfernt iſt; und man wagt in der heißen Zeit ohne dringende Noth nicht einmal nach einem andern Hauſe zu gehen, wenn es auch noch ſo nahe gelegen wäre. Bei Vielen wartet der Koch auch bei Tiſche auf, die Meiſten haben aber noch einen beſondern Diener dafür.

Der andere Diener iſt der Waſſerträger. Obwohl

der Koch viel Zeit übrig hat, ſo holt er ſich dennoch nicht ſelbſt das Waſſer, das er zum Kochen braucht, da dies gegen ſeine Kaſte iſt. Wollte man es ihm aber zumuthen, ſo würde er lieber ſeinen Dienſt aufgeben, als durch Verrichtung ſolcher Arbeit die Kaſte verlieren. Dies kann auch Niemand einem Hindu verdenken, ſo lange er die Wahrheit des Chriſtenthums nicht an ſeinem Herzen erfahren hat. Denn hat Jemand ſeine Kaſte verloren, ſo wird er von aller Gemeinſchaft mit der Familie und den Verwandten gänzlich ausgeſchloſſen und ohne Barmherzigkeit gleich einem Scheuſal und Auswurf der Menſchheit von Jedermann gemieden. Man muß darum einen Waſſerträger halten, der das Waſſer zum Kochen, Abwaſchen, Trinken, Baden u. ſ. w. beſorgt. Auch dieſer Mann, der täglich nur einigemal die Waſſergefäße füllt, hat viel Zeit übrig.

Ein dritter Diener iſt der Ausfeger. Sein Geſchäft iſt die Stuben auszukehren und die Badezimmer rein zu halten. Ein vierter Diener iſt der Bearer. Ihm liegen mancherlei Arbeiten im Hauſe ob. Ferner hat er die Pflicht, in der Verandah ſtets gegenwärtig zu ſein, um Beſtellungen anzunehmen und auszuführen und Beſuche von Europäern anzumelden. Hierbei kommen oft große Mißverſtändniſſe vor, die ihren Urſprung darin haben, daß der Hindu, dem es ſchwer fällt manche europäiſche Namen auszuſprechen, Vokale und Conſonanten ausläßt und dafür andere einſchiebt.

Ein fünfter Diener iſt der Wäſcher. Er nennt ſich deswegen einen Diener, weil er die Wäſche der Herrſchaft abholt und wäſcht. Wollte eine Europäerin es verſuchen die Wäſche ſelbſt zu beſorgen, ſo würde dies nicht allein koſtſpieliger ſein, ſondern auch ihre Kräfte in kurzer Zeit aufreiben. Außerdem gebraucht man in Indien des vielen Schwitzens

wegen bedeutend mehr Wäſche, als in einem kalten Klima, weil der Hitze wegen beſonders die Damen und Kinder den größten Theil des Jahres immer weiß gekleidet gehen.

Ein ſechster Diener iſt der Wächter, der eine Lanze trägt und zum Nachtwachen für jedes Haus ſehr nothwendig iſt. Da die Thüren der Wohnhäuſer nach venetianiſcher Art angefertigt ſind, ſo können die Häuſer nicht ſo feſt verriegelt und verſchloſſen werden, wie hier. Der Nachtwächter muß ſein Auge auch auf die Außenhäuſer richten, die, obwohl ſie auf demſelben Gehöfte, doch, wie ſchon früher erwähnt, vom Wohnhauſe der Herrſchaft entfernt ſtehen, wo die diebiſchen Hindus leicht einbrechen und ſtehlen können. Es giebt zwar Nachtwächter von der Obrigkeit, dieſe kommen jedoch nur den Eingebornen, die in der Stadt zuſammen gedrängt leben, zu Gute, nicht aber den Europäern, welche in Oberindien oft zwei engliſche Meilen von der Stadt entfernt wohnen und durch große Gärten und Gehöfte von einander abgeſondert ſind. Der Leſer wird ſich wundern zu hören, daß die Nachtwächter gewöhnlich aus der Diebskaſte ſind; man kann aber ſicher ſein, daß, wenn ſie auch öfters ſchlafen, man nicht beſtohlen wird. Entläßt man jedoch einen ſolchen Mann des Schlafens wegen und ſtellt einen von einer andern Kaſte an, ſo wird man ganz ſicher beſtohlen, denn die Wächter aus der Diebeskaſte dulden es nicht, wenn Leute einer anderen Kaſte ihr Amt erhalten. — Wo Kinder ſind, da hat die Familie außer den oben erwähnten Dienern auch noch eine Kinderfrau nöthig.

Außerdem braucht man in der heißen Zeit, beſonders in Oberindien, auch Leute, die den Pankha ziehen um Kühlung zu verſchaffen. Dafür ſind in der Regel zwei Männer, die ſich Tag und Nacht in Zwiſchenräumen ablöſen, er-

forderlich. Es ſind dies Kulies oder Tagelöhner. Wie es nun Niemand einfallen wird, die Oefen in Deutſchland als Luxus und Ueberfluß anzuſehen, ſo wird auch Niemand, der Indien und ſeine Bedürfniſſe kennt, die Pankha's für überflüßig halten. Unter dieſem großen Fächer ſitzt und arbeitet man am Tage und ſchläft in der Nacht, und man freut ſich und dankt Gott, daß man ein Mittel hat, welches die ſchreckliche Hitze, die in der heißen Zeit im Freien zwiſchen 30 und 40 Grad R. beträgt, erträglich macht. Sobald die Pankha ſteht, bricht der Schweiß aus allen Poren hervor.

Ein anderes nothwendiges Stück im Haushalt iſt ein Wagen oder Palankin, um auch in der Tageshitze von einem Orte zum andern zu gelangen, ohne den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt zu ſein. Man kann dort in der kalten Zeit vom November bis Februar, Morgens nur bis 9 oder 10 Uhr und des Nachmittags von 3 oder 4 Uhr ab, und in der heißen und Regenzeit aber nur bis 8 Uhr und des Abends von 6 Uhr an ſicher ausgehen, ohne die Sonne zu fürchten. Dies iſt nun auch für den Miſſionar die Zeit des Ausgehens und Predigens. Liegt der Ort, wo der Miſſionar wohnt, nicht zu weit von der Stadt der Eingebornen, ſo kann er auch ohne Wagen und Palankin fertig werden, doch wird er in dieſem Falle in der heißen Zeit die entfernten Gegenden in der Stadt nur ſelten beſuchen können, weil er nach einer halben Stunde Gehens ganz erſchöpft iſt und vom Schweiß durchnäßt an dem Ort ankommt, wo er predigen will. Dann aber muß er nach Hauſe eilen, um ſpäteſtens um 9 Uhr zu Hauſe zu ſein, weil er ſonſt einen Sonnenſtich oder eine Gehirnentzündung davontragen kann. Aber der Wagen iſt nicht nur für

den Miſſionar, ſondern auch für die Familie durchaus noth-wendig, damit ſie am Morgen und am Abend friſche Luft ſchöpft. Denn abgeſehen davon, daß eine Frau ſchon nach einem kurzen Gange vom Schweiße triefend und ganz erſchöpft nach Hauſe kommen würde, fiele es im Orient außerordentlich auf, wollte eine Europäerin ſich zu Fuß viel im Freien bewegen. Zum Wagen aber braucht man einen Pferdeknecht und einen Grasſtecher. Der Erſtere beſorgt Wagen und Pferd, der Letztere ſammelt das Gras zum Pferdefutter, weil man, beſonders in Oberindien, kein Heu zu kaufen bekommt. Unverheirathete Leute halten in den Städten, wo ſie nicht zu jeder Zeit einen Palankin miethen können, ein ſolches Beförderungsmittel mit den dazu nöthigen Trägern. So braucht man in der kalten Zeit 8 bis 9, in der heißen 10 bis 11 Diener, die meiſten Engländer haben aber noch einige mehr.

Es war früher gar nichts ſeltenes, daß Europäer, wenn ſie mit voller Geſundheit und Lebenskraft in Indien ankamen, meinten dem Klima trotzen zu können. Sie wollten daher ohne Diener und die gewöhnlichen Erleichterungsmittel fertig werden, aber ſie mußten ihre Theorien bald aufgeben, weil ſie durch großen Schaden klug wurden. Meiſt waren es deutſche Miſſionare, welche an der großen Dienerſchaft Anſtoß nahmen und es verſuchten, dort wie in Deutſchland zu leben. Aber wie ſchnell ſind ſie hingerafft und ein Opfer des Klimas geworden! Ach, ſo Mancher iſt eines frühen Todes an der Cholera, Gehirnentzündung oder einer andern gefährlichen Krankheit geſtorben, weil er guten Rath von denen, die das Klima bereits kannten, nicht annehmen wollte. Man tröſtet ſich zwar in ſolchen Fällen, daß ihre Stunde gekommen ſei, doch die Unvorſichtigkeit iſt das-

durch nicht gerechtfertigt. Da Indien für europäiſche Conſtitutionen ein gefährliches Klima iſt und Vorſicht viel vermag, wer will es dem Europäer verdenken, daß er Alles vermeidet um nicht durch eigene Schuld ſich einen frühen Tod zuzuziehen, und daß er ſich Manches erlaubt, was er in einem gemäßigten Klima nicht nöthig hat. Man darf Indien durchaus nicht nach deutſchem Maßſtabe meſſen. Und wer das Land, ſeine Sitten und Bedürfniſſe nicht kennt, hat kein Recht ein Urtheil über den Miſſionar zu fällen, als wolle er dort, weil er ſich viele Diener hält, wie ein großer Herr leben.

Jeder Sahib oder Herr gilt unter ſeinen Dienern als die höchſte obrigkeitliche Perſon, die alle Streitigkeiten unter dem Dienſtperſonal zu ſchlichten hat. Man räumt ihm daher das größte Recht ein. Doch kommt es manchmal vor, daß man genöthigt iſt, dem Magiſtrat (eine von der Regierung eingeſetzte obrigkeitliche Perſon) die Sache zur Entſcheidung vorzulegen. Im Allgemeinen laſſen ſich die Diener aus den Hindus ſehr gut leiten, wenn man ihnen gegenüber zwar entſchieden, doch freundlich auftritt, dagegen iſt es ſchwerer, mit den Muhammedanern fertig zu werden. Zuweilen kehrt unter den Dienern ein böſer Geiſt ein; ſie werden höchſt widerſpenſtig, Einer verräth nicht den Andern, und man iſt genöthigt, faſt Alle mit einem Mal zu entlaſſen und ſich ein anderes Dienſtperſonal zu verſchaffen.

Was die Europäer im Innern des Landes außer den Nahrungsmitteln für ihren Hausſtand gebrauchen, ſuchen ſie ſich faſt Alles direkt aus großen Städten zu verſchaffen. Nicht ſelten kommen engliſche Kaufleute mit ihren Waaren auf einem Fahrzeuge den Ganges hinauf gefahren, die, ſobald ſie auf einer Station angekommen ſind, die Engländer durch

ein Circular von ihrer Ankunft in Kenntniß ſetzen. Oft bezieht man die Waaren auch von eingebornen Kaufleuten, welche an demſelben Orte wohnen, oder von Hinduhauſirern, die ihre Waaren in Blechkaſten herumtragen laſſen und ſie dem Europäer feil bieten.

Ehe ich von dem Beginn unſerer Wirkſamkeit rede, will ich den Leſer noch mit dem Klima des Landes, mit dem Character und mit der Cultur der indiſchen Bewohner etwas näher bekannt machen.

II.

Oſtindien und ſeine Bewohner.

1. Klima des Landes.

Oſtindien iſt für viele Europäer, beſonders für die, welche zur Leberkrankheit geneigt ſind, ein gefährliches Land. Es bringt in ſo manchem Hauſe, vornämlich in dem erſten Jahre des Aufenthalts große Veränderungen hervor. Entweder ſtirbt man, oder man kann des heiße Klima nicht vertragen, ſo daß man genöthigt iſt, das Land zu verlaſſen, oder man akklimatiſirt ſich allmählig. Achtet man aber auf das, was das Klima durchaus erfordert, und ſucht ſeine Lebensweiſe darnach einzurichten, ſo kann man, wenn man auch nach einigen Jahren geſchwächt wird, ſeine Geſundheit ganz gut erhalten.

Mit Gottes Hülfe hatte ich die kritiſche Zeit glücklich überſtanden. Je länger ich mich in Oſtindien aufhielt, deſto beſſer lernte ich das Klima des Landes kennen, worüber ich hier Einiges mittheilen will.

Da das Land nicht weit vom Aequator liegt, so sind die Tage und Nächte dort das ganze Jahr hindurch ziemlich gleich lang. Die Sonne geht in der heißen Zeit früheſtens um 1/4 auf 6 Uhr auf und am Abend ſpäteſtens um 3/4 auf 7 Uhr unter, während ſie in der kalten Zeit um 3/4 auf 7 aufgeht und um 1/4 auf 6 Uhr untergeht. Die ſchöne Dämmerungszeit iſt ſo gut wie gar nicht in Oſtindien vorhanden. Sobald die Sonne untergegangen iſt, wird es, wenn man keinen Mondſchein hat, augenblicklich finſter.

Man hat in Oſtindien drei Jahreszeiten, die kalte, die heiße und die Regenzeit. Von einem Winter, wie in Deutſchland, weiß man dort nichts. Es herrſcht daſelbſt ein fortwährender Frühling, die Natur hat ein immer grünes Gewand. Kaum hat der Baum ſich entlaubt, ſo zeigen ſich in wenigen Tagen ſchon andere Blätter, und er ſteht wieder in ſeiner alten Pracht da. Manche Obſtbäume traſten jährlich zweimal Früchte; auch wird in manchen Gegenden im Jahre zweimal geerntet.

Die kalte Zeit iſt in Oſtindien um dieſelbe Zeit, wo der Winter in Deutſchland iſt, weil das Land ſich ebenfalls auf der nördlichen Halbkugel befindet. Dieſe Jahreszeit wird von dem Europäer zur Stärkung ſeiner Geſundheit zu Ausflügen und vom Miſſionar hauptſächlich auch zu Miſſionsreiſen benutzt. Was das Klima in Hinduſtan anbetrifft, ſo iſt die Temperatur der Luft in den Monaten November bis Februar wie bei uns im ſchönen warmen Sommer, doch ſind die Nächte merklich kühl. Das Thermometer ſteigt am Tage auf 20 bis 25 Grad R. Nach Weihnachten hat man einige Regenſchauer. Dann aber kommen mehrere Monate, in denen kein Tropfen fällt. Die Gärten und Felder ſte-

hen in voller Pracht; Blumen ſproſſen hervor und Früchte reifen.

Der Monat März bildet den Uebergang zur heißen Jahreszeit. Die Morgen und Abende ſind zwar noch ſehr angenehm und erquickend, doch beginnt es ſchon am Tage recht heiß zu werden. Wegen der vielen Moskitos, die ſich in den Zimmern aufhalten, ſchläft man in der kalten Zeit hinter Moskitovorhängen, die von weißer oder grüner Gaze ſind.

Im Monat April, Mai und Juni iſt die heiße Zeit. In dieſen Monaten, beſonders in den beiden letzteren, iſt die Hitze außerordentlich drückend, wovon man in Deutſchland keine Vorſtellung hat. Das Thermometer ſteigt im Freien auf 30 bis 40 Grad. Oft wehen in dieſer Jahreszeit die Nord-Weſt-Winde, welche von der Sandwüſte Sind herkommen und ihrer trockenen und ſengenden Hitze wegen die heißen Winde genannt werden. Sie fangen in Hinduſtan gewöhnlich um 8 oder 9 Uhr an zu wehen, ſind anfänglich mäßig warm, je höher aber die Sonne an dem blauen, wolkenloſen Himmel ſteigt und der Tag vorrückt, wird ihr Wehen ſtärker. Manchmal arten dieſe Winde in einen Sturm aus, und die Temperatur erreicht einen ſo hohen Grad, daß dieſelbe gegen Mittag einer aus dem Ofen ſtrömenden Gluthitze gleicht. Die Hitze dauert gewöhnlich bis 3 Uhr Nachmittags und nimmt dann allmählig ab. So iſt es in den erſten Wochen der heißen Zeit. Später aber kommt es dahin, daß bis tief in die Nacht hinein die Hitze ſo groß iſt, wie mitten am heißen Sommertage in Deutſchland, und die Luft ſich erſt wenige Stunden vor Sonnenaufgang abkühlen kann. Aber kaum iſt dies geſchehen, ſo geht die Sonne ſchon wieder auf und ſendet ihre ſengenden und ſtechenden Strahlen auf die Erde, und ſobald ſie auf ihrer Bahn nur

einen kleinen Weg zurückgelegt hat, erhebt ſich der Wind auf's Neue im Weſten.

Der Himmel iſt Tag für Tag rein und wolkenlos. Der Mond glänzt in herrlicher Klarheit. In Folge der großen Hitze bekommt der Erdboden, welcher in Hinduſtan meiſt fetter Lehmboden iſt, Riſſe, die Flüſſe verſiegen, und die ganze Natur ſieht öde und traurig aus. Schöne grüne Wieſen und Raſenplätze ſind jetzt nirgends zu finden. Auf den Feldern iſt Alles verdorrt, ja es würde auch in den Gärten traurig ausſehen, würde man nicht dieſelben an jedem Tage tüchtig bewäſſern. Aber je ſenkrechter die Sonne ihre Strahlen ſchießt, deſto mehr breitet die Palme ihre Blätter aus, und der Mangobaum erfüllt die Luft mit den Wohlgerüchen ſeiner Blüthen.

In der heißen Zeit kommen manchmal große Schaaren von Heuſchrecken, ſo daß die Sonne faſt verdunkelt wird. Die Leute laufen alsdann in den Gärten mit Stöcken und Stangen umher und ſuchen die Heuſchrecken wegzuſcheuchen; denn, wo ſie ſich nieder laſſen, verzehren ſie Alles.

Der Europäer muß während der heißen Zeit, um ſein Leben friſch zu erhalten, viele Vorſichtsmaßregeln treffen, wenn er nicht dem Klima bald unterliegen will. Während er am frühen Morgen ausfährt, werden im Hauſe alle Thüren, die immer einander gegenüber ſtehen, ſchnell geöffnet, und die Zimmer gut gelüftet. Im Hauſe iſt man genöthigt, ſchon um 8 Uhr, ehe die heißen Winde wehen, alle Thüren und Fenſter zu ſchließen. Man macht die Zimmer dunkel und läßt nur ſo viel Licht hineinfallen, als es unumgänglich nöthig iſt. Während des Tages läßt ſich Niemand im Freien ſehen; es werden weder Beſuche abgeſtattet, noch Geſchäfte getrieben. Erſt etwa um 5 Uhr Nachmittags kann man

wagen, ohne Nachtheil für seine Gesundheit, auszugehen; denn schon Manchem hat ein Gang in der indischen Sonnenhitze den Tod gebracht. Ungefähr um 6 Uhr, nach Sonnenuntergang, öffnet man Thüren und Fenster.

Die Luft ist in den geschlossenen Zimmern sehr drückend; sie wird aber von dazu angestellten Männern durch Pankha's in Circulation erhalten. (Siehe Seite 84.)

Außer den Pankha's gebraucht man in Oberindien, wenn die heißen Winde wehen, auch Tattis, das sind von Bambus verfertigte Vorsetzer oder Schirme, die so groß wie eine Thür und mit langen, wohlriechenden Graswurzeln, zwei Finger dick belegt sind. Der Schirm wird an eine geöffnete Thür gestellt und tüchtig mit Wasser begossen, das durch die heißen Winde und den hervorgerufenen Luftzug, — welcher durch das Aufrechtstellen der Jalousie-Fenster am entsprechenden Ende des Hauses bewirkt wird, — schnell verdunstet und dadurch die Zimmer kühl macht.

Auch die Eingebornen beobachten in der heißen Zeit viele Vorsichtsmaßregeln. Niemand geht ohne die größte Noth am Tage aus, und wenn er's muß, so gebraucht er einen Regenschirm gegen die Sonnenstrahlen, um nicht nachtheilige Folgen davon zu tragen. Die Armen unter den Eingebornen, die sich keinen Schirm anschaffen können, suchen alte Stücke Zeug zusammen und hüllen damit ihren Kopf ein, um nicht den Sonnenstich zu bekommen. Doch ereignet es sich nicht selten, da Viele nicht die nöthige Kopfbedeckung haben, oder weil sie nachläßig sind, daß gar Mancher von ihnen, namentlich in den großen Städten wie z. B. in Benares, wo die Straßen sehr eng sind, und die Hitze viel bedeutender ist, vom Sonnenstrahl getroffen, augenblicklich todt auf die Erde fällt.

Der Europäer bedient sich ebenfalls beim Ausgehen, ja selbst im Monat December und Januar, zum größeren Schutz gegen die Sonnenstrahlen des gewöhnlichen Regenschirms, dem man noch einen weißen Ueberzug giebt, um Fieber und Sonnenstich zu verhüten. In Bengal lassen Viele einen großen Palmschirm vor sich hertragen. Außerdem bedeckt der Europäer seinen Kopf mit einem großen breitkrämpigen Hut von Sola, (indisches Kork,) der mit Kattun oder Seide bezogen ist, worin man noch Tücher und dergl. thut, um sich desto besser vor den Sonnenstrahlen zu schützen.

Da die Wirkung der Sonne am Tage sehr gefährlich ist, so schickt kein Europäer, wenn nicht nothgedrungen, seinen Diener aus. Reisen werden nur in der Nacht unternommen, während man am Tage rastet. Wenn gleich der Europäer sich am Tage zu Hause aufhält, so hat er doch viel von der Hitze zu leiden, schwitzt sehr stark und muß oft die Wäsche wechseln. In der Nacht, wo gänzliche Windstille herrscht, kann man vor Hitze oft nicht einschlafen, und man ist genöthigt, sich erst durch ein Bad abzukühlen. Aber ungeachtet aller Mittel, die man anwendet sich die Zimmer kühl zu machen, beträgt doch noch die Wärme in demselben und zwar Tag und Nacht gleich 25 bis 27 Grad R. Da das viele Schwitzen sehr abmattet, so lassen die Europäer auch in der Nacht die Pankha über ihrem Bette schwingen. Die Jalousie-Thüren werden zwar verschlossen, doch läßt man die Jalousie's die Nacht hindurch offen stehen, damit frische Luft herein komme. Der Europäer schläft auf dem aller einfachsten Lager und gebraucht meistens Matratzen von Roßhaar oder Kokusnußfasern.

Viele der Eingebornen schlafen in der heißen Zeit entweder in der Verandah oder auf offener Straße

auf Bettſtellen oder Matten vor ihren Wohnungen, weil es ihnen in ihrem Zimmer zu heiß iſt. Sie pflegen ſich ganz und gar in ihren Laken einzuhüllen, um nicht von Moskitos geſtochen zu werden.

In Folge des läſtigen Schwitzens entſteht ein ſehr beſchwerliches Uebel. Man bekommt nämlich auf dem ganzen Körper viele Hitzblattern, welche in der Sprache jenes Landes Ghomauris genannt werden. Dieſelben verurſachen beſonders nach einem Trunk Waſſer einen heftigen, juckenden und ſtechenden Schmerz. Viele Europäer werden davon ſchwer heimgeſucht, ſo daß ihnen dieſe bei Tag und bei Nacht ſehr große Beſchwerden verurſachen. Manche bekommen auch viele Geſchwüre. Die Eingebornen haben von dem Ausſchlag weniger zu leiden, weil ſie ihren ganzen Körper mit Oel einreiben, weshalb der ſcharfe Schweiß nicht ätzend auf die Haut einwirken kann. Der Europäer ſteuert dem Uebel dadurch, daß er oft die Wäſche wechſelt und durch fleißiges Baden die gereizte und in einen Entzündungszuſtand verſetzte Haut vom ſcharfen Schweiß zu befreien und zu ſtärken ſucht.

Die Hitze macht den Menſchen ſchlaff und matt. Die Verdauung iſt geſchwächt. Man verlangt meiſt nach flüſſigen Speiſen. Das Bier, das man trinkt, iſt für Indien ſtark mit Hopfen zubereitet, doch iſt es erhitzend und erzeugt Blutwallung, wenn man's rein trinkt, während es mit Waſſer vermiſcht und mit einem geringen Zuſatz von Zucker vermiſcht, ſtärkend und kühlend wirkt. Das Waſſer iſt in der heißen Zeit ſelbſt aus den tiefſten Brunnen lauwarm und kaum genießbar. Man trinkt es darum mit verſchiedenen Fruchtſäften, oder man füllt die irdenen, unglaſirten Gefäße mit Waſſer, umwickelt ſie mit naſſen Tüchern, die man von Zeit

zu Zeit wieder anfeuchtet, und ſetzt dieſe dem Weſtwinde aus, wodurch man ein kaltes Getränk erhält. Denn durch das ſchnelle Verdampfen der feuchten Tücher wird dem Waſſer innerhalb des Gefäßes der Wärmeſtoff entzogen. Auch ſtellt man die Waſſerflaſchen bei den Tatti's hin. In manchen Städten, beſonders in den Seeſtädten, bekommt man Eis zu kaufen. Daſſelbe wird in großen Maſſen in jedem Jahre nach Oſtindien geſchickt und dort zu einem ſehr hohen Preiſe verkauft.

Der Europäer ſucht ſich in der heißen Zeit am Abend vergeblich zu erholen, weil die Luft auch dann ſehr heiß iſt. Oft herrſcht eine große Windſtille. Nur durch ſchnelles Fahren kann man ſich einen kühlenden und etwas erfriſchenden Luftzug verſchaffen.

Auch die Thierwelt hat von der Hitze viel zu leiden. Sie ſinkt vor Ermattung auf der Straße nieder. Der Europäer iſt in Gefahr, wenn er am Abende ſich aufmacht, um friſche Luft zu genießen, Kühe und Kälber überzufahren, weil es ſchwer hält, ſie aus dem Wege zu verſcheuchen. Der Hund bleibt ruhig auf der Straße liegen und ſieht ſich nur um, ob nicht das Wagenrad über ſeinen Schwanz geht. Die Büffel ſtürzen ſich in Flüſſe und Sümpfe, um ſich abzukühlen und halten nur den Kopf ein wenig über dem Waſſer. Die Vögel flattern mühſam und ſchwer herum. Kurz, Alles ſeufzt unter der drückenden Hitze.

Nach der heißen Zeit kommt die Regenzeit, welche im Monat Juli, Auguſt und zum Theil auch im September ſtattfindet. Ehe die Regenzeit eintritt ziehen oft die Wolken wochenlang vom Bengaliſchen Meerbuſen nach Weſten, wo ſie ſich am Himalaya-Gebirge lagern. Nordweſtwinde bringen dieſe Wolken zurück, welche nun ihre Feuchtigkeit in

ſtarken Regengüſſen auf die Erde ergießen. Gewöhnlich kündigt ſich in Hinduſtan die Regenzeit durch einen ſtarken Sturm an, der große, rieſenhohe Staubwolken kräuſelnd und wirbelnd vor ſich hertreibt, wodurch die Luft zuweilen ganz verfinſtert wird. Der Sturm dauert nur einige Stunden, iſt aber ſo heftig, daß er im Lande ſehr vielen Schaden thut. Bäume werden entwurzelt, Dächer abgedeckt, ja oft ganze Häuſer zerſtört. Im Jahre 1845 erlebte ich mitten am Tage in Folge der dicken Staubwolken eine ſolche Finſterniß, daß ich meine Hand nicht ſehen konnte, und ich genöthigt war, die Lampe anzünden zu laſſen.

Schon in der Ferne hört man das Brauſen des Sturmes, der plötzlich am Tage oder in der Nacht mit Heftigkeit hereinbricht. Hat man ihn vielleicht nicht ſelbſt bemerkt, dann kommt der Diener oder Wächter und ſagt: **Sáhib! Tufán átá!** „Mein Herr! der Sturm kommt!“ Sogleich muß man alle Jalouſie- und Glasthüren obgleich an Ort und Stelle noch Alles ganz ruhig iſt, und oft ſogar eine Windſtille herrſcht, ſchließen, damit das Haus nicht voll Sand und Staub wird; denn der Sturm naht mit Schnelligkeit heran. Hinter den Staubwolken ziehen ſchwere Regen und Gewitterwolken her, die ſich ihrer großen Laſt durch gewaltige Regengüſſe entladen. Blitze durchzucken die Luft, und ſchreckliche Donner rollen. Ueberhaupt ſind die Gewitter in Indien ſehr ſtark. Einmal erlebte ich einen ununterbrochenen Donner, der über 24 Stunden anhielt.

Iſt das Gewitter mit dem Regenſchauer vorüber, ſo zeigt ſich die Natur, welche ſchon lange nach einem Regenguß geſchmachtet hat, erneut und verjüngt. Nach wenigen Tagen erblickt das Auge wieder grüne Wieſen, die es lange vergebens geſucht hat. Tauſende von Fröſchen, die Monate lang

geſchwiegen hatten, erheben plötzlich ein fürchterliches Geſchrei, ſo daß man gar nicht weiß, wo ſie alle herkommen. Menſch und Thier freuen ſich ihres Lebens. Gleich nach dem erſten Regen müſſen die Ackerbauer ſich beeilen, den Boden zu beſtellen.

Es giebt in der Regenzeit manchen kühlen und angenehmen Tag, weil der Himmel faſt immer mit Wolken bedeckt iſt; oft hat man aber auch recht ſchwüles Wetter. Jeder Europäer hat dann viel auszuſtehen. Eine außerordentliche Mattigkeit bemächtigt ſich aller Glieder; kein friſches Lüftchen weht; Menſch und Thier ſchmachten nach Erquickung. Unwillkührlich ruft man aus: „Heißes Indien! heißes Indien!“

Da es in der Regenzeit oft viele Tage ohne Unterbrechung reguet und um dieſelbe Zeit durch die heißen Sonnenſtrahlen auch der Schnee auf dem Himalaya zu ſchmelzen anfängt, ſo füllen ſich die ausgetrockneten Flußbette auf's Neue mit Waſſer. Der Ganges ſteigt in Hinduſtan 40 bis 50 Fuß und überſchwemmt das Land Meilen weit. Er iſt in der Regenzeit an manchen Stellen ſo breit, daß man ihn kaum überſehen kann und ſo reißend, daß er oft große Landſtrecken auf der einen Seite wegreißt und auf der andern wieder viel Grund und Boden anſchwemmt. Zuweilen muß ein ganzes Dorf von ſeinen Bewohnern Preis gegeben werden, und die Leute müſſen ſich mit ihrem Vieh, wenn ſie nicht in der Nähe erhöhte Landflächen haben, auf Kähne flüchten. In vielen Fällen ſchicken die Hindus ihr Vieh auf die andere Seite des Fluſſes damit es ſich dort, weil bei ihnen Alles überſchwemmt iſt, neue Weideplätze aufſucht. Oft ſahe ich viele Büffel über den Fluß treiben, die der ſtarken Strömung ungeachtet tapfer hinüberſchwammen, indem ſie den Kopf über dem Waſſer hielten, während der Treiber

bald von einem zum andern Thiere ſchwamm, oder ſich auf den Rücken derſelben ſetzte.

Die Hütten der Eingebornen, ja ſelbſt die Häuſer der Europäer, welche nicht durch feſte Dächer und gute Verandahs geſchützt ſind, werden durch die ſtark anhaltenden Regengüſſe erweicht und von dem Sturme niedergeworfen. Nicht ſelten ſtürzt ein Theil des Daches und der Stubendecke mit einem großen Waſſerguß in's Zimmer.

Im Monat September fangen alle Gewäſſer, die ſehr hoch geſtiegen ſind, wieder an zu fallen. Der Ganges tritt wieder in ſein Flußbett zurück, es bleiben aber größere und kleinere Seen und Teiche auf ebenem Lande ſtehen, die dann von den heißen Sonnenſtrahlen verdunſten und vertrocknen. Da die Erde ſehr ausdünſtet, ſo wird die Luft mit vielen Dünſten geſchwängert. Es entſtehen jetzt viele Krankheiten, beſonders herrſcht die Cholera und Dyſenterie.

Der Monat Oktober bildet den Uebergang zur kalten Zeit, welche, wie ſchon früher erwähnt, im Monat November ihren Anfang nimmt. — Nach dieſer Zeit ſehnt ſich jeder Europäer, damit ſich ſein Körper, der durch die große Hitze und das viele Schwitzen bedeutend geſchwächt iſt, wieder ſtärken kann. Dieſe Zeit eignet ſich deshalb für den Ausländer am beſten, in dieſes Land zu kommen, denn, wenn er in Indien Ende Oktober eintrifft, ſo hat er vier höchſt angenehme Monate vor ſich und kann ſich nach und nach an das tropiſche Klima gewöhnen; trifft er dagegen unmittelbar vor der heißen Zeit ein, ſo iſt dies für ſeine Geſundheit höchſt nachtheilig.

In Oſtindien iſt es nicht gut, von Sachen, die man nicht gleich braucht, Ueberfluß zu haben, weil man große Noth hat, dieſelben aufzuheben, und Vieles durch kleine, faſt

unſichtbare Inſekten zerſtört wird. Eine große Plage ſind die zahlreichen Ameiſen von den verſchiedenſten Größen und Gattungen. Schränke, in denen man Eßwaaren aufhebt, müſſen auf großen, ſteinernen Behältern ſtehen, die innerhalb eine Erhöhung und ringsherum eine Vertiefung haben, welche mit Waſſer angefüllt wird, damit die Ameiſen nicht dazu kommen können. Doch muß das Waſſer oft erneuert werden, weil ſonſt dieſe Thiere über den Staub, der ſich darauf ſetzt, kriechen. Auch die Füße der Bettſtellen müſſen auf ſolchen ſteinernen Behältern ſtehen, weil ſonſt die Ameiſen Einen beim Schlafen ſehr beläſtigen würden.

Viel Schaden richten auch die weißen Ameiſen an, welche aus der Erde und dem Fußboden hervorkommen und die Lehmhäuſer ſehr ruiniren. Sachen, die unmittelbar auf dem Fußboden liegen und nicht ſorgfältig aufgehängt, oder an einen ſichern Ort hingeſtellt ſind, findet man ziemlich gewiß am nächſten Morgen ganz oder zum Theil zerſtört.

In der Regenzeit nimmt auch das Gewürm recht überhand. Eidechſen laufen an den Wänden der Zimmer herum und fallen oft plötzlich herab. Schaaren von fliegenden Ameiſen, Moskitos und anderen Inſekten kommen am Abend, ſobald Licht angezündet iſt, herbeigeflogen, und wenn man ſie nicht bei Zeiten durch Tſchiks (ein Vorgehänge von feinen Bambusſtäbchen und ſtarker Gaze, die an den Thüren aufgehängt werden), fern hält, hat man das Haus voll von ihnen. Um ſie zu fangen, werden große Schüſſeln mit Waſſer gefüllt, und auf den Tiſch geſtellt, in welches ſie beim Herumflattern hinein fallen. Die Fliegen und Moskitos ſind zwar zu jeder Zeit, beſonders aber in der Regenzeit ſehr läſtig.

In den Zimmern hat man nur wenige Möbel. Tiſch, Sopha und Stühle, Bettſtellen u. ſ. w. ſtehen mitten im

Zimmer, damit man beim Hineintreten gleich Alles überſehen kann; denn Schlangen und Skorpione pflegen ſich vornehmlich in der Regenzeit an trockenen Oertern gern zu verſtecken. Aus dieſem Grunde brennt man in der Nacht auch ſtets ein Licht, damit ſobald man ein Geräuſch hört, gleich ſehen kann, was vorgeht. Der Diener, der das Reinigen und Oeffnen der Zimmer beſorgt, hat jedesmal ſorgfältig nachzuſehen, ehe er die Thüren ſchließt, ob ſich nicht ein Skorpion oder eine Schlange verſteckt hat.

Einſt ereignete es ſich, daß, als ich von einem Spaziergange zurück kam und in das Zimmer ging, ich auf den Schwanz eines Thieres trat. Da ich ein Ziſchen hörte und nicht daran dachte, daß dies auch Schlangen thun, glaubte ich, es wäre eine Katze, die ſich in unſer Haus verlaufen habe; ich rief ſogleich den Diener Licht zu bringen und nachzuſehen. Er leuchtete herum, fand aber keine Katze. Doch was geſchah am andern Tage? Als das Zimmer geöffnet wurde, kommt die Kinderfrau plötzlich aus der Verandah und ſchreit: „**Sámp átá hai!**“ Eine Schlange kommt!“ Es war eine **Cobrá de Capella**, Brillenſchlange. Dies war das Thier, auf deſſen Schwanz ich den Abend vorher trat, vor deſſen gefährlichem und tödtlichem Biß mich Gott gnädig bewahrt hatte. Die Schlange hatte ſich in der Nacht in unſerm Schlafzimmer irgendwo aufgehalten und war jetzt am Morgen nach dem Oeffnen der Zimmer aus dem Hauſe heraus in die Verandah gekommen. Ich lief ſogleich mit dem Stock der Schlange, welche etwa fünf Fuß lang war, nach und erſchlug ſie.

Einſt hatte ſich in dem Hauſe eines Engländers auch einmal eine Schlange eingefunden. Die Frau des Hauſes ſpielte gerade auf dem Klavier. Da die Schlangen die Muſik lieben,

ſo erhob ſich die Cobra mit ihrem Oberkörper und fing an zu tanzen nicht weit hinter dem Stuhl der Frau. Ihr Mann, der in das Zimmer trat und dies zu ſeinem Schrecken ſah, ließ ſich gar nichts merken, ſondern ging ſogleich heraus und rief den Diener, der die Schlange, ehe die Frau etwas von der Gefahr ahnte, mit dem Stock todtſchlug.

Geht man in der Regenzeit am Abend in der Verandah ſpazieren, ſo muß man in dieſelbe eine Lampe ſtellen, damit das giftige Gewürm dadurch verſcheucht werde. Nimmt man in der Dunkelheit ſeinen Gang durch den Garten, ſo pflegt man vorher mit den Händen zuſammen zu ſchlagen, damit die Schlangen durch das Geräuſch aus dem Wege laufen. Oft kommt es vor, daß Eingeborne von Schlangen gebiſſen werden, und wundern muß man ſich, daß es nicht noch häufiger geſchieht.

Alle Kleidungsſtücke werden in der Regenzeit klamm, die Stahlſachen fangen an zu roſten, ſo daß Alles nicht genug gereinigt und gelüftet werden kann. Fürwahr, Oſtindien iſt ein Land, von dem buchſtäblich das Wort des Herrn gilt: Ihr ſollt euch nicht Schätze ſammeln auf Erden, da ſie die Motten und der Roſt freſſen und da die Diebe nachgraben und ſtehlen.

Oſtindien bietet dem Europäer ſehr viele Beſchwerlichkeiten und nur wenige Reize dar. Die Vorſtellung, die man ſich von demſelben im Abendlande macht, iſt meiſtens übertrieben; denn man findet daſelbſt nicht Alles ſo in der Wirklichkeit, wie man ſichs in der Phantaſie vormalte. Dennoch iſt dies Land obgleich es die Kräfte des Europäers bald aufreibt und den Menſchen wie eine friſche Blume in den Sonnenſtrahlen ſchnell dahin welken läßt, und ſchon Tauſende dort ihr Grab gefunden haben, mir in vieler Hinſicht

ein liebes Land geworden. Ja ich freue mich von ganzem Herzen, daß mich Gott gewürdigt hat den von Gott entfremdeten Bewohnern, den Hindus ſowohl, als den Muhammedanern in einer Reihe von Jahren das Evangelium zu verkündigen.

2 Charakter des Volkes.

Die Hindus ſind ein mit vielen Geiſtesanlagen ausgeſtattetes, kluges Volk; aber ihre Seelenkräfte ſind durch den langen Druck, welchen die Brahmanen, ihre Prieſter, auf ſie vermittelſt des Kaſtenzwanges und anderer geſetzlich-religiöſen Vorſchriften ausübten und noch ausüben, und ebenſo auch durch die Tyrannei der Muhammedaner, die das Land lange Zeit unterjochten, ſchlaff und träge geworden. Ihr Charakter macht ſich mehr zum beharrlichen Dulden, als zum ſelbſtſtändigen, thatkräftigen Handeln geſchickt, doch zeigen ſie unter guter Anführung viel Muth und Tapferkeit, wofür die engliſche Kriegsgeſchichte von den eingebornen Soldaten, den Sipáhis, ſo treffliche Beiſpiele liefert. Der Glaube an das Fatum oder Schickſal hat die Hindus ganz erfüllt, darum nehmen ſie alles Unvermeidliche ruhig und gelaſſen hin. Sie fügen ſich in Alles, was ihre Prieſter lehren, und wagen nicht ihre Bedenken zu äußern, um ſich nicht den Fluch derſelben zuzuziehen. Das, was ihnen an Kraft und Energie fehlt, ſuchen ſie durch Liſt und Schlauheit zu ergänzen. Der Verkehr der Eingebornen unter ſich iſt meiſtens herzlich. Die Kaſtengenoſſen nennen ſich gewöhnlich untereinander **bhai**, „Bruder“.

Von Charakter iſt der Hindu ernſt, zurückhaltend, nicht ſich übereilend, ſondern bedächtig und genau überlegend, bevor

er handelt. Ueberhaupt ist bei ihm die ruhige Vernunft Herr in den Leidenschaften. Doch fehlt ihm in außerordentlichen Fällen Geistesgegenwart. Er ist von Natur sanft und hat ein bescheidenes, höfliches und angenehmes Wesen. Der Hindu ist demüthig und empfänglich für religiöse Wahrheiten und giebt gern zu die Thorheit des Götzendienstes, die Sündlichkeit seiner Götter und ihr Unvermögen ihn aus seinem Sündenelende zu erretten. Doch ist der Brahmane eingenommen von der Idee, eine personificirte Gottheit zu sein, hochmüthig, stolz und aufgeblasen; er offenbart dies in seinem Gang, in seiner Sprache, in seinen Mienen und Geberden. Er sieht mit Verachtung auf die niederen Kasten herab, und glaubt keines Heilandes zu bedürfen, da ja Andere durch ihn Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit erlangen können. Seine Heiligkeit trägt er gern zur Schau, und obwohl er weiß, daß seine Lehren auf Lug und Betrug beruhen, so mag er sie doch nicht aufgeben, weil er damit sein Ansehen und Einkommen verlieren würde.

Auffallend ist es, daß der Hindu, der sonst ein weiches Gemüth hat und selbst gegen Thiere Barmherzigkeit ausübt, durch seine Religion nicht selten zu den größten Härten veranlaßt wird. (Siehe Kastenwesen.) So kommt es vor, daß, wenn eine Hindumutter meint, ihr Kind nicht ernähren zu können, sie es aussetzt und es seinem Schicksale überläßt, oder dasselbe dem Europäer zum Verkauf anbietet.

Was die Muhammedaner anbetrifft, die theils Nachkommen der Araber und Perser sind, theils unterworfene Hindus, die den muhammedanischen Glauben angenommen haben, so wissen sie sich zwar mit Achtung und Ehrerbietung dem Europäer gegenüber zu benehmen, sind aber höchst stolz, aufbrausend und jähzornig, was man an ihrem gebieterischen

Weſen, ihrer ganzen Haltung und Erſcheinung gleich ſehen kann. Sie ſind ſehr ſelbſtgerecht und lieben es, bei den heiligen Handlungen bemerkt zu werden. Auch ſind ſie im höchſten Grade fanatiſch und zeigen ſich noch immer als treue Nachfolger ihres falſchen Propheten, der mit Feuer und Schwert ſeine Religion in die Ferne trug.

Doch ſehen wir uns noch etwas genauer den Charakter der Eingebornen an. Das Volk iſt vom Satan mit vielen Ketten der Sünde gebunden. Obgleich unter ihm jede Sünde ausgeübt wird, ſo iſt es beſonders die Sünde des Lugs und Betrugs, der Habſucht und der Wolluſt, woran das Volk leidet. Ein jeder Hindu lügt und betrügt in all' ſeinen Reden und Handlungen. Der Ehrlichſte iſt ein Spitzbube; der Unterſchied beſteht nur darin, daß er es nicht ſo grob und handgreiflich macht, wie viele Andere. Bittet der Diener um Erlaubniß, auf einige Tage nach Hauſe zu gehen, ſo ſucht er dies durch die ſtereotype Lüge zu erwirken „**Hamárá páp mar gayá,**“ mein Vater iſt geſtorben. Bewirbt ſich Jemand um einen Dienſt, und frägt man nach ſeinen Zeugniſſen, dann pflegt er zu ſagen: dieſe ſind mir geſtohlen.

Wenn der Hindu am Morgen die Anbetung ſeiner Götzen verrichtet hat, ſinnt er mit ganzer Kraft darauf, durch Wahrheit und Lüge, durch Schmeichelei und Heuchelei, auf rechte und unrechte Weiſe, Geld zu verdienen oder zu erpreſſen, oder das Eigenthum des Andern durch Diebſtahl an ſich zu bringen. Lug und Betrug iſt vornämlich dem Bengalen zur zweiten Natur geworden, ja er iſt feſt überzeugt, daß ohne dies Niemand Etwas gewinnen kann. Der Hindu hält aber Lügen und Trügen gar nicht für etwas ſo Straffälliges, da ja nicht nur ſeine Mitmenſchen (die Eingebornen), ſondern ſogar ſeine Götter, die er anbetet, daſſelbe

gethan haben. Und ſollte er wirklich etwas thun, was nicht recht iſt, ſo glaubt er durch eine wohlthätige Handlung, hauptſächlich gegen einen Brahmanen und durch das Baden im Ganges, alle Sünden wieder austilgen und abwaſchen zu können.

Die Reue, die der Hindu hat, wenn man ihn von ſeinen Sünden überführt, iſt nicht eine Reue über ſeine Sünden, ſondern darüber, daß dieſelben offenbar geworden, und ſein Vorſatz, nachdem er Strafe empfangen, iſt nicht, daß er nicht mehr ſündige, ſondern, daß er in der Ausübung ſeiner Sünden und Schandthaten künftig vorſichtiger zu Werke geht, damit er nicht entdeckt wird. Das Schlimmſte aber iſt, daß die Eingebornen ihre Sünde nie einſehen und eingeſtehen wollen, wenn ſie auch durch Zeugen überführt werden. Oft ereignet es ſich, daß wenn man den Diener, den Lehrer oder eine andere Perſon des Lugs und Betrugs wegen aus dem Dienſte entlaſſen muß er zwar ſpricht: **Ham qusúr wálá** „ein Schuldiger," fragt man aber, was haſt du gethan? ſo ſagt er: „Ja, ich weiß nicht, Sie ſagen aber, daß ich gefehlt habe." Sie bekennen ſich alſo als Sünder, nicht weil ſie es fühlen und einſehen, daß ſie unrecht gethan haben, ſondern weil ſie brotlos geworden ſind.

Was die Habſucht der Eingebornen anbetrifft, ſo findet ſie keine Grenzen. Die Kaufleute und Banquiers ſind ſehr gewandt und nehmen nach der Gewohnheit des Landes ſehr hohe Intereſſen. Wenn man dem Hindu ein anſtändiges Geſchenk macht, ſo kommt es nicht ſelten vor, daß er ſich noch Dies und Jenes ausbittet, welche Unverſchämtheit und Dreiſtigkeit Einen oft in Erſtaunen ſetzt. Bezahlt man dem Manne für die Arbeit ſogar mehr als Brauch iſt, dann weiſt er nicht ſelten auf ſeinen Leib hin und ſagt **isse**

hamárá pet nahin bhar dschátá,“ „davon wird mein Leib nicht voll.“ Und giebt man dem Hindu noch etwas mehr, dann bittet er ſich außerdem noch eine **bachschish** d. i. ein Geſchenk aus. Es iſt deshalb folgendes Wort eines Engländers, der lange Zeit in Oſtindien gelebt hat, recht wahr: „Giebſt du dem Hindu ein Haus, dann bittet er dich noch um den Garten.“ Wenn aber der Hindu einerſeits nicht genug bekommen kann, ſo ſpendet er doch anderſeits für religiöſe Zwecke, um ſich die Seligkeit dadurch zu verdienen, oder wenn es gilt, Feſte zu feiern, um Aufſehen und ſich einen großen Namen zu machen, ſehr große Summen.

Mit der Wolluſt ſieht es bei den Eingebornen ebenfalls recht traurig aus. Es iſt kaum Einer zu finden, der frei von groben Sünden iſt. Die Hindus haben in ihrer Sprache kein Wort für Keuſchheit, ſondern nur für Ehebruch und zwar nur für das Weib. Das Wort heißt **patibratta** und bezeichnet ein Weib, das in ehelicher Treue ihrem Manne zugethan iſt; es giebt aber kein geeignetes Wort für den Mann.

Auch von Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten weiß der Hindu wenig oder gar nichts; ja er hat nicht einmal ein Wort dafür in ſeiner Sprache. Wenn er Etwas empfangen hat, ſagt er einfach die Grußformel: „**Salám.**“ (Friede). — Mit der Ausübung der Gerechtigkeit ſieht es unter dem Volke auch höchſt traurig aus. Wenn vor dem heidniſchen Richter Proceſſe geführt werden, ſo pflegt gewöhnlich derjenige Recht zu bekommen, der dem Richter das größte Geſchenk giebt.

Das Volk iſt ſehr abergläubiſch. Die Eingebornen tragen um den Hals zum Schutz vor böſen Geiſtern und gegen Zauberei ein ſilbernes oder goldenes Amulet.

Außer den vorhin erwähnten Zügen über den Charakter des Volks verdient auch das **Dharna baithná** wörtlich „das beharrliche Sitzen“ in ein und derſelben Stellung erwähnt zu werden. Dieſes Mittels bedienen ſich theils Gläubiger, um die Bezahlung der Schulden zu erzwingen, theils andere Perſonen, um ihrer Bitte dadurch Nachdruck zu geben, bis ſie ihren Zweck erreicht haben. Die Hindus, beſonders Bettler, haben die eigenthümliche Gewohnheit, wenn ſie Jemand ihre Bitte vorbringen und dieſelbe ihnen verweigert wird, ihr Geſuch dadurch zu ertrotzen, daß ſie vor dem Hauſe, womöglich der Thür gegenüber, mit zugewandtem Geſicht Stunden lang ſitzen bleiben, damit ſie immer geſehen werden. Sie pflegen in dieſer Zeit nichts zu eſſen und zu trinken, und ſo oft ſie Jemand ſehen, ihre Bitte in einem flehenden Tone zu wiederholen. Da ein ſolcher Anblick Jedermann zuwider iſt und dieſe Stellung mit der erneuerten Bitte wirklich etwas Zwingendes hat, ſo ſucht man ſchon deshalb, um ſie los zu werden, ihnen ihre Bitte, wenn es irgend geht, zu gewähren. Auch Schuldner wenden das Dharnaſitzen an, um ſich ihrer Schulden zu entledigen. Es iſt vorgekommen, daß Hindus Tagelang in dieſer Stellung ohne Speiſe und Trank verharrten. Größtentheils wird auch ihr Zweck erreicht, denn die Hindus glauben, wenn der Bittende darüber ſterben ſollte, daß ſein Geiſt den unbiegſamen Gegner quälen wird.

3. Die bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen der Hindus.

Wenn von heidniſchen Völkern die Rede iſt, denkt man gewöhnlich, daß ſie auch äußerlich in einem rohen Zuſtande

dahin leben. Die Wenigſten machen einem Unterſchied zwiſchen kultivirten und unkultivirten Völkern ſelbſt unter Heiden. Ehe Oſtindien von den Engländern erobert wurde, hatten die Hindus ſchon vor Jahrtauſenden ihre geordneten Staaten, ihre bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen. Die Baukunſt und Bildhauerei waren bei ihnen längſt in Blüthe, als unſere Vorfahren noch in Wäldern hauſten oder in elenden Hütten wohnten. Doch richten wir unſern Blick jetzt auf die einzelnen indiſchen Zuſtände.

Die Hindus wohnen in Städten und Dörfern, in welchen man überall Götzentempel findet. Die Dörfer haben viel Aehnlichkeit mit den europäiſchen. Sind viele Muhammedaner an einem Orte, ſo fehlt es auch nicht an einer Moſchee, ſind aber nur wenige beiſammen, ſo giebt es nur einen erhöhten Gebetsplatz. Die Städte Bengals und Hinduſtans haben viel Aehnlichkeit mit denen in unſerer Heimath, nur daß die Bauart der Häuſer ſich nach dem Klima richtet. Die Straßen ſind meiſt eng, krumm und ungepflaſtert und daher in der Regenzeit recht ſchmutzig. Die Häuſer der Reichen ſind von gebrannten Steinen gebaut und haben ein oder zwei Stockwerke, welche häufig mit Schnitzwerk verziert ſind. Sie haben gewöhnlich platte Dächer und ſind mit Teraſſen, Vorhallen und Säulengängen geziert. An manchem Hauſe befindet ſich an der Seitenwand eine Treppe, welche zum Dach hinaufführt. Die Häuſer der Aermeren dagegen ſind ſehr einfach, meiſtens von getrockneten Backſteinen oder von Lehm aufgeführt. In Hinduſtan ſind faſt überall die Häuſer mit Ziegeln gedeckt, während es in Bengal recht viele Stroh- und Holzhütten giebt.

Faſt vor jedem Hauſe iſt nach der Straße hin eine Verandah oder Säulengang. Bei den Aermeren ſind die

Säulen von Bambus oder festem Holz, bei den Reichen von Stein. Die Verandahs dienen dazu, um die Zimmer des Hauses vor der Sonnengluth zu schützen und einen Platz zu haben, wo man bei jeder Witterung Fremde empfangen und sich mit ihnen unterhalten kann; dann aber benutzt man sie auch, um daselbst die Geschäfte des Tages zu verrichten. Der Kaufmann, Krämer und Wechsler gebraucht die Verandah als Laden, und der Handwerker als Werkstatt.

Die Häuser, die nicht für ein öffentliches Geschäft bestimmt sind, haben die Verandah statt nach außen, dieselbe nach innen, indem sie einen kleinen Hofraum umschließt. Diese Häuser haben, von Außen betrachtet, selten ein gutes Aussehen. Man hat sie darum so gebaut, theils um die heißen Winde abzuhalten, theils aber auch, da die Eingebornen argwöhnisch und eifersüchtig sind, um den Blick in die innere Räumlichkeit zu verhüten.

Die Fenster der Häuser sind überall niedrig und klein, um Licht und Hitze fern zu halten, aber dadurch wird die schnelle Lüftung der Zimmer verhindert. Statt der Fensterscheiben bedienen sich die Eingebornen entweder der Jalousies oder kleiner Gitter, doch ahmen schon hier und dort die Wohlhabenden die europäische Bauart nach.

Die Küche befindet sich im hintersten Theile des Hauses. Die Brahmanen haben die Küchenthür immer verriegelt, damit kein Fremder auf die irdenen Gefäße hinsehen kann, denn, wenn dies geschähe, so würde schon der Blick, wie sie sagen, die Gefäße so sehr verunreinigen, daß man sie in Stücke zerschlagen müßte. — Der Fußboden ist auch hier, wie in den Häusern der Europäer, nicht gedielt. Man macht ihn entweder von Mörtel und Steinen oder von Lehm, der nachher festgeklopft und geglättet wird. Die Hindus

haben da, wo sie sitzen, Decken oder Matten ausgebreitet. Diejenigen, welche in Lehmhäusern wohnen, pflegen nach dem Auskehren den Fußboden und die Wände mit einer Mischung von Kuhmist und Wasser zu waschen, einerseits um das Ungeziefer fern zu halten, andrerseits um dem Boden und den Wänden Festigkeit zu geben.

Was die Dörfer der Hindus anbetrifft, so sind sie ziemlich ebenso wie hier angelegt. Durch manche Dörfer zieht sich eine lange, gute Straße, doch bilden die meisten Ortschaften durcheinander geworfene Häuser, zwischen denen sich eine enge Gasse hindurchwindet. Auf dem Lande sind die Häuser in der Regel mit Stroh gedeckt, es giebt aber auch Ziegeldächer. Die Häuser, die für Handel und Gewerbe bestimmt sind, haben hier ebenfalls eine kleine Verandah. Fast überall sieht man in den Dörfern Lehmhäuser, nur das des Zamindars (spr. Samindars) oder Gutsbesitzers ist häufig aus gebrannten Steinen gebaut.

Jeder Ort hat eine Polizei, seinen Richter oder Schulzen, einen Einnehmer, einen Astrologen, nach dessen Bestimmungen sich der Landwirth richtet, und ein oder mehrere Nachtwächter. Die Wächter geben der Polizei Nachricht von Allem, was vorgeht, und verhaften die Verbrecher. Außerdem findet man in jedem Dorfe einen Töpfer, Schuhmacher, Schmied, Tischler und Zimmermann, welche für die Bedürfnisse der Gemeinde zu sorgen haben; auch besitzt der Ort einen Silberarbeiter, einen oder mehrere Wäscher, einen Barbier und endlich einen Dorf- und Hausbrahmanen und oft auch einen Dorfschulmeister. Krankenhäuser und andere wohlthätige Anstalten sind aber dem Hindu ganz fremd. Diese sind in Indien erst durch die Christen eingeführt worden.

Die Hauptperson im Dorfe ist der Zamindar, der

einen Patwâri oder Rentmeiſter hat. Die Landbauer gelten als Pächter, deren Abgaben meiſt in Naturalien beſtehen. Der Patwâri führt die Rechnungen zwiſchen den Pächtern und dem Zamindar; er mißt die Aecker aus, nimmt die Pachtgelder in Münzen und Naturalien ein, auch entſcheidet er in Abweſenheit ſeines Herrn kleine Streitigkeiten.

Es iſt höchſt intereſſant, wenn man durch die Straßen einer oſtindiſchen Stadt geht und die Leute in den offenen Verandah's bei ihren verſchiedenen Beſchäftigungen findet. Am ſchönſten macht ſich dies am Abend, wo Alles hell erleuchtet iſt. Hier ſieht man den emſigen Schmied, dort den geſchwätzigen Barbier, hier den Wechsler, der vor ſich verſchiedene Münzſorten aufgehäuft hat, an einem anderen Orte den Schulmeiſter, wie er die Kinder unterrichtet, während aus dem benachbarten Götzentempel das Geklingel und Anſchlagen der Glocke, ſowie das Wirbeln auf der großen Pauke ertönt. Gaukler reißen Poſſen und fanatiſch gekleidete Fakirn ſuchen Geld zu erpreſſen. Weiber, mit Flitter geputzt, ſieht man mit ihren Kindern, oder in ihrer Haushaltung mit Fegen, Spinnen und dergl. beſchäftigt. Junge Mädchen und alte Frauen ziehen Waſſer aus dem Brunnen oder holen es aus dem Teiche, das ſie in runden, kugelförmigen Gefäßen an der Seite, meiſt aber auf dem Kopfe, auf dem ſich zunächſt ein Kranz von geflochtenem Stroh befindet, nach Hauſe tragen. An den Teichen und Flüſſen bemerkt man den Wäſcher, wie er bemüht iſt, die Wäſche dadurch rein zu waſchen, daß er dieſe auf einen flachen, gekerbten Stein, der halb im Waſſer liegt, mit Leibeskräften aufſchlägt. Kurz allenthalben bietet ſich etwas Neues dem Auge dar.

Des Abends, wenn des Tages Geſchäfte vollbracht ſind,

ſitzen oder hocken die Leute in Gruppen in der Veran=dah ihres Hauſes oder unter einem ſchattigen Baume bei=ſammen, rauchen ihre Hucka (Pfeife), unterhalten ſich, oder ſpielen Schach. Häufig hat einer von den Anweſenden eine Tamburin, eine kleine Handtrommel, die er mit den Händen anſchlägt, oder eine Art Guitarre, die er ſpielt, und wozu Alle ſingen.

An heidniſchen Feſttagen iſt der Bazar gedrängt voll Menſchen. Alle ſind geſchäftig, Vorkehrungen zum Feſt zu treffen. Einige tragen Piſangſtauden, um ihre Häuſer da=mit zu ſchmücken, Andere waſchen den Fußboden ihrer Ve=randah, bemalen die Wände, ziehen große Decken oben über die Straße von einem Hauſe zum andern, um vor der Sonne geſchützt zu ſein, und unten machen ſie Alles zum Spiel und Reigen bereit.

4. Die Kultur der Hindus.

Die Hindus verſtehen ſich auf Kunſt und Wiſſenſchaft, aber beides iſt mit ihrer Religion eng verbunden; ſie treiben Handel und Gewerbe, doch haben ſie in den verſchiedenen Kul=turzweigen keine Fortſchritte gemacht, obwohl ſie ſchon viele Jahrhunderte lang gepflegt werden. Daran iſt ohne Zwei=fel auch das Klima mit Schuld, welches alle Jahre dem Bo=den in derſelben Ueppigkeit ſeine Früchte entlockt und den Heerden auf's Neue reichliches Futter bietet, ohne daß der Menſch nöthig hätte auf Vermehrung der Exiſtenzmittel zu ſinnen. Dazu kommt die Mäßigkeit und Genügſamkeit die=ſes Volks, das nur ſo viel erſtrebt, als es braucht.

Es iſt bei den Oſtindiern Alles geregelt und geordnet. Wer ein Amt bekleiden will, muß ſich durch Tüchtigkeit

auszeichnen. Viele Schriften werden von den Eingebornen durch den Druck veröffentlicht. Sie haben ihre eigenen Zeitungen, die sie herausgeben. Die gelehrten Brahmanen, welche sich mit der Astronomie beschäftigen, geben in jedem Jahre einen Kalender mit rother und schwarzer Schrift heraus, in welchem die Sonnen- und Mondfinsternisse verzeichnet sind, und welche Zeiten sich für die religiösen Waschungen, Hochzeiten u. s. w. am besten eignen. Der Kalender wird von Vielen angeschafft, denn der Hindu giebt viel auf Zeichen und Zeiten, um darnach seine Angelegenheiten zu ordnen.

Der Hindu ist sehr geschickt und gelehrig, doch arbeitet er wenig, wozu die Hitze viel beitragen mag. Der Handwerker ist im Stande mit den einfachsten Werkzeugen die schönsten Sachen anzufertigen. Fast alle Handwerker sitzen oder hocken auf dem Boden. Zu den Ersten gehört der Goldschmied. Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen irdenen Topfe; ein eisernes Rohr dient ihm statt des Blasebalgs; eine Zange, Feile und ein Hammer nebst kleinem Ambos sind sein ganzer Apparat. Den Tigel verfertigt er aus Thon, gemischt mit etwas Kohlenstaub und Kuhmist, wodurch das Gefäß mehr Zähigkeit erhält und in der Gluth nicht springt. Versteht der Hindu auch nicht dem Golde mehrere Farben mitzutheilen, so muß man doch bei den groben Werkzeugen die Feinheit seiner Arbeit bewundern.

Die Werkstatt des Schmiedes ist ebenfalls höchst einfach. Sie haben kleine Amboße. Diese stecken sie in ein Loch in einem Holzblock, der in den Boden eingegraben ist. Der Blasebalg ist vor einem aufrechten, zum Schutz dienenden Stein befestigt. Auch der Schmied mit Ausnahme dessen, welcher den großen Schmiedehammer gebraucht,

ſitzt auf dem Boden, während er das Eiſen hämmert. — Auch die Tiſchler gebrauchen ſehr wenige und einfache Inſtrumente. Ihre Werkſtatt ſieht ſehr beſcheiden aus, aber die Leute arbeiten höchſt langſam. Was ein Mann bei uns in einem Tage macht, dazu braucht der Hindu faſt eine Woche.

Die Schuhmacher in Indien gehören zu der niedrigſten Abtheilung der vierten Kaſte. Sie werden unter den Handwerkern am wenigſten geachtet. Der Schuhmacher bereitet die Haut durch ſtarke Beize und bearbeitet ſie mit mehreren Schneide- und Schabinſtrumenten. In wenigen Tagen iſt das Leder fertig. Da die Schuhe von ganz friſchem Leder gemacht werden, ſo werden ſie gewöhnlich nach ein Paar Tagen kürzer; auch halten ſie ſehr wenig, weil man die Sohlen mit baumwollenen Fäden annäht.

Auf den Ackerbau wird in Indien großer Werth gelegt. Der Landmann läßt ſich angelegen ſein das Feld gehörig zu bebauen und zu bewäſſern, doch wird das Düngen nur ſelten angewendet. Der Miſt vom Rind wird von den Eingebornen geſammelt, in Fladen geformt, getrocknet und als Brennmaterial benutzt. Jährlich ſind zwei beſtimmte Zeiten zum Pflügen und Säen, die eine im Juni, wenn der Regen anfängt, die andere im November, wenn er aufhört. Der Pflug iſt höchſt einfach, durch den der Erdboden nur wenige Zoll auf der Oberfläche aufgelockert wird.

Die glückliche Lage Hinduſtans geſtattet, daß dort viele europäiſche Getreidearten und Hülſenfrüchte gedeihen, als: Weizen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Bohnen, Hirſe und Mais; auch die Kartoffeln kommen dort gut fort. Auf einem Acker wird oft zweierlei geſäet. Am Ganges wird beſonders viel Reis angebaut. Der Boden iſt daſelbſt durch die Ablagerung des Schlammes ſo fruchtbar, daß es in vielen Pro-

vinzen eine doppelte Ernte giebt; in einzelnen Gegenden ernten man ſogar dreimal des Jahres ein. Sobald das Waſſer im Fallen iſt, wird der Reis am Ufer und auf den naheliegenden Feldern, wenn auch das Waſſer noch hoch auf dem Acker ſteht, ausgeſäet. Der Reis wächſt aus dem Waſſer, das allmählig ſchwindet, hervor und kommt dann zur Reife. Selbſt in der heißen Zeit ziehen die Hindus Garten- und Küchengewächſe, Rüben, Rettige und dergl., die nachher in zierlichen Körben auf dem Markte feil geboten werden.

Zur Bewäſſerung der Gärten und Felder wählt man eine ſehr einfache Methode. Man hat überall Brunnen gegraben, aus denen man das Waſſer emporhebt vermittelſt eines langen Hebels, wie ihn bei uns die Ziehbrunnen auf dem Lande haben, an deſſen längerem Ende ein lederner Eimer angehängt und an deſſen kürzerem Ende ein Holzklotz befeſtigt iſt. Statt des langen Hebels bedient man ſich zum Herausholen des Waſſers auch ſehr häufig eines zwiſchen zwei Pfoſten ſchwebenden Rades, deſſen Rand eine Hohlkehle hat, in welchem ein Strick in den Brunnen hinunterläuft, an deſſen Ende ein Eimer oder Lederſack befeſtigt iſt. Das Waſſer wird alsdann durch angelegte Kanäle in die Felder und Gärten hingeleitet, wo ein Beet nach dem andern, das von einem kleinen Erdwall umgeben iſt, unter Waſſer geſetzt wird. Leiten die Hindus das Waſſer aus Teichen und Gräben, ſo gebrauchen ſie waſſerdicht geflochtene platte Körbe, an denen auf zwei Seiten je zwei lange Stricke befeſtigt ſind. Mit denſelben wird das Waſſer von zwei Männern zugleich geſchöpft und in ſchwingender Bewegung auf's Feld geworfen.

In Hinduſtan iſt die Erntezeit, beſonders für Weizen und Gerſte, im März und April. Die Ernte ſelbſt gewährt

ein ſonderbares Schauſpiel. Hunderte von Menſchen laufen unordentlich durch einander, faſt völlig nackt, den Kopf mit ſchmutzigen Tüchern umwunden, in der Morgenkälte zitternd. Hier ſchneiden Einige Weizen, dort ſammeln Andere Senf, während wiederum Andere die Bündel zur Dreſchtenne tragen. Beim Einernten der verſchiedenen Getreidearten und ſelbſt beim Abmähen der Wieſen, die aber in Hinduſtan nur in geringer Anzahl vorhanden ſind, bedient man ſich kleiner kurzer Sicheln.

Das Ausdreſchen des Getreides geſchieht durch Ochſen ſofort auf dem Felde, auf einer ebenen Stelle, die zu einer Tenne geglättet iſt. Das Vieh, dem kein Maulkorb vorgebunden iſt, wird dabei auf der Tenne zum Austreten der Körner im Kreiſe herumgetrieben. Das Reinigen des Getreides bewirkt man durch eine Kornſchwinge. Das Getreide wird in Körben und Säcken entweder auf den Köpfen der Menſchen oder auf Laſtochſen nach Hauſe gebracht.

Zucker, Indigo und Baumwolle gedeihen in Indien ſehr gut und werden viel angebaut. Der Mohnbau, der ein ſo ſchädliches Produkt nämlich den Opium liefert, iſt ſehr einträglich. Auch die Oelpflanzen werden, obſchon die Kokospalme in ihrer Nuß zum Brennen ein treffliches Oel liefert, vielfach angebaut.

Zum Auspreſſen des Oels gebraucht man eine höchſt einfache Roßmühle, jedoch ohne alles Räderwerk und ſtatt der Pferde dienen hier Ochſen. An einem mörſerförmigen, großen Holzgefäß, das ſehr feſt in die Erde gerammt iſt, läuft horizontal ein breites, ſtarkes Brett in einer Hohlkehle ſo an jenem Gefäß eingefügt, daß es ſich umdrehen läßt, da an dem andern ſchmäleren Ende zwei Ochſen angeſpannt werden. Ueber dieſem Brette ſteigt ein krummer Querbalken ſchief

in die Höhe, und daran ist am untern Ende ein starker Stößel befestigt, der senkrecht in das Mörsergefäß hinabgeht. Dies wird nun mit dem zu zerquetschenden Samen angefüllt, welchen ein Mann, der auf dem kurzen Ende des Brettes zunächst bei dem Mörser steht, stets unter die Stampfe schiebt, während ein zweiter Mann auf dem entgegengesetzten langen Ende des Brettes sitzt, die Ochsen antreibt und selbst mit umgetrieben wird.

Das Hornvieh hat bei den Hindus einen dreifachen Werth, indem es ihm sowohl durch seine Milch, wie auch als Zugvieh statt des Pferdes dient, und endlich selbst ein Gegenstand religiöser Verehrung ist.

5. Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Eingebornen.

Die Sitten und Gebräuche der Indier sind im Allgemeinen noch wie vor drei Jahrtausenden. Das Hausgeräth des Hindu besteht nur in wenigen Gegenständen. Sopha, Stühle und Tische sind bei den Eingebornen nicht gebräuchlich. Nur Wenige haben dies von den Europäern angenommen und selbst dann dienen sie häufig blos zur Aufnahme von Ausländern. Sie sitzen gewöhnlich mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen entweder auf Decken oder Matten von Bambusblättern oder Rohr gemacht und verrichten hier alle Geschäfte, wozu der Europäer des Stuhls und Tisches bedarf. Manche bedienen sich beim Sitzen im Rücken eines sehr großen, langen, runden Kissens. Es giebt aber auch Eingeborne, welche **morha's** d. h. runde Stühle gebrauchen, die keine Lehne haben. Der Hindu ist an die hockende Stellung so gewöhnt, daß wenn er den Europäer besucht, und dieser ihm einen Stuhl reicht, er nicht selten auf

denſelben ſteigt und ſich darauf hinhockt. Und der Koch wird nie in der Küche einen Tiſch benutzen, wenn man ihm auch denſelben giebt, ſondern er bereitet Alles hockend auf einer Matte.

Betten haben die Hindus nicht. Sie ſchlafen auf Matten oder Decken, die auf dem Fußboden ausgebreitet werden und hüllen ſich in ihre großen, weißen Tücher ein, oder ſie liegen auch auf Bettſtellen, Tſcharpáis genannt (wörtlich Vierfuß), die ein dichtes Flechtwerk von Stricken haben. Dieſelben werden am Tage auch zum Sitzen gebraucht. Nur angeſehene Hindus haben Bettſtellen von Rohr geflochten, um welche wegen der Moskitos ein feines Netz geſpannt iſt. Gewöhnlich haben die Eingebornen unter dem Kopf ein rundes Kiſſen mit Baumwolle gefüllt, häufig aber auch gar nichts.

Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- und Meſſing-Geräth, Töpfe zum Reiskochen und eine hölzerne Keule zum Stampfen des Reiſes, endlich einige Körbe und hölzerne Käſtchen zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien, dies macht zuſammen das ganze Mobiliar, ſelbſt der nicht unvermögenden Familien aus.

Die Lebensweiſe des Hindu iſt ebenfalls ſehr einfach, ſeine Bedürfniſſe ſind ſehr gering. Die Religion gebietet dem Hindu nicht bloß Enthaltung von Blutvergießen, ſondern zum großen Theil auch vom Fleiſcheſſen. Je angeſehener und ehrwürdiger die Kaſte des Hindu, deſto mäßiger iſt ſeine Nahrung. Der Brahmane darf nichts genießen, was Leben hatte. Doch giebt es eine Klaſſe von Brahmanen, die Fiſche, Hammelfleiſch und Wildbrett eſſen dürfen. Für gewöhnlich nähren ſich nur die Leute der niedrigſten Kaſte von Fiſchen, und von Fleiſch, das Rindfleiſch ausgenommen. Reis iſt die Hauptnahrung jedes Hindu, der ſich denſelben

auf verſchiedene Weiſe bereitet; er lebt aber auch von andern Vegetabilien. Er ißt den Reis entweder gequollen und nachher gedörrt oder als Milchreis oder trocken gekocht mit Gemüſe und Corrie. Corrie iſt eine Sauce von gelber Farbe, aus friſch geriebenen Gewürzen, beſonders aus Gelbwurzel, Senf, Pfeffer und Zwiebeln bereitet. Auch nimmt man geſchmolzene Butter und Cocosmilch dazu. Manchmal ißt der Hindu zum Reis nur rohe, türkiſche Pfefferſchoten. Die Gewöhnung an Pflanzenkoſt iſt bei ihm ſo vorherrſchend, daß die Meiſten durchaus kein Fleiſch eſſen mögen. Die höhere Hinduklaſſe gebraucht als Nahrungsmittel auch Weizen. Die mittlere Klaſſe vermengt das Weizenmehl mit Erbſen und anderm Korn, um ſich ein Mahl zu bereiten. Doch die untere Klaſſe kann ſich wegen Armuth nur mit Reis, Gerſte, Mais, Erbſen und Dal (eine Art Hülſenfrucht) nähren. Die kaſtenloſen Leute, die Dom's, die in Hinduſtan zu den verachtetſten des Volks gehören, genießen aber Alles, was ihnen einigermaßen nur eßbar erſcheint, Ratten, Mäuſe, todte Fiſche, alle Arten von Fleiſch, ja ſelbſt das von gefallenen Thieren.

Eine ſehr große Auswahl hat der Hindu an ſeinen erfriſchenden Baumfrüchten. Er weiß auch manches Obſt mit Zucker einzumachen und iſt Leckerbiſſen nicht abhold, weshalb es in Indien viele Conditoren giebt.

Das Getränk des Hindu iſt hauptſächlich Waſſer und Milch. Aus dem Reis bereitet er ſich einen Trank, indem er das Waſſer vom gekochten Reis abgießt, und dieſes als Heilmittel beſonders gegen Ruhr gebraucht. Aus dem Safte des Palmbaums bereitet er ſich Palmwein, und aus dem Reis und Zuckerrohr den Arrack und Rum; letztere Getränke ſucht er zu mildern durch Zuſätze von Waſſer, Thee, Zucker und Citronen. Die Trunkſucht hat ſich leider

im heutigen Indien ſo gut wie anderwärts verbreitet; auch das Branntweintrinken nimmt zum großen Nachtheil der Nation durch den Verkehr mit Europäern überhand. Außerdem ſind viele Eingeborne große Freunde vom Opiumrauchen, wodurch ſie ihre leiblichen und geiſtlichen Kräfte ſehr zerrütten.

Die Hindus und Muhammedaner ſetzen ſich zum Mahl mit untergeſchlagenen Beinen auf eine Matte oder Decke nieder, oder hocken auch. Beim Eſſen gebrauchen ſie einen flachen Teller von Holz oder Meſſing, Aermere ſogar bloß ein Stück von einem Piſangblatt, aber weder Gabel, Meſſer noch Löffel. Statt derſelben bedienen ſie ſich beim Genuß der Speiſen der drei erſten Finger der rechten Hand, indem ſie den trocken gekochten Reis zu einem Klos formen und in die Corrie-Sauce hineintauchen, oder auch gleich unter einander mengen und dann den Biſſen mit dem Daumen in den Mund geſchickt hineinwerfen.

Die Lebensweiſe des Hindu trägt ohne Zweifel viel dazu bei, daß er ſanft, ruhig und gelaſſen iſt und nicht ſo leicht aus ſeiner Faſſung gebracht werden kann, während der Muhammedaner, der in demſelben Lande und unter dem Einfluſſe deſſelben Klimas, aber außer den genannten Nahrungsmitteln auch noch von animaliſcher Koſt lebt, aufbrauſend und jähzornig iſt. Der Hindu iſt ſchwach und von zartem Gliederbau, kann aber außerordentlich ſchnell und anhaltend laufen, dagegen iſt der Muhammedaner ſtark und kräftig.

Was die Kleidung der Eingebornen anbetrifft, ſo iſt auch dieſe höchſt einfach. Das indiſche Klima macht die Kleidung faſt ganz entbehrlich. Kinder gehen beinahe ganz nackt. Mädchen tragen bis etwa zum 3. Jahre und Knaben

bis zum 10. Jahre gewöhnlich nur ein Stück Kattun um die Lenden. Die Tracht ist in allen Ständen ziemlich gleich, nur in der Feinheit und Kostbarkeit der Stoffe verschieden.

Der Hindu trägt ein Stück baumwollenes Zeug etwa 4 bis 5 Ellen lang und 1 Elle breit, das er um Hüfte und Lenden geschlungen und zwischen die Beine durchgeschlagen und oft bis zu den Knieen hinunter hängen läßt. Die Muhammedaner dagegen gebrauchen Paedschama's, eine Art Beinkleider, von weißem Kattun. Außerdem trägt das männliche Geschlecht ein 7 bis 8 Ellen langes, weißes, baumwollenes Stück Zeug, das sie lose ohne bestimmte Form um den Oberkörper werfen. Der Aermere leistet aber darauf in der heißen Jahreszeit bei der Arbeit Verzicht. Statt des losen Gewandes tragen Viele auch einen leichten Rock mit langen, weiten Aermeln von weißem Kattun, der bei den höheren Ständen für Festlichkeiten von Seide gemacht, und durch einen weißen oder rothen Gürtel, dessen Ende an der Seite wie eine Schärpe herunterhängt, zusammengehalten wird. Ueber diese Nationaltracht tragen Manche bei besondern Gelegenheiten noch ein einfaches Tuch, oder einen prächtigen Kaschmirschawl. Zum Schutz gegen die Sonne wird das Haupt mit einem Tuch umwunden, sonst trägt man auch einen Turban oder ein leichtes Käppchen.

Die Kleidung des weiblichen Geschlechts besteht in einem Rock, einem Leibchen und einem großen Tuch, von weißem baumwollenen Stoff, welches sie so herumwerfen, daß es zugleich Kopfbedeckung, Schleier und Tuch bildet. Bei den Verheiratheten ist dieses Tuch roth eingefaßt. Die vornehmen Frauen sind fast ganz in Seide eingehüllt. Für Festlichkeiten haben beinahe alle weibliche Personen schöne, seidene Gewän-

der, deren Saum aus prächtigen Stickereien mit eingewirkten Goldfäden besteht. Die muhammedanischen Frauen tragen außerdem noch lange unten eng anschließende Beinkleider.

Als Festbekleidung gebrauchen die Eingebornen entweder Sandalen oder Schuhe, oft mit vieler Stickerei, deren Spitzen nach oben gebogen sind. Die Sandalen sind schmale Bretter mit Absätzen, welche vermittelst eines knopfförmigen Holzes zwischen den beiden ersten Zehen festgehalten werden. Andere befestigen sie mit einem ledernen Riemen quer über den Fuß.

Während der Mann des Bartes pflegt oder ihn sich auch ganz abrasiren läßt, findet die Frau in ihrem Haarputz den größten Schmuck. Gewöhnlich lassen sich die Hindus in Hindustan das Haar vom ganzen Vorderkopf abrasiren und nur an den Seiten und auf dem Scheitel einen kleinen Büschel stehen, am letzteren Orte zu dem Ende, damit die Göttin, wenn sie sterben, daran die Seele zu sich in ihr Reich ziehen kann.

Ungeachtet die Hindus in der Kleidung sehr einfach sind, so zeigt sich doch sowohl bei dem männlichen, als bei dem weiblichen Geschlecht ein entschiedener Hang zum Putz. Besonders lieben die Frauen sehr den Schmuck, selbst die dienende Klasse verwendet alle ihre Ersparnisse darauf. Die Reichen tragen viel Geschmeide von Gold, Silber oder Edelsteinen und schmücken Stirn, Ohren und Nase, Arme, Hände und Füße; bei den Armen sind dagegen die Spangen und Zierrathen aus unedlen Metallen oder Schellack verfertigt. Der Schmuck steht den braunen Frauen sehr gut, nur die großen Nasenringe entstellen sie. Bei Festlichkeiten wird das Schönste und das Beste angelegt. In verschiedenen Theilen Hindustans befestigen die Mädchen auch ganz dünne Goldplättchen an die Stirn. Hier und dort findet man

auch noch das Tättowiren oder Einbeizen verſchiedener Figuren und einzelner Flecke auf der Haut.

Die Eltern pflegen ihren kleinen Kindern ſo viele Koſtbarkeiten als möglich aufzuhängen. Das reizt die Thogs und Dakoits, die Würger und Räuberbanden, welche ein Schrecken für ganz Indien ſind, daß ſie die Kinder in den Dörfern und Städten überfallen und mit der Würgeſchnur oder dem Meſſer um's Leben bringen. Die mit Spießglanz bei Kindern ſchwarz gefärbten Augenbrauen ſollen das Auge theils lebhafter machen, theils vor Krankheiten bewahren.

Alle Eingebornen tragen entweder am Halſe oder am Arm ein Amulet, um vor Krankheiten und böſen Einflüſſen geſchützt zu ſein. Auf die Erhaltung der Zähne wird von den Hindus viel Mühe verwandt. Weiße Zähne finden ſie nicht ſchön und halten ſie für zu tigerartig. Um dieſelben zu färben, bedienen ſie ſich der Betelnuß, von der Größe einer Pflaume und der Muskatnuß ähnlich. In Stücke geſchnitten wird ſie getrocknet in ein Betelblatt (Pân genannt) gewickelt, mit etwas Katechu und feinem Tſchunam (Kalk einer Seemuſchel) beſtreut und gekaut. Die Zähne werden dadurch ſchwarz oder braunroth, und Lippen und Speichel hochroth gefärbt. Roſenöl und Roſenwaſſer wird von den Hindus zu verſchiedenen Zwecken viel gebraucht.

Die Begrüßung geſchieht bei den Eingebornen ſo: Der Hindu legt beide Hände flach zuſammen, erhebt dieſelben zur Stirn und beugt ſich in dieſer Stellung tief hinunter, je höher ihm die Perſon ſteht, die er begrüßt, deſto tiefer, manchmal ſogar bis zur Erde und ſagt dabei ſeinen Salam (Friede). Für gewöhnlich berührt er jedoch nur mit einer Hand die Stirn und ſagt dabei ſeine Begrüßungsformel. Wenn Bekannte und Verwandte ſich lange nicht geſehen ha-

ben, ſo legen ſie ſich gegenſeitig die Hände auf die Schultern und legen den Kopf bald auf die eine bald auf die andere Schulter. Bei dem weiblichen Geſchlecht verlangt es aber die hinduſtaniſche Etikette, daß ſie die Freude des Wiederſehens dadurch ausdrücken, daß ſie einander um den Hals fallen und laut weinen. Da aber das Weinen ſelten von Herzen kommt, ſo iſt daſſelbe oft unnatürlich und erzwungen und gleicht mehr einem Heulen. Nachdem ſie eine Weile in dieſem Zuſtande verharrt haben, fangen ſie an zu plaudern.

Die Hindus haben die Gewohnheit, wenn ſie Jemand ihre Achtung beweiſen wollen, ihm recht hohe Namen zu geben z. B.: „großer König", „Ihre Majeſtät", „Ihre Hoheit" und dergl. In ihren Lobpreiſungen ſind ſie oft übertrieben und geben dabei der Phantaſie großen Spielraum. In Betreff Chriſti ſagte einſt ein Hindulehrer: „Wenn Himmel und Erde zwei große Blätter wären und alle Bäume des Waldes lauter Federn, und alle Seen und Flüſſe lauter Tinte; und wenn ich jene Blätter beſchriebe, und alle Federn und Tinte verbrauchte, ſo würde dies doch nicht hinreichen, um ſein Lob zu beſingen."

Der Diener ſpricht zu ſeinem Herrn, nachdem er ſich mit zuſammengelegten Händen als ein Zeichen der Unterwürfigkeit verneigt hat und einige Schritte zurückgetreten iſt, in der demüthigſten und achtungsvollſten Weiſe. Er ſagt: „**Ghulám házir hai, áp kya farmáte hain**"? d. h.: Der Diener iſt gegenwärtig, was befehlen Sie? Oder wenn er über etwas zur Rede geſtellt wird, ſo ſagt er: „**Naukar kis tarrahse yih karen, ham áp ka nimak kháte hain.**" „Wie wird der Diener Solches thun, ich eſſe ja Ihr Salz," in der Bedeutung ich erhalte ja von Ihnen meinen Unterhalt.

Wenn die Eingebornen in ein Haus treten, dann neh-

men sie nicht den Turban ab, ziehen aber dafür, um sich höflich zu zeigen die Schuhe oder Sandalen aus, die sie in der Verandah stehen lassen, und kommen mit bloßen Füßen in's Zimmer, in der kalten Zeit manchmal auch mit Strümpfen. — Begegnet Jemand einer Person von hohem Range, so muß er aus dem Wege heraustreten, wenn er zu Fuß ist, oder absteigen, wenn er reitet, und stehen bleiben, bis der vornehme Herr vorüber ist.

Wenn die Hindus eine Person von hohem Rang zum erstenmal besuchen, so müssen sie als ein Zeichen der Achtung irgend ein Geschenk mitnehmen, namentlich, wenn sie sich von dem Herrn etwas erbitten wollen. Haben sie nicht die Mittel große Präsente zu machen, so bringen sie Zuckerwerk, Pisangfrüchte, Apfelsinen, Milch und andere Dinge.

Wenn von der Zeit gesprochen wird, so sagt der Hindu nicht wie wir Tag und Nacht, sondern Nacht und Tag. Ferner theilt er den Tag in 8 Wachen und zwar in 4 Nacht- und in 4 Tagwachen ein, von denen jede 3 Stunden dauert. Die Nachtwachen beginnen um 6 Uhr Abends und dauern bis 6 Uhr Morgens, während die Tagwachen um 6 Uhr Morgens ihren Anfang nehmen und bis 6 Uhr Abends währen.

Zur näheren Ortsbezeichnung pflegt der Hindu nicht links und rechts zu sagen u. s. w., sondern er benennt es nach den Himmelsgegenden. Er sagt z. B. wende dich von Süden nach Osten, oder, stelle den Schrank von Westen nach Norden u. s. w.

Die Kinder im Orient suchen sich ebenso wie die in Europa durch mancherlei Spiele zu vergnügen. Auch sie haben ihre Zeit, wo sie den Drachen steigen lassen, und es giebt sogar Läden, wo man Drachen kaufen kann.

Alle Lebensmittel werden nicht nach Maß, ſondern nur nach Gewicht verkauft, ja ſelbſt das Brennmaterial, Kohlen und Holz.

Da die Hindus keine Wind- und Waſſermühlen haben, ſo wird von ihnen das Getreide auf Handmühlen gemahlen, wobei gewöhnlich Frauen beſchäftigt ſind. — Ihre Art des Butterns weicht darin von der unſrigen ab, daß man die Milch zuvor halb gerinnen läßt und ſie ſodann mit einem Quirl von Bambusrohr in einem irdenen Gefäß vermittelſt eines Zugriemens quirlt.

Beim Arbeiten auf dem Felde und in den Gärten pflegen Männer und Frauen einen Wechſelgeſang in rhythmiſcher Weiſe aufzuführen. Daſſelbe geſchieht auch, wenn ſie von der Arbeit nach Hauſe gehen und bei vielen andern Gelegenheiten. Gewöhnlich eröffnet Einer den Zug, während die Andern in langen Reihen nachfolgen. Einer oder Mehrere begleiten den Geſang durch das Anſchlagen auf dem Tamburin. Stirbt Jemand, ſo werden Klageweiber angenommen.

6. Das Schulweſen in Oſtindien.

Die Wenigſten werden im Stande ſein, ſich von dem Schulweſen in Oſtindien eine Vorſtellung zu machen. Es dürfte daher nicht unintereſſant ſein, nachzuweiſen, wie die Erziehung des Volkes daſelbſt betrieben wird.

Mit Recht vermuthen Viele, daß auch in Oſtindien, deſſen Bewohner ſchon ſeit Jahrtauſenden ſich einer Cultur erfreuen, das Schulweſen gepflegt ſein müſſe. Und in der That, es wird für die Bildung des indiſchen Volkes Manches gethan. Denn wir finden in Oſtindien, abgeſehen von

den Miſſionsſchulen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, drei Arten von Schulen; 1) Schulen der Hindus, 2) die der Muhammedaner, und 3) die der engliſchen Regierung.

1. Die Schulen der Hindus. Die Eingebornen in Oſtindien ſind zwar grobe Götzendiener und wiſſen nichts von dem lebendigen Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, der Alles durch ſein Wort in's Daſein rief, aber deſſenungeachtet ſteht das abgöttiſche Volk dort auf einer anderen Stufe der Kultur als die Neger, Kaffern und Hottentotten in Afrika, oder die von Gott entfremdeten Nationen in der Südſee. Die Hindus haben ihre Schulen, die durch ihre alten Inſtitutionen gepflegt werden, und zwar giebt es unter ihnen nicht nur Volks-, ſondern auch Gelehrten-Schulen.

Die Volksſchulen ſtehen unter der Leitung von Kaiths, wie man die Kaſte der Lehrer in Hinduſtan zu bezeichnen pflegt. Dieſelben führen auch den Namen Lala. Dieſe Männer bilden den Lehrſtand, durch die das Lehramt durch alle Geſchlechter ſchon ſeit undenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn übergeht. Nach der Anſchauung der Hindus kann und darf der Sohn nie etwas anderes werden, als was der Vater iſt. Die Bildung der Lehrer iſt nicht bedeutend. Sie können leſen, ſchreiben und rechnen, was gerade für's praktiſche Leben gewünſcht wird. In der Geſchichte der Götter ſind ſie zwar ziemlich bewandert, aber von der Weltgeſchichte und Geographie wiſſen ſie wenig oder gar nichts. Beſondere Examina werden von ihnen nicht verlangt. Wenn der Sohn ſo viel gelernt hat wie der Vater, dann iſt er vollkommen, oder wie der Hindu ſich ausdrückt, fertig und kann, wenn er Luſt hat und die Umſtände es

geſtatten, eine Schule begründen, wozu er von der Behörde keiner Erlaubniß bedarf.

Die offenen Säulenhallen oder Verandah's bei den orientaliſchen Häuſern bilden die gewöhnlichen Schul- und Lehrzimmer. Zuweilen werden auch andere Räume des Hauſes zum Unterricht benutzt. Die Schulzimmer ſind höchſt einfach. Man ſieht keinen Tiſch und keine Bänke. Die Schüler ſitzen mit quer übereinander geſchlagenen Beinen auf dem bloßen Boden, oder auf einer von Rohr oder Bambusblättern geflochtenen Matte, und der eingeborene Lehrer hat einen von Bambus und Rohr geflochtenen indiſchen, runden Stuhl ohne Lehne.

Jedem Hindu iſt zu jeder Tageszeit geſtattet, die Schule zu beſuchen und zu ſehen, was unter den Schulkindern vorgeht, und in welcher Weiſe der Unterricht betrieben wird. Wenn der Schüler zur Schule kommt, ſo verneigt er ſich tief vor ſeinem Lehrer und begrüßt ihn mit den Worten: Rám! Rám! welches der Name einer Incarnation des Gottes Wiſchnu iſt.

Einen allgemeinen Lectionsplan giebt es in den Schulen der Hindus nicht. Jeder Lehrer verfährt nach ſeinem eignen Gutdünken. Der Unterricht beginnt in der heißen Jahreszeit Vormittags gewöhnlich um 6 Uhr und dauert bis 9 Uhr und Nachmittags von 4 bis 6 Uhr und in der kalten Jahreszeit Vormittags von 7 bis 10 Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr. Doch finden darin große Abweichungen ſtatt, weil der Unterricht nicht durch eine Centralgewalt geregelt wird. Die Kinder erhalten Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und in der Götterlehre. Eine Unterweiſung im Geſang findet nicht ſtatt. Wo es von den Eltern gewünſcht wird, ertheilen manche Lehrer, wenn ſie die

Fähigkeit dazu beſitzen, auch einigen Kindern Unterricht im Perſiſchen. Mehrere Klaſſen ſind in der Schule nicht vorhanden, wohl aber Abtheilungen. Bei jeder Volksſchule iſt gewöhnlich nur ein Lehrer angeſtellt; dieſer hat, wenn die Zahl der Schüler groß iſt, manchmal einen Gehülfen.

Wenn der Hindulehrer ſeinen Schulunterricht anfängt, ſo lehrt er ſeine Schulkinder erſt die Rámágatti, d. h. das Gebet zu Ram, worin derſelbe um ſeine Gnade angefleht wird. Sie plappern dies Gebet an jedem Tage vor dem Beginn des Unterrichts her, und ſobald die Kinder ſchreiben können, wird es auch zuerſt geſchrieben.

Jeder Schüler wird angewieſen, vor ſich auf der Erde, welche feſter Lehmboden iſt, eine Art Tafel zu machen, hübſch glatt und platt, auf der er mit Kreide ſchreiben lernt. Der Schreibunterricht geſchieht in der einfachſten Weiſe, indem der Lehrer den Buchſtaben vorſchreibt, jedem Zeichen den Namen giebt und das Kind nachmalt. Zuerſt werden einzelne Buchſtaben, dann Sylben, Wörter und Sätze geſchrieben. Iſt der Zögling im Schreiben etwas vorgerückt, ſo erhält er zum Schreiben und Rechnen eine hölzerne Tafel, etwa 10 Zoll breit und 15 Zoll hoch, mit einem hervorragenden Griff zum Anfaſſen, grün, roth oder gelb angeſtrichen, auf die er mit flüſſiger Kreide ſchreibt; noch etwas ſpäter bekommt er Papier, wobei er ſich einer Feder von Rohr bedient.

Im Rechnen bringen es die Hindus zu einer ziemlich großen Vollkommenheit. Jeder Schüler iſt genöthigt, das Einmaleins bis 40 auswendig zu lernen, und zwar nicht nur in ganzen Zahlen, ſondern auch mit den Brüchen von $^1/_2$ bis $^1/_{16}$, wozu er 5 bis 6 Jahre braucht, wenn er fleißig iſt. Die Kinder erreichen im Rechnen etwa das

Penſum, wie bei uns zu Lande die Schüler in der erſten Klaſſe der Volksſchule.

Der Leſeunterricht geſchieht in der alten, üblichen Weiſe, indem der Lehrer auf die Buchſtaben hinweiſt, die Vokale und Conſonanten vorſpricht und die Schüler nachſprechen läßt. Allmählig lernen die Kinder die Conſonanten und die Vokale, deren es 3 kurze, 5 lange und zwei zuſammengeſetzte giebt, kennen. Mit einem jeden dieſer Vokale wird dann ein jeder Conſonant wie folgt zuſammengeſetzt z. B. **kă, kā; kĭ, kī; kŭ, kū; ko, kau; ke, kei.** So werden alle einfachen Conſonanten, alle aspirirten und zuſammengeſetzte durchgenommen. Auf das Syllabiren folgt das Leſen von Wörtern und kurzen Sätzen, theils von Einzelnen, theils von der ganzen Klaſſe oder Abtheilung. Auf dieſe Weiſe dauert es wohl ein Jahr und noch länger, ehe ſelbſt die begabten Kinder leſen lernen. Das Leſenlernen wird nämlich bei den Hindus noch durch den Umſtand erſchwert, daß nicht nur die Conſonanten, ſondern auch die Vokale ihre beſonderen Namen haben, und die Kinder erſt nach längerer Zeit darüber zur Klarheit kommen, welchen Laut ſie dem Vokal beilegen ſollen. So heißt z. B. das lange **a**: **kanún** (das kurze **a** wird nie geſchrieben, ſondern iſt ſchon mit im Conſonanten enthalten) **e**: **ekle**, das kurze **i**: **hirsain**, das lange **i**: **dir ghain o kormat**, das kurze **u**: **tarkun**, das lange **u**: **táre**. Was die Conſonanten anbetrifft, ſo klingen ſie ebenſo wie in unſrer Lautirmethode, man läßt ein unbeſtimmtes, dunkles, kurzes **a** mitſagen. Wenn der Lehrer Sylben ſprechen läßt, ſo ſagt er z. B. **k** und **kanún** iſt **ka**, **d** und **kormat** iſt **do**, oder das Wort **nil**, was Indigo bedeutet dann ſagt er: **n dir ghain** und **l** iſt **nil** u. ſ. w. Zum Leſen dienen die Schriften

der Hindus aus alter und neuerer Zeit. Ihr Gegenstand ist entweder Geschichte oder Mythologie.

Diejenigen, welche das Persische erlernen, thun es in der Absicht, damit sie bei der ostindisch-englischen Regierung, oder bei irgend einem angesehenen, wohlhabenden Hindu eine Anstellung erhalten möchten. Die eingebornen Lehrer ertheilen den Unterricht in dieser fremden Sprache nach einer ganz besonderen Methode. Sobald der Schüler die Charaktere kennen gelernt hat, muß er zwei, drei und noch mehrere Bücher auswendig lernen. Der Lehrer spricht Satz für Satz vor und verdollmetscht das Gelesene in die Muttersprache. Diese Arbeit ist deshalb für den Lehrer sowohl, als für den Schüler sehr langwierig. Es giebt nur wenige unter den Lehrern, die ihren Schülern auch die Grundbegriffe von der Grammatik beizubringen wissen. Wörterbücher durch die das Erlernen der fremden Sprachen wesentlich erleichtert wird, haben die Hindus nicht.

Ganz eigenthümlich ist die Erscheinung in indischen Schulen, daß ein jeder Schüler seine Lectionen unter der Aufsicht des Lehrers laut auswendig lernt, ohne sich darum zu kümmern, was sein Nebenmann treibt, der oft ein ganz anderes Buch vor sich hat. Das Geräusch und der Wirrwar ist darum in den Schulen der Eingebornen sehr groß und macht auf den Ausländer einen betäubenden Eindruck. Merkwürdig ist, daß trotz dieses Geräusches kein Kind in seinem Lernen oder bei seinem Rechnen gestört wird.

Hat der Schüler seine Lectionen nicht ordentlich gelernt, oder seine Arbeiten schlecht gemacht, oder läßt er sich überhaupt das Geringste zu Schulden kommen, so behandelt ihn sein Lehrer mit der größten Strenge und wendet in reichlichem Maße körperliche Züchtigungen an. Die Eltern, ob-

gleich ſie ſelbſt in den meiſten Fällen ſehr nachſichtig gegen ihre Kinder ſind, geſtatten ihm dies gern, indem ſie ſagen daß das Kind dadurch weiſe werde. Das Schulgeld für das Kind beträgt nach unſerm Gelde monatlich nur wenige Silbergroſchen, etwa ebenſo viel wie bei uns auf dem Lande. Schulferien giebt es nur dann, wenn die heidniſchen Feſte gefeiert werden, die aber oft einzutreten pflegen und ungefähr den vierten Theil des Jahres ausmachen.

Dann machen wir bei den Volksſchulen auch darauf aufmerkſam, daß der Lehrer ſich die Schüler, welche ihm von den Eltern zum Unterricht anvertraut ſind, ſelbſt zuſammenſuchen muß, wenn ſie die Schule verſäumen. Geſchieht dies aus Faulheit und Trägheit, ſo kann ſich der Schüler auf eine ſtrenge Rüge gefaßt machen, daß er's nicht wieder thut. Die Mädchen ſind von dem Unterricht in den heidniſchen Schulen gänzlich ausgeſchloſſen, weil man das Wiſſen für ſie nicht nothwendig hält.

Ferner giebt es auch ſolche Schulen, die von Banquiers oder andern reichen, wohlhabenden Männern unterhalten werden, indem ſie auf ihre eignen Koſten einen Lehrer anſtellen, deſſen Gehalt monatlich 4 bis 6 Gulden beträgt (während das Gehalt der andern Lehrer ſich lediglich nach der Zahl der Schüler richtet) und ihm in ihrem Hauſe einen Platz für die Schule anweiſen. Dies geſchieht von den Leuten meiſt aus dem Grunde, um ſich bei den Göttern ein Verdienſt zu erwerben, dann aber auch, um ſich bei dem Volke einen guten Namen zu verſchaffen. Außerdem möchten wir noch erwähnen, daß wie bei uns die Gutsbeſitzer und andere wohlhabende Perſonen von Rang und Stand für ihre Kinder einen Erzieher halten, ganz daſſelbe auch bei den Hindus der Fall iſt. Aus dieſem Grunde finden

wir, daß die meiſten Stadtbewohner und auch ein Theil von den Landbewohnern leſen können, doch iſt die Druckſchrift nur Wenigen geläufig.

Was die gelehrten Schulen anbetrifft, ſo ſind ſie als die eigentlichen Collegien des Landes anzuſehen und werden von Jünglingen und Erwachſenen beſucht, welche bereits die Volksſchule durchgemacht, jedoch kein Abiturienten-Examen vorher abgelegt haben. Leiter der Collegien ſind gelehrte Brahmanen, die ſämmtlich der Prieſterkaſte angehören und ſich durch fleißiges Studinm den erforderlichen Grad des Wiſſens angeeignet haben.

Die Brahmanen ſuchen ihre Kenntniſſe in ihrem Stand oder vielmehr in ihrer Kaſte von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter fortzupflanzen. Die Zahl ihrer Schüler beträgt 10, 20 und darüber. Ihr Lehrſaal iſt ebenfalls entweder die offene Verandah oder ein großes, leeres Zimmer. Stühle und Bänke findet man nicht vor. Der Brahmane, welcher den Vortrag hält, hat nur einen wenig erhöhten Platz, beſtehend aus einem Holzgeſtell, etwa zwei und einen halben Fuß im Quadrat und etwa acht Zoll hoch, worauf er mit quer übereinander geſchlagenen Beinen ſitzt, während die Zuhörer entweder auf bloßem Boden oder auf einer Galitſcha (einer indiſchen Decke), oder auf einer indiſchen Matte in orientaliſcher Weiſe um den Lehrer herum ſich placirt haben. Ehe die Vorleſung beginnt, wird zuerſt von dem Brahmanen ein Gebet an den Götzen oder Lieblingsgott verrichtet; denn er iſt ſich deſſen bewußt, daß Segen und Gedeihen zu unſerm Thun von einer höheren Macht kommen muß. Außer dem Gebet werden noch gewiſſe, religiöſe Ceremonien ausgeübt. Man klingelt mit einer kleinen Glocke, damit der Götze auf das Gebet merken möge; man fällt nie-

der auf ſein Geſicht, um dem Gott ſeine Anbetung und Verehrung zu bezeugen u. ſ. w. Iſt dies Alles geſchehen, dann beginnt die Vorleſung des Brahmanen, und zwar in ſingender Weiſe. Die Zuhörer ſind nun ganz Aug und Ohr, damit, wenn der gelehrte Brahmane, oder man könnte wohl auch ſagen Hindu-Profeſſor, ſeinen weiſen Mund aufthut, um die Schätze ſeines Wiſſens mitzutheilen, ihnen nichts entgehen möchte.

Wie bei uns, ſo treiben auch die Gelehrten der Hindus ein Fachſtudium. Einige von den Brahmanen widmen ihre ganze Zeit und Kraft der Mythologie, d. h. der Götterlehre. Sie beſchäftigen ſich entweder mit der Erklärung der heiligen Veda's, worin die älteſten Religionsurkunden enthalten ſind, oder mit einer näheren Auseinanderſetzung der Purán's, worin von dem gegenwärtigen Götzendienſte die Rede iſt, oder ſie leſen den Ramayan, der die Geſchichte des Gottes Rám, oder den Premſagar, der die Geſchichte des Gottes Kriſchna behandelt und dergl.

Andere Brahmanen beſchäftigen ſich mit der Arzneikunde. Dieſe ſuchen durch alte Bücher die arzneilichen Kenntniſſe ihren Schülern mitzutheilen. Leider findet bei dieſen Lehrern kein Fortſchritt in der Wiſſenſchaft ſtatt, denn man nimmt darauf Bedacht, ſich nur das anzueignen, was die Vorfahren ſchon längſt gewußt haben. Dies geſchieht in der Art, daß man die über Arzneikunde handelnden Bücher faſt wörtlich auswendig lernt.

Noch andere Brahmanen treiben die Sternkunde und Aſtrologie. Wie die alten Völker, beſonders die Babylonier, durch ſorgfältige Beobachtung des Sternenhimmels eine genaue Kenntniß der Bewegung mancher Planeten, von Sonnen- und Mondfinſterniſſen erhielten, ſo iſt man auch in

Indien nicht fremd in dieſer Wiſſenſchaft. In Benares hat man, wie ſchon anderwärts erwähnt (ſiehe Seite 71) noch eine alte Sternwarte, von wo aus viele Beobachtungen angeſtellt worden ſind; das Gebäude verfällt jetzt aber immer mehr.

Die gelehrten Brahmanen ſtehen in Folge der Kenntniß der Himmelskunde beim Volke in hohem Anſehen, indem es das Staunen des gemeinen Mannes erregt, wie es kommt, daß ſie vorher die Eklipſen wiſſen können.

Außer den ſchon genannten Collegien werden noch Vorträge über Philoſophie, Sanskrit und andere Gegenſtände gehalten. An manchen Vorträgen kann faſt jeder Hindu theilnehmen, der ein Intereſſe dafür zeigt. Beſonders findet die Philoſophie unter dem Volke viele Anhänger, denn der Orientale liebt es über überſinnliche Gegenſtände zu ſpeculiren. Vor allen Dingen iſt die Entſtehung der Welt, und wie die Sünde in die Welt gekommen, ein Gegenſtand ſeines tiefen Nachdenkens. Aber noch iſt Keiner von den Philoſophen in Oſtindien trotz alles Scharfſinns zur Kenntniß des wahren Gottes gekommen; auch wiſſen ſie nicht, wie es ſich mit der Welt und dem Verderben unter den Menſchen verhält.

Noch muß hier hervorgehoben werden, daß bei den Hindus alle Zweige der Wiſſenſchaft Theologie ſind, die Mythologie ſowohl, als Philoſophie, die Aſtronomie ſowohl, als Medicin u. dergl., weil ſie die Idee haben, daß jede Wiſſenſchaft auf göttlicher Offenbarung beruht. Kurz ihr ganzes Wiſſen iſt Religion.

II. Die Schulen der Muhammedaner haben im Großen und Ganzen dieſelbe Organiſation, wie die der

Hindus. Leiter und Vorſteher derſelben ſind natürlich muhammedaniſche Lehrer. Auch bei den Muhammedanern giebt es niedere und höhere Schulen.

Bei den niederen Schulen führen die Lehrer den Namen Munſchi. Sie gelten als die Sprachlehrer des Volks, deren ſich ebenfalls der Miſſionar bedient, wenn er die Sprache der Muhammedaner erlernen will. Ihre Aufgabe iſt den ihnen anvertrauten Schülern nicht nur die Mutterſprache zum Bewußtſein zu bringen, ſondern ihnen auch Unterricht im Perſiſchen zu ertheilen. Schreiben und Rechnen darf natürlich nicht fehlen, doch wird auf letzteres wenig Gewicht gelegt. Diejenigen, welche rechnen können bedienen ſich der Hindu-Ziffern und Weiſe, und haben es meiſt von den Hindus gelernt. Die Unterrichtszeiten ſind in den muhammedaniſchen Schulen etwa dieſelben wie in den Hindu-Schulen. Der Anfang geſchieht unter Anrufung Gottes und des Propheten Muhammed.

Die höheren oder gelehrten Schulen werden von einem Mulla oder Maulwi d. h. von einem Lehrer oder Doktor der muhammedaniſchen Theologie geleitet. Zur Schule, welche von Kindern und Jünglingen beſucht wird, dient die Vorhalle der Moſchee oder auch das Hochpflaſter vor derſelben innerhalb der Ringmauer. Die Zöglinge müſſen den Kuran in arabiſcher Sprache zum Theil auswendig lernen. Manche lernen ohne zu wiſſen, was ſie lernen, indem der Lehrer ihnen keine Erklärung deſſelben giebt, denn nur Wenige erhalten das Geleſene verdollmetſcht. Außerdem werden in dieſen Schulen Vorleſungen über Rhetorik, Aſtronomie und Poeſie gehalten, die Philoſophie iſt aber verpönt. Den ärgſten Schimpfnamen, den man einem Muhammedaner geben kann, iſt, wenn man ihn Failsúph, d. h.

Philoſoph nennt. Dies Wort iſt kein anderes als das griechiſche Philosophos, das in's Arabiſche übertragen iſt.

III. Die Regierungsſchulen. Es ſind dies ſolche Schulen, welche die engliſch-oſtindiſche Regierung auf ihre eigenen Koſten unterhält, wozu ſie einen Theil der Revenüen verwendet. Da die Unkoſten ſehr groß ſind, ſo hat man ſeit einigen Jahren angefangen, ſich ein mäßiges Schulgeld geben zu laſſen. Die britiſche Regierung beabſichtigt durch ihre Schulen die Bildung ihrer Unterthanen zu fördern und ihnen die Segnungen der europäiſchen Civiliſation zuzuwenden. Die Gebäude, welche ſie zu den Schulen hergiebt, ſind geräumig. Die verſchiedenen Klaſſen und Abtheilungen befinden ſich nach engliſchem Zuſchnitt gewöhnlich in einem ſehr großen Saale, der mit den nöthigen Tiſchen und Bänken und dem erforderlichen Lehrapparat verſehen iſt. An jeder Schule iſt ein Hauptlehrer angeſtellt, der engliſche und mehrere eingeborne Lehrer zu Gehülfen hat. Dieſe haben ihre Schüler in jeder Ecke oder anderen Theilen des Saals um ſich verſammelt und verfolgen ihren Zweck.

In den Schulen der Regierung wird nur auf weltliches Wiſſen Gewicht gelegt. Der Unterricht in der chriſtlichen Religion iſt in denſelben gänzlich ausgeſchloſſen, weil die Regierung ſich darin neutral verhalten will.

Die Schüler erhalten Unterricht nicht nur in den Elementargegenſtänden, im Leſen, Schreiben und Rechnen nach der hier in Europa gebräuchlichen Methode, ſondern auch in den höheren Gegenſtänden, in Arithmetik, Geographie, Geſchichte, beſonders vaterländiſcher (indiſcher), im Engliſchen, Perſiſchen, Arabiſchen und Sanskrit; außerdem werden von ihnen auch Aufſätze über beſondere Themata geſchrieben.

Die Regierungsſchulen nehmen im Lande einen ho-

hen Rang ein und werden gut beſucht. Wer die Klaſſen zum Theil oder ganz durch macht und im Stande iſt ein gewiſſes Examen abzulegen, hat ſpäter die Ausſicht eine Anſtellung bei der engliſchen Behörde als Schreiber, Secretair, Steuereinnehmer, Polizei-Lieutenant, Poſthalter und dergl. zu erhalten, oder er findet auch einen guten Poſten bei einem Europäer als Kaſſirer, Buchhalter u. ſ. w., wozu ihn gerade ſeine Kenntniſſe befähigen.

Die Bildung, welche die Schüler in den Schulen der engliſch-oſtindiſchen Regierung erhalten, iſt keineswegs gering anzuſchlagen. Die Bibel war in dieſen Schulen von der britiſchen Behörde anfangs gänzlich ausgeſchloſſen, weil ſie ſich fürchtete mit der heidniſchen Religion in Widerſpruch zu gerathen und eine Gährung in den Gemüthern der Eingebornen hervorzurufen. Erſt nach der Revolution im Jahre 1857 befindet ſich die Bibel in der Schulbibliothek der Regierungsſchulen, doch iſt ſie bis jetzt kein Klaſſenbuch geworden. Früher durften die von der engliſch-oſtindiſchen Regierung angeſtellten chriſtlichen Lehrer über die chriſtliche Religion in der Schule gar nicht ihre Meinung äußern; wenn ſie es thaten, wurden ſie ihres Amtes entſetzt, während ſie jetzt ſich darüber frei und offen ausſprechen können.

Es iſt zu bedauern, daß die Regierung ſich nicht auf die Seite des Chriſtenthums ſtellt. Viele der von ihr angeſtellten Lehrer ſuchen die ihnen anvertraute Jugend mit Vorurtheil gegen das Chriſtenthum zu erfüllen, und ſtellen derſelben jede Religion als bloßen Aberglauben dar. Obgleich die Regierungsſchulen viel Gutes leiſten, indem die Hindus durch die Fortſchritte in den Kenntniſſen, welche auf Wahrheit und Erfahrung beruhen, die Irrthümer ihrer heidniſchen Religion einſehen lernen und Manche ein Verlan-

gen nach einem beſſern Religionsſyſtem bekommen, zeigen ſich doch bei dem Princip, an dem die britiſche Behörde feſthält, ſehr viele nachtheilige Folgen, die ſich auch den Eingebornen aufdrängen. Da man den Zöglingen nur weltliches Wiſſen mittheilt, ſo wird dadurch der Kopf voller, das Herz dagegen leerer und das Fundament des heidniſchen Aberglaubens bei den Eingebornen immer mehr untergraben. Denn die Hindus werden durch das europäiſche Wiſſen ohne den Unterricht im Chriſtenthum ſtolz, hochmüthig und aufgeblaſen; mit Verachtung ſehen ſie auf ihre Landsleute herab. Aber das iſt nicht Alles. Viele haben, von der Thorheit mancher Behauptungen ihrer heiligen Bücher überzeugt, ihrer väterlichen Religion, die bei allen großen Mängeln dennoch einen heilſamen Einfluß auf ihr Gemüth hatte, den Abſchied gegeben und ſind meiſtens dem Materialismus oder dem Unglauben anheim gefallen. Letzterer wird noch dadurch begünſtigt, daß die Eingebornen durch die Kenntniß der engliſchen Sprache mit den rationaliſtiſchen Schriften der Europäer bekannt werden, auf die ſie viele Regierungslehrer aufmerkſam machen.

Die britiſche Regierung hat ſich in ihren Schulen ſchon viele mächtige Gegner erzogen; ſo iſt auch das Haupt der indiſchen Revolte, der berüchtigte **Náná Sahib**, aus der Regierungsſchule hervorgegangen. Fürwahr, man muß ſagen, daß, wenn Jemand eine Religion hat, mag ſie auch noch ſo abſurd ſein, wie es z. B. mit der indiſchen Religion wirklich der Fall iſt, ſo iſt es doch beſſer eine ſolche als gar keine zu haben. Denn jede Religion flößt ihren Anhängern eine gewiſſe Ehrfurcht und Scheu vor dem höheren Weſen ein; ſie erinnert ihn, mag es auch in noch ſo dunklen Umriſſen ſein, an Tod und Gericht, an Belohnung und Strafe,

und treibt ihn dazu, es mit der Sünde nicht zu leicht zu nehmen und gewiſſe, anempfohlene Mittel zu ergreifen, damit die Thatſünden getilgt werden; während ein Ungläubiger vor nichts zurückſchreckt, indem er ſich ſelbſt zum Mittelpunkt aller ſeiner Handlungen macht und nichts Höheres über ſich anerkennt, dem er Rechenſchaft abzugeben hat. — Von den Schulen der evangeliſchen Miſſionare wird ſpäterhin die Rede ſein.

7. Das weibliche Geſchlecht.

Das weibliche Geſchlecht wird in Indien abſichtlich vernachläſſigt. Es ſeufzt dort unter einem namenloſen Druck, der ſich auch darin zeigte, daß häufig weibliche Kinder nach der Geburt, um der Mühe ihrer Erziehung und der Unkoſten bei ihrer Verheirathung überhoben zu ſein, getödtet wurden. Dieſe Grauſamkeiten dürfen jedoch jetzt in den Beſitzungen der britiſchen Regierung nicht mehr vorkommen, und wer mit aller Macht unterdrückt.

Kleine Mädchen lernen nie Etwas in Indien. Man hält dies für ſie ganz überflüſſig. Das weibliche Geſchlecht darf die Veda's weder hören noch leſen. Man weiß kaum einen Fall, daß eine Frau von Stand leſen oder ſchreiben kann; es finden nur ſeltene Ausnahmen ſtatt. Die Hindus können es gar nicht begreifen, wozu das Leſen und Schreiben einer Frau nützen könne, außer etwa um ſich mit einem Liebhaber zu verſtändigen. Die indiſchen Frauen in Bengal und Hinduſtan gehen, wenn ſie der niedrigſten Kaſte angehören, mit freiem Angeſicht umher, die der höheren aber tief verſchleiert, doch nie mit dem Manne untergefaßt; ſie

gehen gewöhnlich ein Paar Schritte hinter ihm. Selbſt im Hauſe ſind die Frauen der beſſern Stände **Pardanaschin** d. h. ſie bleiben hinter dem Vorhang und erſcheinen nicht öffentlich; nur die nächſten Verwandten haben Zutritt zu ihnen.

Die Frau betrachtet ihren Mann als das Haupt, während der Mann ſie faſt wie ſeine Sklavin anſieht, die nur zu ſeinem Dienſt und zu ſeiner Luſt geſchaffen iſt. Das Weib iſt nicht die treue Gehülfin des Mannes, die mit ihm Freuden und Leiden gemeinſam theilt, ſondern es wird ihr ſelbſt durch die Religion eine ſehr untergeordnete Stelle angewieſen. Die geſetzliche Beſtimmung für dieſelbe lautet alſo: „Tag und Nacht ſollen die Weiber im Stande der Unterwerfung gehalten werden. Ein Weib iſt nie der Unabhängigkeit fähig. Dies ſollen die Männer als höchſtes Geſetz betrachten, gültig für alle Klaſſen und ſollen ihre Weiber ſtets in geſetzlichem Zwange halten. Nie ſoll ein Mädchen oder eine Frau etwas in ihrem Hauſe thun nach eigenem Gefallen. Kein Opfer iſt einem Weibe erlaubt ohne ihren Mann, kein religiöſer Gebrauch, kein Faſten. Eine Frau, welche ihren Mann vernachläſſigt, auch wenn er dem Spiele oder Trunke ergeben, oder mit Krankheit behaftet iſt, ſoll drei Monate lang verlaſſen, und ihr Schmuck und Hausgeräthe ihr genommen werden. Weder durch Verkauf noch durch Flucht kann ein Weib von ihrem Manne gelöſt werden. Weiber haben nichts zu ſchaffen mit dem Text der Veda's; dies iſt feſtes Geſetz.“ Im Geſetz Manu heißt es: „Die Frau hat Alles, was ihr der Mann befiehlt, zu thun, und ſollte er ihr ſelbſt gebieten Ehebruch zu begehen, ſo iſt ſie verpflichtet ihm zu gehorchen.“ In dem Skandh Purân heißt es: „Das Weib, welches die heiligen Waſchungen zu verrichten wünſcht, ſoll die

Füße ihres Herrn waſchen und das Waſſer trinken, denn ein Mann ſteht dem Weibe höher als Schankar oder Wiſchnu. Der Mann iſt ihr Gott und Guru (Seelſorger) und Religion mit ihren Uebungen. Deshalb, wenn ſie auch Alles verläßt, ſo ſoll ſie doch ihren Mann anbeten, indem ſie ihn als Wiſchnu anzuſehen hat.“ Spätere Beſtimmungen ſind etwas milder: „Verheirathete Frauen, heißt es, ſollen geehrt und geſchmückt werden von Vätern, Brüdern und Gatten; den Weibern werde deshalb beſtändig Putz, Zierrath und Speiſe bei Feſtlichkeiten gereicht, wenn die Männer wünſchen in Ueberfluß zu leben.“

Die Frau hat die gewöhnlichen Geſchäfte im Hauſe zu beſorgen, ſie darf ſich aber nie mit ihrem Manne zum Eſſen niederſetzen und zu gleicher Zeit an dem Mahle theilnehmen. Zuerſt ißt der Mann, dann das Weib; erſt muß ſie ihn bedienen und warten, bis er ſeine Mahlzeit beendet hat. Darauf bringt das Weib Waſſer für ihn zum Händewaſchen. Die Frau iſt aber nicht nur die Dienerin ihres Mannes, ſondern ſelbſt ihres eignen Sohnes, wenn er erwachſen iſt.

In Indien ſpricht keine Frau den Namen ihres Gatten aus; ſie ſagt einfach: **Hamárá ádmí** „Mein Mann,“ und geräth in große Verlegenheit, wenn ein Europäer ſie darnach frägt, denn die Sitte geſtattet es ihnen nicht. Sie ſehen ſich rechts und links um nach Jemand, der ſie aus der Verlegenheit ziehe, weil ſie weder gegen den Frager, noch gegen den abweſenden Ehemann Mißachtung zeigen wollen. Hindufrauen wiſſen, daß wenige Europäer, die ihnen in dieſer Beziehung obliegenden Pflichten kennen, und wenn ſie in Gerichtshöfe oder nach anderen Orten hingehen, wo ſie leicht nach dem Namen ihres Mannes gefragt werden

können, nehmen ſie gewöhnlich eines ihrer Kinder oder ſonſt einen Verwandten mit, der die Worte für ſie ausſpricht.

Das Hindu-Weib führt das ganze Leben hindurch mit nur ſehr wenigen Ausnahmen ein jammervolles Daſein. Sie iſt niemals frei und muß ſich viel Härte gefallen laſſen. Die heiligen Bücher der Hindus ſagen, daß ein Weib nur drei Dinge nöthig habe zu wiſſen: Das Haus zu fegen, zu kochen und ſich zu ſchmücken, um ihrem Manne zu gefallen. Wenn der Mann ſtirbt, ſo wird die arme Wittwe häufig von ihren Verwandten hinausgeſtoßen, und es bleibt ihr meiſtens nur ein Weg übrig, um ihr Daſein zu friſten, und das iſt ein Leben in der Sünde, weil ſie nichts gelernt hat und nicht weiß, wie ſie ſich ſonſt auf andere Weiſe ihren Unterhalt verſchaffen ſoll.

In früheren Jahren beſtieg die Wittwe den Scheiterhaufen um ſich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen zu laſſen und mit ihm im Himmel wieder vereinigt zu werden. Dieſen Schritt that aber die Frau nicht etwa aus Liebe zum verſtorbenen Manne, ſondern weil ſie nicht hülflos und verachtet den Wittwenſtand verleben wollte. Oft wurde die arme Wittwe auch von ihren Verwandten dazu bewogen, die ſich in den Beſitz ihrer Juwelen und Koſtbarkeiten ſetzen wollten, oder damit ſie ihnen nicht zur Laſt fallen möchte. Auch der Einfluß der Brahmanen trug viel dazu bei, daß die Wittwe ſich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen ließ, indem man ihr die beſtimmte Hoffnung machte, daß ſie dadurch die Seligkeit erlange.

Die fürchterliche Sitte der Wittwenverbrennung, der ſo viele Tauſende in Indien ein Opfer geworden ſind, hat jetzt in den Beſitzungen der Engländer Gott ſei Dank ſo gut wie aufgehört und darf auch in den noch unabhän-

gigen Ländern, wo sich der britische Einfluß geltend gemacht hat, ebenfalls nicht mehr stattfinden. Es kommen zwar manchmal noch Fälle vor, daß Wittwen verbrannt werden, dann muß es aber heimlich geschehen. Sobald dies herauskommt, werden alle diejenigen, die sich dabei betheiligt haben, von der englischen Regierung als Menschenmörder bestraft. Trotzdem hat die Wittwe noch manche Leiden zu ertragen. Sie darf sich nämlich nicht wieder verheirathen und nach den heiligen Büchern der Hindus des Tages nur einmal und zwar ganz geringe Speise zu sich nehmen; auch darf sie nie wieder auf einer Bettstelle, sondern nur auf der Erde schlafen. In der letzten Zeit sind öfters Versuche, selbst von eingebornen Hindus genacht worden, die Wiederverheirathung der Wittwen zur Geltung zu bringen, aber dies wird gewiß nicht eher eine herrschende Sitte werden, als bis das Christenthum in Indien die Oberhand bekommen hat.

8. Die Ehe, die Hochzeitsfeierlichkeit und das Familienleben der Hindus.

Der Verehrer des Brahma hält es für seine Pflicht, sich zu verehelichen. Mann und Weib, sagen die Veda's, sind Eine Person, sie gehören so streng zusammen, daß der Mann selbst die Vergehen seiner Frau sühnen kann. Die Ehe darf nur zwischen Solchen geschlossen werden, die aus gleicher Kaste sind d. h. die Frau muß aus demselben Stande sein, dem der Mann angehört. Da Manche dies Gesetz nicht beobachtet haben, entstanden die gemischten oder unreinen Kasten. Die Vielweiberei ist bei den Hindus erlaubt, doch nicht sehr häufig. Zanana's oder Harems finden sich

bei den indiſchen Fürſten erſt ſeit der Bekanntſchaft mit den Muhammedanern.

Die Verheirathung iſt bei den Hindus ein bloßer Vertrag zwiſchen den Eltern. Lebt der Vater der Braut nicht mehr, ſo hat der älteſte Sohn in das Ehebündniß einzuwilligen. Nicht Liebe und Neigung, worauf in Indien keine Rückſicht genommen wird, verbindet die jungen Leute, ſondern nur das Uebereinkommen der Eltern, die unter ſich abmachen, wie viel Jeder von ihnen denſelben als Mitgift am Tage der Hochzeit zu geben habe. Bei der Wahl einer Gattin wird auf Untadelhaftigkeit des Körpers geſehen. Die nächſten Verwandten haben das Recht auf ein Mädchen, aber erſt vom dritten Grade der Blutsverwandtſchaft an. Die Hindus werden gewöhnlich ſchon in der Kindheit verlobt. Der Bräutigam iſt zur Zeit der Verlobung etwa 8 bis 10 Jahre, die Braut dagegen 2 bis 3 Jahre alt. Stirbt der Bräutigam vor der Hochzeit, die 7 bis 8 Jahr ſpäter ſtattfindet, ſo wird die Braut als Wittwe betrachtet und darf nicht wieder heirathen.

Die Hochzeitsfeierlichkeit wird mit Opfern, Geſängen, Proceſſionen, Beſuchen, Gaſtmählern, Geſchenkegeben, Tanz und Muſik begangen und dauert oft mehrere Tage lang. Sobald der günſtige Tag der Hochzeit von den Brahmanen in Hinduſtan, wobei auch die Zeichen- und Sterndeuter zu Rathe gezogen werden, feſtgeſetzt iſt, macht ſich der junge Mann auf den Weg, begleitet von ſeinen Verwandten und Freunden, in einem feierlichen Zuge zum Hauſe der Braut. Der Bräutigam wird ſtets in einer prächtigen offenen Sänfte oder Palankin getragen, nur bei längern Reiſen pflegt er auf der Landſtraße einen Elephanten oder ein Pferd zu beſteigen. Der Elephant der fürſtlichen Per-

ſonen iſt mit einem ſchönen Baldachin verſehen, der reich mit Gold und Silber geſtickt iſt. Wenn das Haus der Braut in demſelben oder in einem ſehr nahe gelegenen Orte iſt, ſo iſt der ganze Zug ein Gallazug. Iſt das Haus der Braut aber einige Tagereiſen entfernt, dann geht der Zug in Galla nur durch Städte und Dörfer, und auf einer noch längern Reiſe in Pomp nur durch die größeren Städte.

Der Hochzeitszug findet in folgender Weiſe ſtatt. Voran gehen die Spielleute mit ihren Tamburins, Zimbeln, Waldhörnern und anderen Inſtrumenten. Die Muſik iſt jedoch nach unſerm europäiſchen Geſchmack ſehr ſchlecht. Hinter den Spielleuten gehen eine Anzahl Männer mit gezogenen Säbeln und Gewehren. Je vornehmer der Bräutigam, deſto mehr werden ſolche Leute angenommen. Fürſtliche Perſonen laſſen Silberſtäbe vor ſich hertragen. Dann folgt der Bräutigam in ſeiner Sänfte. Vor und hinter ihm gehen am Abend Fackelträger. Hinter dem Bräutigam befindet ſich ein großes Gefolge von Verwandten und Freunden, auf Elephanten und Kameelen, zu Pferde und zu Wagen, oder in prächtigen Sänften. Alles iſt auf's Schönſte und Beſte geſchmückt. Je mehr Perſonen eingeladen ſind und je länger der Zug iſt, deſto beſſer. Um die Hochzeit recht großartig zu machen, werden außerdem noch viele nicht berittene Elephanten, Kameele und Pferde, mit prachtvollen Decken geziert, von Leuten hinterher geführt. Und dann folgen noch viele Diener die zur Verwandtſchaft und Freundſchaft gehören zu Fuß, ſo daß der Zug dadurch ſehr verlängert wird. Das Ganze nennen die Hindus: Dhúm dhám Pomp oder Gepränge. Bei den geringeren Leuten iſt der Zug einfach. Die Gäſte folgen dem Bräutigam entweder auf Ochſenwagen oder zu Pferde oder zu Fuß.

Damit der Bräutigam die Braut nicht überraſche, werden beſonders bei hohen und fürſtlichen Perſonen Wachtpoſten ausgeſtellt. Sobald die Eltern, die Verwandten und Freunde des bräutlichen Hauſes Nachricht erhalten haben, daß der Zug des Bräutigams im Herannahen iſt, machen ſich jene ſogleich auf den Weg, um dem Bräutigam entgegen zu gehen. Zur Nachtzeit geſchieht es beim Fackelſchein. Auf der Stelle, wo ſie den Zug antreffen (man ſucht es meiſt ſo einzurichten, daß man gegen Abend zuſammen kommt), wird halt gemacht. Gewöhnlich iſt es ein Mangowäldchen, nicht weit vom Hauſe der Braut. Augenblicklich werden zur Aufnahme der Gäſte Zelte aufgeſchlagen und die gegenſeitigen Geſchenke als: Tücher, Juwelen, Elephanten, Pferde, Kühe und dergl. werden dargebracht. Die Brahmanen beider Parteien erhalten bei dieſer Gelegenheit auch ihren anſehnlichen Theil. Es geht dann die Mutter der Braut mit den älteren weiblichen Verwandten und Freundinnen und Dienerinnen, von denen jede eine Lampe auf einer meſſingenen oder ſilbernen Schale trägt, zum Bräutigam und gratuliren ihm in ſingender Weiſe. Darauf bringt der Purohit oder Hauspriester des Bräutigams dieſen zum Purohit von dem Hauſe der Braut, welcher denſelben ſegnet und von ihm die üblichen Huldigungen und Geſchenke empfängt.

Sind die oben angeführten Ceremonien vorüber, ſo beginnt der Hochzeitsſchmaus, an dem alle geladenen Gäſte, Männer und Frauen, Antheil nehmen. Die Frauen ſind jedoch den Blicken der Männer nicht ausgeſetzt. Erſtere befinden ſich in verhängten Zelten, von denen ſie, obgleich ungeſehen, die ſich gütlich thuenden Männer gut beobachten können. Sie ergehen ſich dann während des Eſſens in allerlei humoriſtiſchen, ſtichelnden und witzelnden Reden über die

Männer im Allgemeinen, sowie über einzelne gegenwärtige Persönlichkeiten. Diese müssen aber jetzt Alles einstecken, weil der Anstand es ihnen nicht gestattet den Frauen zu antworten, oder ihnen ihren Unwillen zu zeigen. Während des Essens werden hauptsächlich die Purohits genöthigt, recht viel zu genießen, denn je mehr diese essen, desto größerer Segen, glaubt man, wird dem jungen Paare zu Theil.

Nach dem Essen kommt Tanz und Musik von dazu gemietheten Leuten, doch betheiligt sich Niemand dabei von den Gästen. Es giebt eine besondere Kaste von Tänzern und Spielleuten. Der Tanz wird von Frauen und Eunuchen, die als Frauen verkleidet sind, einzeln aufgeführt; denn der Tanz wie im Occident wird für unanständig angesehen. Der indische Tanz besteht in weiter nichts als in verschiedenen Gestikulationen, in Drehungen und Wendungen des Körpers, die mancherlei Dinge vorstellen sollen, wobei Einige unter Musikbegleitung singen. Außerdem werden zur Belustigung der Gäste Puppentheater und allerlei Spiele: als Fechten, Ringen ꝛc. aufgeführt; auch werden Feuerwerke veranstaltet.

Während die Hindus im gewöhnlichen Leben höchst sparsam sind, zeigen sie sich bei dieser Feier äußerst verschwenderisch. Die Festlichkeit dauert oft mehrere Tage und kostet den Leuten schweres Geld. Viele Hindus gerathen darüber in große Schulden, so daß sie mit der Abzahlung Jahre lang zu thun haben. Doch hindert sie das nicht die Hochzeitsfeier für ihre Verhältnisse so großartig wie möglich zu machen, um ihre Ehre und Ansehen zu behaupten und von Andern nicht beredet zu werden.

Gegen das Ende der Festlichkeit bekommt der Bräutigam die Braut zu sehen. Der glückliche Augenblick für das Zusammentreffen der Verlobten wird von den Brahmanen

angezeigt. Der junge Mann wird dann zur Braut geführt und dieſe entſchleiert. Er ſieht ſie nun zum erſten Mal und muß mit ihr zufrieden ſein, mag ſie ſchön oder häßlich, wohlgewachſen, oder durch mancherlei Gebrechen entſtellt ſein. Auch die Jungfrau ſieht jetzt, was ſie erhalten hat, ob einen ordentlichen oder einen unordentlichen Menſchen, von ſchöner oder häßlicher Geſtalt. Darauf wird die religiöſe Weihe oder Einſegnung vollzogen. Dem jungen Manne wird von dem Brahmanen das Verſprechen abgenommen für die Frau zu ſorgen, dieſe dagegen hat zu geloben ihrem Manne treu und dienſtbar zu ſein. Zum Schluß wird als Zeichen der ehelichen Verbindung ein Zipfel des Brautſchleiers mit dem einem Ende von dem Gewande des Bräutigams zuſammen gebunden, und es werden einige Segensformeln in Sanskrit vom Brahmanen über das junge Ehepaar geſprochen. Der Bräutigam tritt dann ſeine Rückreiſe an und begiebt ſich nach Hauſe, während die Braut ihm entweder gleich hinter dem Zuge oder in einigen Tagen und Wochen in einem verſchloſſenen Palankin, der mit einer rothen Decke behangen, welche nur eine kleine Oeffnung zum Durchſehen hat, nachfolgt. Die aus den beſſern Ständen erhalten eine oder mehrere Dienerinnen zur Begleitung.

Der Brautzug iſt bei den Reichen und Vornehmen oft eben-ſo prächtig und ſtattlich, wie der des Bräutigams, nur daß die Braut lauter weibliche Perſonen in ihrem Gefolge hat, die in Sänften oder verſchloſſenen Ochſenwagen nachfolgen. Wenn ſie auf einem langen Zuge in einem Mangowäldchen Halt machen, um ſich dort auszuruhen, dann lagert ſich die ganze weibliche Geſellſchaft am einen Ende des Wäldchens, die Männer, die Wagenführer und Palankinträger dagegen laſſen ſich am andern Ende nieder.

Der Abſchied der Braut iſt vom Hauſe der Eltern mit Klagen und Weinen verbunden; ja die ganze Reiſe iſt mit einer Klagereiſe zu vergleichen. Die Hinduſitte gebietet dies, um zu zeigen, wie ſchwer es ihr fällt, ſich von den Eltern, Geſchwiſtern und Freundinnen zu trennen. Oft kann man hören, wie das Weinen ein erzwungenes iſt. Zuweilen mag das Weinen und Klagen aber auch einen tieferen Grund haben, weil das arme Geſchöpf weiß, daß jetzt ihre ſchöne Jugendzeit dahin iſt, und ſie nun in die Knechtſchaft und Botmäßigkeit des Mannes geräth, von dem ihr vielleicht keine Liebe zu Theil wird. Bei ihrer Ankunft empfängt ſie der Bräutigam mit ſeinem Gefolge ſchon außerhalb des Orts und führt ſie dann heim.

Blicken wir noch auf das Familienleben. Der Hindu weiß nur wenig von einem häuslichen Glück. Er iſt zwar von Natur gutmüthig und zeigt eine große natürliche Liebe zu ſeinen Angehörigen, aber ſeine Religion, beſonders die religiöſen Vorſchriften in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht (ſiehe Seite 147) macht ihn oft unnatürlich und veranlaßt ihn zu manchen Härten, ja Grauſamkeiten. Die Liebe, das Lebens-Element, kann darum in den indiſchen Familien nicht recht aufkommen. Die Frau nimmt im Hauſe mehr die Stellung einer Sklavin als die einer Hausmutter ein. Die Behandlung, welche die Kinder erfahren, iſt entweder eine ſolche, daß man ihnen geſtattet in ihrer Verkehrtheit aufzuwachſen und ihre eigenen Wege zu gehen, oder man kümmert ſich wenig um ſie und behandelt ſie mit großer Grauſamkeit. Die Mädchen werden im Allgemeinen als eine große Laſt angeſehen; kommt ein Hindu in Noth, ſo verkauft er dieſelben und giebt ſie dem Elende preis. Und die Kinder behandeln ihre alten Eltern nicht beſſer. Gar häufig

werden die alten, ſchwachen Eltern von ihren Kindern ſchrecklich vernachläſſigt und müſſen von ihnen viel Härte erfahren. Allenthalben ſind ſie ihnen im Wege und werden, wenn ſie krank ſind, nicht mit zärtlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt, ſondern man ſucht wo möglich ihr Ende zu beſchleunigen. Denkt man, daß ſie dem Sterben nahe ſind, ſo bringt man ſie in Bengal ſchon frühzeitig zum Ganges, damit ſie dort und nicht in der Familie den Geiſt aushauchen. Man thut dies deshalb, damit das Haus durch den Todten nicht verunreinigt wird, was manche Unkoſten und Unbequemlichkeiten verurſacht, die man ſich gern erſparen will.

Während der Ehe findet bei den Hindus Gütergemeinſchaft ſtatt. Der Mann hat für Frau und Kinder zu ſorgen. Nach dem Tode der Frau fällt das Vermögen der Frau, falls ſie kinderlos ſtirbt, dem Manne zu; ſind aber Kinder da, ſo erhalten dieſe die Mitgift der Mutter. Das Wiederverheirathen macht die indiſche Wittwe ehrlos; früher wurde ſie alles Schutzes, Anſehens und Schmuckes ja ſogar der Kinder beraubt.

9. Das Hindubegräbniß.

Das Begräbniß oder die Beſtattung der Todten iſt bei den Hindus, je nachdem ſie der einen oder andern Sekte angehören, etwas verſchieden, doch iſt die Sitte die Todten zu verbrennen, unter ihnen allgemein verbreitet. Nur die Weberkaſte und einige kleine, religiöſe Sekten der Hindus, wie auch einige Gebirgsſtämme im Norden und Süden von Indien, begraben ihre Todten, was aber für letze-

riſch gehalten wird. Aus dieſem Grunde finden wir in jenem Lande außer den muhammedaniſchen und europäiſchen keine Kirchhöfe, denn die heiligen Bücher gebieten, den Leichnam auf dem Scheiterhaufen zu Aſche zu verbrennen. Die geweihten Plätze zum Verbrennen der Leichen ſind gewöhnlich die Ghâts oder Landungsplätze am Ufer irgend eines heiligen Fluſſes. Nachdem der Tode verbrannt iſt, wird die Aſche in den Ganges geworfen.

Wenn ein Hindu in Hinduſtan dem Tode nahe iſt, ſo wird er mit dem heiligen Ganges-Waſſer beſprengt oder übergoſſen, und er trinkt auch davon, damit ihm ſeine Sünden vergeben werden. Manche führen in das Krankenzimmer eine Kuh hinein. Man ſteckt dann dem ſterbenden Manne den Kuhſchwanz in die Hände und ſagt ihm, daß er daran feſthalten möchte, indem ſie ihn verſichern, wenn er mit dem Kuhſchwanz in der Hand ſterbe, ſo werde ihn die in der Kuh wohnende Gottheit in den Himmel aufnehmen. Sogleich nach dem Hinſcheiden eines Hindu verſammeln ſich die Verwandten und Klageweiber im Trauerhauſe, welche ein lautes Geſchrei erheben, und durch Klagen und Heulen ihre Theilnahme zu bezeugen ſuchen. Die Weiber zerraufen ihr Haar und ſchlagen an die Bruſt als Zeichen des Mitleids Einige Kaſten ſingen Trauergeſänge und machen eine kläg-liche Muſik.

Bei der Leichen-Ceremonie muß ſtets ein Brahmane gegenwärtig ſein. Dieſer ſegnet die Leiche ein, reinigt das Haus durch Beſprengung mit Weihwaſſer und opfert den Göttern. Hierauf nennt der nächſte Verwandte des Verſtorbenen den Namen deſſelben und bittet mit den Umſtehenden die Götter, ihm ſeine Sünden zu vergeben und den Himmel zu ſchenken. Nun wird wieder geopfert, der Prieſter ver-

richtet ſeine Gebete, murmelt der Leiche mehrere Worte in's Ohr und erhält dafür ein anſehnliches Geſchenk. Die Trauernden bitten dann den Brahmanen, dem Verſtorbenen zur Reinigung der Sünden zu verhelfen, und auch für dieſen Akt wird er reichlich belohnt. Die Leiche wird darauf gewaſchen, das Zeichen der Kaſte auf die Stirn gedrückt, ein reines Gewand angethan und ihr Betel in den Mund gegeben. Dann tragen in Hindustan die Doms (eine unreine Kaſte) den Leichnam auf einer ganz einfachen Sänfte zum Scheiterhaufen und rufen beim Tragen derſelben: **Rám nám sat hai, Rám nám sat hai**" d. h. der Name des Ram iſt der wahrhaftige, der Name des Ram iſt der wahrhaftige. Sie wollen damit ſagen: „Ram iſt der wahre Gott, und was er macht, das iſt gut." Hinter ihnen folgen die Trauerleute, in langen, einfachen Gewändern nebſt Klageweibern. Das Leichenbegängniß beſchränkt ſich nur auf die nächſten Verwandten und Bekannten, welche ebenfalls in den Ausruf der Träger einſtimmen. Nachdem der Leiche Nägel und Haare beſchnitten ſind, wird ſie auf den Scheiterhaufen gelegt und ihr Butter, Reis und geronnene Milch in die Hände, Mund und Ohren gethan; dann wird ſie unter dem Klagegeſchrei der Weiber und Verwandten verbrannt. Die Reichen unter den Hindus werfen außerdem noch Sandelholz auf den Scheiterhaufen und gießen geſchmolzene Butter und Pech darauf aus.

Sobald die Raubvögel das Verbrennen der Leiche wittern, verſammeln ſie ſich in großen Schaaren am Ufer, wo ſie in langen Reihen ſitzen. Daher kann man von ihrer Anweſenheit ſtets auf die Nähe eines Leichnams ſchließen.

Das Geſchäft, den Scheiterhaufen anzuzünden, hat der nächſte Verwandte, der Sohn, wenn ein ſolcher da iſt, der

Aelteſte, wenn mehrere Söhne ſind, zu beſorgen. Hierauf reinigen ſich Alle durch Baden und opfern abermals den Göttern. Die Knochen, welche nicht verbrannt ſind, werden in den Ganges geworfen. Drei oder vier aus der Verwandtſchaft, welche dem Verſtorbenen den letzten Dienſt erweiſen, werden gewöhnlich unrein. Nach dem Begräbniß ſind die Hindus darauf bedacht, die nöthigen Todtenopfer zu bringen, damit die Seele des Verſtorbenen raſcher aus dem Läuterungszuſtande — eine Art Fegfeuer — in den Himmel komme. Denn nur Heilige und Büßende empfangen ſogleich ohne weitere Nachhülfe, die Seligkeit. Damit die Seele nicht in der Luft ſchweben darf, wird zu ihrer Beruhigung, unmittelbar nach dem Verbrennen der Leiche, ein Opfertrank, welcher ſich genau nach dem Grade der Verwandtſchaft richtet, den Göttern dargebracht. Es beſteht gewöhnlich in einem zehntägigen Opfer von Reiskuchen und im Waſſerſprengen. Die Vorhallen der Tempel und die heiligen Pipalbäume dienen häufig zur Opferſtätte. Der Hindu der kinderlos ſtirbt, hält ſich deshalb für höchſt unglücklich, weil Niemand für ihn nach ſeinem Tode die erforderlichen Todtenopfer verrichten kann.

Manche der Hinterbliebenen gehen ſpäter nach dem berühmten Wallfahrtsort Gaya, um dort für den Verſtorbenen die Todtenopfer zu bringen, damit der Zuſtand ſeiner Seele nach dem Tode im Fegfeuer erleichtert werde. Oft geben reiche Hindus ſo viel Geld, wie ſchwer ein Menſch wiegt, damit der Dahingeſchiedene deſto ſicherer und gewiſſer den Himmel erlange. Andere dagegen beſuchen den wichtigen Wallfahrtsort Benares, Allahabad oder eine andere Stadt, und baden ſich daſelbſt, wodurch ſie für den Verſtorbenen Segen zu erlangen hoffen.

Es iſt zwar Vorſchrift, daß die Leiche verbrannt werden ſoll, doch giebt es viele Hindus, welche zu arm ſind, um die Koſten des nöthigen Brennholzes für den Scheiterhaufen und für die von dem Brahmanen zu verrichtenden Ceremonien zu beſtreiten. Dieſen bleibt daher nichts anderes übrig als die Leiche, nachdem das Geſicht ein wenig angebrannt iſt, — ja Viele thun auch das nicht einmal — in den heiligen Ganges zu werfen.

In Bengal pflegt man den Kranken, wie ſchon an einem andern Orte erwähnt worden, wenn man ihn dem Tode nahe hält, während er noch am Leben iſt, nach dem Begräbnißplatz, nach dem Ufer des Ganges zu tragen; denn man hält es dort für das größte Unglück, wenn Jemand zu Hauſe ſtirbt. Am Ufer des Fluſſes wird von den Reichen für den Kranken eine Art Thronhimmel errichtet, damit er vor Regen und den heißen Sonnenſtrahlen geſchützt iſt, bis er ſeinen Geiſt aushaucht; die Meiſten müſſen ſich aber mit einer Matte begnügen und ſind jeder Unannehmlichkeit der Witterung, am Tage der Hitze und in der Nacht dem kalten Nebel ausgeſetzt. Ja Manche haben auch dies nicht einmal und müſſen auf dem ſchlammigen und lehmigen Ufer ausgeſtreckt liegen. Ihre Qual wird daher vermehrt und die Stunde der Auflöſung beſchleunigt. Und wenn dieſe Elenden und Hülfloſen ſich vor Schmerz drehen und winden, ſo wird ihnen nichts zu ihrer Erleichterung dargereicht. Beabſichtigt aber ein Europäer ihnen ein Heilmittel zu geben, ſo wird das Anerbieten verächtlich zurückgewieſen.

Die Verwandten ermahnen den Sterbenden die Namen der vornehmſten Götter zu nennen, und wenn er es nicht mehr im Stande iſt, ſo thun ſie es für ihn. Sie beſchmie-

ren ſeine Bruſt und Stirn mit dem Schlamm und ſchreiben darauf den Namen ſeines Schutzgottes. Dann macht ſich auch der dienſtthuende Prieſter daran, die letzte Todesceremonie zu verrichten, indem er Schlamm und Waſſer in den Hals des Kranken hineingießt und ausruft: „O Mutter Ganges, empfange ſeine Seele!“ Wenn nun der ſterbende Mann durch die Gewalt, die man anwendet, aus ſeiner Betäubung und Bewußtloſigkeit erwacht, ſeine letzten Kräfte zuſammen nimmt und ſeine Freunde flehendlich bittet, doch davon abzuſtehen indem er noch nicht zu ſterben wünſche, ſo achtet man nicht auf ſein dringendes Bitten und den kläglichen Ausdruck ſeines Angeſichts. Sein Bitten wird vielmehr durch den lauten Ruf: „**Harri bol! Harri bol!**“ Gott erhöre uns! Gott erhöre uns! verdrängt, und man fährt fort ſeinen Mund mit Waſſer zu füllen, bis er endlich ſtirbt.

Es iſt unmöglich, genau anzugeben, welche Ausdehnung dieſe unmenſchliche Sitte, wodurch jedes beſſere Gefühl in der Bruſt des Hindu unterdrückt wird, erlangt hat. Viele Tauſende werden durch dieſe grauſame Handlung in jedem Jahre in Indien einem frühzeitigen Tode geweiht. Ein glaubhafter Zeuge berichtet, daß man beſonders in den höheren Ständen kaum Einem geſtattet, ruhig zu Hauſe zu ſterben. Ja man geht ſelbſt ſo weit, daß, wenn der Kranke, an dem bereits die Todesceremonie vollzogen iſt, nicht ſtirbt, er von ſeinen Verwandten und von ſeinem Volke für einen Verworfenen und Geächteten gehalten wird, was oft ſchwerer als der Tod zu tragen iſt, und er darf nie wieder nach ſeinem Hauſe zurückkehren.

Etwa 12 Meilen im Norden von Calcutta giebt es zwei Dörfer, welche von ſolchen Hinausgeſtoßenen bewohnt werden. Dieſe haben, weil ſie den unmenſchlichen Ritus am

Ganges zu ſterben überlebten und ihre Kaſte verloren, dort ihre Zuflucht genommen, wo ſie ſich untereinander verheirathen und mit den Arbeiten der niedrigſten Kaſte beſchäftigen.

Die Sitte die Leichen in den Ganges zu werfen, verurſacht eine recht große Unannehmlichkeit. Denn die Leichen, welche man in den Fluß vermittelſt angebundener Steine und Ziegel hineinſenkt, werden nach einigen Tagen, ſobald der Prozeß der Verweſung angefangen, leichter und kommen, wenn ſie ſich der Laſt, wodurch man ſie in der Tiefe erhielt, entledigt haben, auf die Oberfläche des Waſſers. Die Leichen werden dann von der Strömung ſchwimmend den Fluß hinuntergetrieben, bis ſie vielleicht am Ufer oder an einer Sandbank liegen bleiben, wo ſie von Raben, Weihen, Geiern, Hunden und Schakalen begierig verſchlungen werden, die knurrend, krächzend und kreiſchend die Skelette und verſtümmelten Glieder hin- und herziehen und bei dem ſchrecklichen Mahl um ihren Antheil kämpfen. Die Hindus ſind an dieſe Scenen ſo gewöhnt, daß ſie im Allgemeinen ſich nichts dabei denken. Nicht weit von einem ſolchen Fleck entfernt, kann man oft Menſchen beiderlei Geſchlechts ſehen, welche ſich im Fluſſe baden, lachen und ſcherzen, während Andere beten oder ſingen, ihre Kochgefäße ſcheuren, Kleider waſchen, ihren Mund und Zähne reinigen, das Waſſer trinken, ihre Gefäße damit anfüllen und für den häuslichen Gebrauch nach Hauſe tragen; denn ſie ſagen: „Der Ganges reinigt Alles.“ Jeden Tag ſieht man die Leichen auf dem Fluſſe hinunterſchwimmen, auf welchen Krähen und Weihen ſitzen, die herumpicken und davon zehren. Das merkwürdige bei dieſen Raubvögeln iſt, daß ſie, ſobald ſie eine Leiche finden, derſelben zuerſt die Augen aushacken.

In Calcutta werden die Leichen zwiſchen den Kähnen und Schiffen, die vor Anker liegen, von der Ebbe und Fluth hin- und hergetrieben. Die Zahl derſelben, die dort in den Hugly an jedem Tage hinein geworfen wird, iſt manchmal ſehr groß. Da die Leichen durch die Strömung und Biegung des Fluſſes oft an's Ufer geworfen werden und durch ihre ſchnelle Verweſung die Luft verpeſten und noch viele andere Unannehmlichkeiten hervorrufen, ſo hat die indiſche Regierung eine Polizeimannſchaft angeſtellt, die den ausdrücklichen Befehl hat alle Leichen, welche ſchwimmend gefunden werden, in die Tiefe zu verſenken.

Der Grund, warum die Hindus um das Schickſal der irdiſchen Ueberreſte ihrer Freunde und Verwandten ſich ſo wenig kümmern und gleichgültig zuſehen, wie die verſtümmelten Leichname ihrer Angehörigen, mit denen ſie verkehrten, wie ein gewöhnliches Aas von den Raubthieren und Raubvögeln herumgezerrt und verſchlungen werden, iſt hauptſächlich in ihrer Religion zu ſuchen. Obgleich die Hindus ſehr verderbt ſind, ſo haben ſie doch edlere und beſſere Gefühle. Es wird ihnen aber gelehrt, daß die Sünde ihren Urſprung und Sitz in den leiblichen Organen habe, und ſo lange die Seele mit der Materie in Verbindung ſteht, iſt ſie den Reizungen und Lockungen zur Sünde, der Täuſchung und dem Betruge ausgeſetzt, was ſie unfähig macht Wahres und Falſches, Gutes und Böſes von einander zu unterſcheiden. Und da der Leib als das größte Hinderniß für die Befreiung der Seele von Irrthum und Sünde angeſehen wird, ſo hält man ſeine gänzliche Vernichtung für kein Uebel, ſondern für eine Wohlthat.

10. Die Seelenwanderung.

Die Hindus glauben, daß die Seele unsterblich und unzerstörbar ist, doch ist sie dies nicht als ein Einzelwesen, welche das Selbstbewußtsein der Persönlichkeit hat, sondern als ein ergänzender Theil des göttlichen Wesens, welches das Weltall erfüllt. Von der Auferstehung des Leibes aber, und daß die Seele denselben wieder beleben werde, haben sie keine Idee, sondern sie nehmen nur an, daß die Seele, ehe sie von jenem das Weltall erfüllenden Wesen wieder aufgenommen wird, durch viele tausend Menschen- oder Thier-Körper zu wandern habe.

Der Glaube an eine Seelenwanderung, nämlich, daß die Seele nach dem Tode in andere Körper übergeht, ist unter den Hindus ganz allgemein und wird sowohl in den Veda's als andern heiligen Büchern gelehrt. Der Tod ist in ihren Augen weiter nichts, als daß die Seele ihre äußere Gestalt abwirft, wie der Schmetterling seine Flügel, um eine andere anzunehmen, dieselbe mag ihr angenehm sein oder nicht, welche aber ebenfalls nur vorübergehend ist. Die Seele des Menschen kann bei der nächsten Geburt in irgend ein Thier oder in einen andern Gegenstand übergehen, oder auch wieder als Mensch erscheinen.

Die Hindus glauben, daß die Seele des Menschen, welche von Gott ausgegangen ist, in ihn zuletzt auch wieder aufgehe. Abgefallen von Gott, ist sie auf diese Erde verbannt, damit sie in diesem Prüfungsstande geläutert und der Erneuerung fähig werde. Die körperliche Gestalt, sagen sie, ist nicht der Anfang des Daseins der Seele, ebenso ist die Auflösung derselben nicht das Ende ihres Bestehens; denn sie lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Des Menschen Leben

im Körper ſei eine Strafe, die er in einem früheren Daſein verſchuldet habe. Der Körper dient der Seele nur zum einſtweiligen Aufenthalt, denn ſie iſt genöthigt fortwährend ihre Wohnung zu wechſeln und muß zu ihrer Reinigung und Läuterung eine Wanderung durch verſchiedene Thier-, Pflanzen- und Mineral-Körper antreten, ehe ſie die höchſte Seligkeit genießt. Das Streben der Seele iſt nach Wiedervereinigung mit Brahm, dem höchſten Geiſte, mit dem ſie zuletzt auch wieder Eins wird, wie das Waſſer eines zerbrochenen Gefäßes mit dem Meere. Der Zweck, warum die Seele durch viele tauſend Geſtalten während der Dauer des gegenwärtigen Weltalls zu wandern hat, iſt, damit ſie dadurch ihre Schuld büße. Die Götter ſind einer ſolchen Seelenwanderung nicht unterworfen; ſie ſind frei von der Abſorption und genießen die höchſte Seligkeit.

Die Hindus, die wie andere Völker in dem zukünftigen Leben verſchiedene Grade von Belohnung und Strafe annehmen, glauben, daß es drei Grade der zukünftigen Seligkeit giebt. Der erſte Grad der Seligkeit, meinen ſie, beſtehe darin, wenn die Seele findet, daß ſie in der nächſten Geburt in Folge eines erlangten Verdienſtes in der vorhergehenden, eine Stufe höher geſtiegen iſt. Dieſe Seligkeit iſt aber nur von kurzer Dauer. Denn eine Begehungs- oder Unterlaſſungsſünde kann die Seele aus dem höheren Zuſtande bei der nächſten Wanderung in einen niederen verſetzen.

Der zweite Grad der zukünftigen Seligkeit beſteht in dem Genuß von ſinnlichen Vergnügungen, und daß die Seele gewürdigt wird, ſich in dem Himmel des einen oder des andern Gottes, auf kürzere oder längere Zeit, aufzuhalten. Der niedrigſte Himmel iſt der des Indra und der höchſte der

des Brahma. Sobald der Schatz des Verdienstes erschöpft ist, muß die Seele wieder auf die niedere Welt herabsteigen und durch eine neue Reihe von Gestalten wandern.

Der höchste Grad der zukünftigen Seligkeit wird von dem Hindu „das höchste Gut", die ewige Seligkeit genannt. Diese Seligkeit indessen besteht aber nicht in der Thätigkeit, sondern in der Ruhe, nicht in dem persönlichen, selbstbewußten Genuß des Großen, Schönen und Erhabenen, sondern vielmehr nur in der Befreiung von Schmerz und Leiden. Sein Ziel ist, daß die Seele von der Materie befreit in das Wesen des Brahm, den höchsten Geist, aufgeht und von ihm völlig absorbirt wird, weil sie dann nicht nöthig hat auf der Erde wieder zu erscheinen, sondern während der Dauer des gegenwärtigen Weltalls in Brahm eine bewußtlose Ruhe genießt.

Was die Gottlosen anbetrifft, so sinken diese bei der nächsten Geburt auf eine tiefere Stufe, die Gottloseren werden zu einer oder zur andern von den unzähligen Höllen gesandt, oder sie werden genöthigt auf Erden in einer thierischen, vegetabilischen, oder mineralischen Form zu erscheinen, ehe sie eine menschliche Gestalt annehmen dürfen; die Gottlosesten dagegen sind dazu verurtheilt, das Weh und Elend der Vernichtung zu erfahren, bis zur Zeit der Auflösung aller Dinge. Darüber wird in den Veda's und Schaster's Folgendes gelehrt: „Wer Gold stiehlt, welches einem Brahmanen gehört, wird in der nächsten Geburt Nagelgeschwüre an den Fingern bekommen; derjenige, welcher geistige Getränke trinkt, wird schwarze Zähne erhalten; wer einen Andern verläumdet, dessen Athem wird stinken; wer ohne Erlaubniß die Veda's liest, wird stumm sein; wer Kleider stiehlt, wird ein Aussätziger werden. Wegen des Diebstahls

eines Pferdes wird der Menſch in der nächſten Geburt lahm geboren, und wegen des Diebſtahls einer Lampe blind werden. Für andere Vergehungen ſind andere entſprechende Strafen beſtimmt.

Was die Gottloſeſten anbetrifft, ſo müſſen ſie zuerſt viele Höllen durchwandern und die Strafen ihrer Vergehungen büßen, ehe ſie wieder in irdiſche Körper verſetzt werden. Mit Weinen, Wehklagen und Geſchrei werden ſie nach dem Palaſt des Dſcham „des Pluto", dem Könige und Richter der Unterwelt, hingeſchleppt. Das Urtheil wird dann über ſie gefällt, und nach der Natur ihrer ungeſühnten Verbrechen müſſen ſie ſich verſchiedener Strafen unterziehen. Einige werden wilden Thieren preisgegeben, und von Elephanten angefallen; Andere werden von fürchterlichen Geſpenſtern und Kobolden geplagt; wiederum müſſen Andere eine ſchreckliche Hitze oder Kälte ertragen; oder ſie werden mit Pfeilen durchbohrt, mit Keulen geſchlagen, und auf andere Weiſe gemartert.

Die Hindus glauben, daß vor Dſcham jede Seele nach dem Tode zu erſcheinen habe. Sie ſagen, daß ſich dem Sterbenden zwei Diener des Dſcham und ein Diener des Wiſchnu nahen. Iſt der Sterbende ein treuer Verehrer ſeines Gottes geweſen, ſo bringt der Diener des Wiſchnu ſeine Seele auf einen ſehr ſchönen Wagen in den Himmel, war er aber ein Sünder, ſo führen ihn die Diener des Dſcham hinab nach der Hölle. Dſcham vernimmt von ſeinem Schreiber Alles, was der Verſtorbene gethan hat, denn dieſer kennt die Thaten eines jeden Erdenbewohners. Der Verſtorbene wird zunächſt wieder zur Erde geſchickt um dort als ein Dämon zehn Tage herumzuſchwärmen und empfängt darauf ſein Endurtheil. Daher geſchieht es, daß die

Hindus die erſten zehn Tage nach dem Tode eines Verwandten von allen Speiſen, welche ſie genießen wollen, einen Theil davon den Krähen vorſetzen, in der Meinung, daß durch dieſe Vögel die herumſtreifende Seele des Verſtorbenen Nahrung erhalte.

Was die Freuden der Frommen im Himmel, und die Qualen der Gottloſen in der Hölle anbetrifft, ſo nimmt das Volk an, daß Beides nicht ewig iſt. Keine ſchuldbeladene Seele kann den Gedanken der ewigen Höllenſtrafen ertragen. Dies iſt ohne Zweifel auch die Urſache, warum unter den Hindus in der Lehre von der Seelenwanderung der Glaube an das Fegefeuer, welcher in den Schaſter's gelehrt wird, aufgekommen iſt. Die Qualen einer Seele ſollen von etlichen bis zu Millionen Jahren dauern, doch zuletzt haben ſie ein Ende. Denn ſobald die Schuld gebüßt iſt, erſcheint die Seele auf Erden in einer mineraliſchen, vegetabiliſchen und thieriſchen Form, bis ſie endlich die menſchliche Geſtalt annimmt, von Stufe zu Stufe höher ſteigt, und am Ende zum Aufenthalt im Himmel des einen oder des andern Gottes gewürdigt wird. Mit jeder Seele kann es dahin kommen, ausgenommen ſie iſt ſchon in Gott aufgegangen, daß ſie während der vielen Millionen von Jahren, welche die Dauer dieſes Weltalls ausmachen, entweder zu dem Range der Fürſten und Weiſen erhoben, oder zu den Geſtalten der kriechenden Thiere und anderer unheimlichen Weſen erniedrigt wird, und daß ſie abwechſelnd die ſinnlichen Freuden des Hindu-Paradieſes genießt oder die Qualen der Hölle erduldet. Doch ſobald der Tag der Auflöſung aller Dinge gekommen iſt, dann werden alle Seelen, ſie mögen im Himmel, auf Erden oder in der Hölle ſein, und ebenſo alle Welten in dem großen Himmelsraume, mit Allem was dar-

auf iſt, in das Weſen des höchſten Geiſtes aufgenommen und von ihm gänzlich abſorbirt. Aber auch dann erhält die Seele noch keine ewige Ruhe. Denn nachdem Millionen von Jahren vergangen ſind, wo ſie ſich in dem Zuſtande der Bewußtloſigkeit befindet, erwacht zuletzt Brahm und ruft auf's Neue das Weltall in's Daſein. Dann gehen dieſelben Seelen aus ihm wieder hervor mit dem ihnen eigenthümlichen Gepräge ihres Charakters, welches mit den Anlagen ihres früheren Zuſtandes in Verbindung ſteht, und ſie haben ſich wiederum einem endloſen Kreiſe von Verwandlungen, Wanderungen und Geburten zu unterziehen. So iſt es mit allen Seelen ſchon von Ewigkeit her geweſen, und ſo wird es auch bleiben in alle Ewigkeit.

Der Glaube an eine Seelenwanderung übt auf das Volk einen höchſt nachtheiligen Einfluß aus. Denn obgleich die Hindus von Natur mild und geſellig ſind, und zu ihren Freunden und Verwandten Liebe und Zuneigung offenbaren, ſo zeigen ſie doch dadurch, daß ihnen von Jugend auf falſche Anſichten beigebracht werden, im Allgemeinen eine große Kälte und Gleichgültigkeit gegen den Tod, und ſind unbekümmert um das Leiden und das Leben des Nächſten, ja ſelbſt gegen das Elend der Mitglieder ihrer eignen Familie, wenn ſie auch gegen dieſelben keine Feindſchaft haben. Es geſchieht ihrerſeits wenig oder gar nichts für die Armen, Kranken, Krüppel, Blinden und andere unglücklichen Perſonen. Es werden für ſie keine Armen- und Krankenhäuſer und andere wohlthätige Anſtalten erbaut, indem man dieſe Elenden in Folge von Vergehen einer früheren Geburt jetzt zu leiden für ſchuldig hält. Man ſieht es für kein Verdienſt an, ihnen eine Erleichterung zu verſchaffen. Gebunden durch die Ketten ihrer eignen Sünde müſſen ſie das Loos, welches ihnen

das Schickſal auferlegt hat, tragen und dürfen nicht eher auf Befreiung rechnen, bis ſie die Strafe ihrer Uebertretung vollſtändig gebüßt haben.

Der Gedanke an Buße und Umkehr zu Gott, um die traurigen Folgen der Sünde abzuwenden, kommt den Hindus nicht in den Sinn, denn ſie wiſſen nicht, daß Gott gnädig, geduldig und von großer Güte iſt, und daß er keinen Gefallen hat am Tode des Sünders, ſondern, daß ſich der Gottloſe bekehre von ſeinem Weſen und lebe. Sie halten es auch für ganz unnütz ihre Sünden Gott zu bekennen und auf ſeine Gnade und Barmherzigkeit zu hoffen, denn ſie denken, da ſie an das Schickſal und die Seelenwanderung glauben, daß die Strafen der Sünden einer früheren Geburt erduldet werden müſſen.

Was Einem in Indien auffällt iſt, daß die Hindus, welche unbekümmert über das Elend ihrer Mitmenſchen ſind, ein außerordentliches Mitgefühl und große Barmherzigkeit gegen Thiere offenbaren, indem ſie ſagen „**Dschiu daya bhara dharm hai,**“ d. h. Barmherzigkeit gegen Thiere iſt eine große Gerechtigkeit. Es hängt dies theils mit ihrer Lehre von der Seelenwanderung, nach der in irgend einem der Thiere die Seele eines ihrer Verwandten ſein kann, theils mit einer andern Anſicht zuſammen. Jede Verletzung eines Inſekts oder einer Blume erſcheint nämlich dem Hindu als ein Vergehen gegen die Gottheit, während er auf der andern Seite oft ſelbſt die grauſamſte Behandlung der Seinigen oder auch ſeines eignen Leibes bei ſeinen Büßungen für kein Unrecht hält, weil er den Sitz des Böſen in der Materie ſucht. Es giebt Tauſende, die keine Sünde anerkennen wollen, aber es ſich zur großen Sünde anrechnen, wenn ſie aus Verſehen etwas Lebendiges getödtet haben, wenn es

auch nur ein Inſekt wäre, denn das Lebensprincip iſt dem Hindu das Heiligſte.

Es giebt Hindu-Heilige, welche die Thiere nicht allein gut mit Futter verſorgen, ſondern auch weder im Hauſe noch ſonſt wo ein Feuer oder Licht anzünden, welche die Kleider nicht waſchen und keine Schuhe tragen, damit nicht unvermuthet ein Inſekt oder ein anderes kleines Thier getödtet werde. Oft begegnet man auf den Straßen und Märkten der Stadt auch ſolchen Perſonen, die nie ausgehen, ohne ein Tuch vor den Mund gebunden zu haben, damit nicht etwa ein Inſekt in den Mund oder die Naſe fliege und auf dieſe Weiſe ſeinen Tod finde. Wenn die Hindus beabſichtigen ihr Eſſen zu kochen, ſo kehren ſie vorher den Platz recht ſorgfälig, damit kein Würmchen oder Inſekt verbrannt werde. Ein ſo großes Gewiſſen ſie ſich aber auch daraus machen, daß nicht das geringſte Würmchen getödtet werde, damit ſie nicht ihre Seligkeit verlieren, ſo laſſen ſie doch das Wichtigſte im Geſetz, die Liebe zum Nächſten, dahinten.

11. Der indiſche Pantheismus.

Die Religion der Hindus iſt Brahmaismus, derſelbe zerfällt aber in den Pantheismus und in den Polytheismus. Erſterer iſt mehr die Religion der Gebildeten, letzterer dagegen die Religion des Volkes. Der Pantheismus iſt der Glaube, daß die Welt oder das Weltall Gott, oder Gott die Welt iſt, und der Polytheismus iſt der Glaube an eine Vielgötterei. Die Anhänger des einen oder andern Glaubens finden ihren Mittelpunkt in dem Glauben, daß es einen großen Weltgeiſt giebt, der die Quelle

und der Beſtand aller vernünftigen und unvernünftigen Geſchöpfe, der ſichtbaren und unſichtbaren Dinge iſt.

Die Hindus haben ebenſo, wie andere Völker, ihre Religionsbücher, aus denen ſie ſich über Gott, ſein Weſen und ſeine Werke eine Kenntniß zu verſchaffen ſuchen. Es ſind dies die vier Veda's, die ſechs Schaſters und die achtzehn Purâ'n's. Von dieſen werden die vier Veda's als die älteſten religiöſen Urkunden, deren Entſtehung man in das 14. Jahrhundert vor Chriſtus, ja in eine noch frühere Zeit verlegt, am heiligſten gehalten. Man glaubt, daß ſie unmittelbar von Brahma's, des höchſten Gottes, Lippen floſſen. Das Wort Veda bedeutet Wiſſen, überhaupt alles Geoffenbarte. Auf die Veda's gründet ſich die Religion, die Geſetzgebung und die Literatur der Indier. Die ſechs Schaſter's, deren Entſtehung man in's 12. Jahrhundert vor Chriſtus ſetzt, enthalten die Geſetze Manu's, eines Enkels Brahma's, die der Hindu ebenfalls als göttlich anerkennt. Es finden ſich darin verſchiedene Vorſchriften von den Pflichten des Menſchen gegen Gott und ſeinen Nächſten. Was endlich die achtzehn Purâ'n's anbetrifft, von denen einige älteren, andere neueren Urſprungs ſind und theils dem Heiligen Kriſchna Diwipayâna Vyaſa, theils dem Heiligen Valmiki zugeſchrieben werden, ſo geben uns dieſe einen Aufſchluß über den Götzendienſt, wie er ſich noch jetzt in Indien vorfindet.

Der Glaube an Einen Gott, der durch ſein allmächtiges Wort Himmel und Erde ſchuf und nach ſeiner Weisheit und Liebe Alles leitet und regiert, iſt unter den Hindus gänzlich verloren gegangen. Sie wiſſen keinen Unterſchied zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpf zu machen, ſondern verwechſeln beides mit einander; ſie ſehen Gott und

die Welt als ein und daſſelbe an. Die Hindus nennen das körperloſe Urweſen Brahm, d. i. das Große, auch Parra-brahm, d. i. das Urgroße, das höchſte Weſen. Es heißt auch das Unerſchaffene, das durch ſich ſelbſt Seiende, und wird niemals bildlich dargeſtellt. Brahm wird in den Veda's ausdrücklich nicht nur einer, ſondern der Eine genannt. Die Hindus wollen aber mit dieſem Ausſpruch nicht etwa ihren Glauben an das Daſein Eines Gottes ausdrücken, wie es Etliche gemeint haben, und die Möglichkeit des Beſtehens eines andern Gottes weder neben ihm, noch unter ihm, oder gar über ihm ausſchließen, ſondern einfach damit ſagen, daß er das einzige Weſen in dem ganzen Weltall iſt; denn ſein Sein, ſchließt ſowohl das Daſein jedes andern Gottes, als auch jedes andern Weſens aus. Da der Glaube an Brahm nicht das Bekenntniß an das Daſein Eines Gottes ausdrückt, ſo duldet der Hinduismus nicht nur den Götzendienſt, ſondern er ſchärft ihn ſogar ein. Deshalb finden wir, daß die Meiſten von denen, welche bekennen, daß Brahm das höchſte Weſen iſt, alle äußeren Ceremonien und Gebräuche, welche mit dem groben Götzendienſt verbunden ſind, mitmachen, indem ſie ſagen: „Wir beten nicht den Götzen, ſondern Gott oder Brahm an, von dem der Götze nur ein Abbild iſt."

Brahm, erzählen die Hindus, zeigte ſich im Anfange in zwei Zuſtänden, von denen ſie den erſten Nirgun „ohne Eigenſchaften" den andern Sargun „mit Eigenſchaften" nennen, die aber in ihm nicht zu gleicher Zeit ſtattfanden, ſondern in einem langen Zwiſchenraum aufeinander folgten. Zuerſt, ſagen ſie, war er Nirgun. So zeigte ſich Gott, als das Weltall noch nicht geſchaffen war, und es kann daher von ihm keine Beſchreibung gegeben werden. Es ver-

hielt ſich damals mit ihm wie mit einem Schlafenden, von dem man mit Beſtimmtheit nicht ausſagen kann, ob er heilig oder unheilig, wahr oder falſch, mächtig oder ſchwach, weiſe oder unweiſe iſt. Brahm iſt ihnen in dieſem Zuſtande ein unendlich großes Nichts, der aber dennoch ein Daſein hat, und ſich im Genuſſe einer unausſprechlichen Seligkeit befindet, welche jedoch nicht poſitiver, ſondern negativer Natur iſt, die ſie mit einer ununterbrochenen Ruhe oder mit einem einförmigen, tiefen Schlafe, den ſelbſt kein Traum unterbricht, vergleichen. Nachdem aber Tauſende von Jahren vergangen waren, erwachte Brahm plötzlich aus ſeinem Schlafe, wurde auf einen Augenblick ſich ſeiner ſelbſt bewußt und unterbrach die Todtenſtille, indem er ſprach: „Brahm iſt", oder „Ich bin". Und mit dieſem Ausruf tritt er ſogleich in Thätigkeit und wird Sargun, oder ein Weſen mit Eigenſchaften. „Unzufrieden mit ſeiner Einſamkeit", ſagt die heilige Urkunde, „entſteht in ſeinem Gemüthe der Wunſch nach Zweiheit, und augenblicklich, obgleich er ſelbſt ohne Geſtalt iſt, denkt er ſich eine Geſtalt". Er ſieht die Welt im Geiſte und nachdem ſie nur einen Augenblick als ein unſichtbares Bild ohne eine entſprechende Wirklichkeit beſtanden, folgt dem inneren Verlangen der Seele ſchnell die Thätigkeit des Wollens, und das Urbild tritt in die Sichtbarkeit. Doch was geſchieht? Sobald das Weltall in's Daſein gerufen iſt, kehrt Brahm ſogleich in ſeine Ruhe wieder zurück; er entſagt ſeiner Wachſamkeit und allen ſeinen Eigenſchaften, indem er auf's Neue die Zeit der Thätigkeit mit der Zeit der Ruhe vertauſcht. Jenes urſprüngliche Verlangen nach einer Schöpfung, das in Brahm rege wurde, nennt der Hindu: „Maya" oder Täuſchung. Er denkt ſich dieſelbe einerſeits als eine göttliche, ſchöpferiſche Kraft, weil ſie die Grundurſache des Weltalls iſt,

andererſeits aber will er mit dieſem Wort auch ſagen, daß es kein wahres Daſein giebt und Alles, was der Menſch glaubt zu ſehen, weiter nichts als Täuſchung iſt. Brahm erfüllt und durchdringt Alles, ſagen die indiſchen Philoſophen oder Weltweiſen, und iſt eins mit der Welt nach dem Wort der Veda's: „Ich bin der Eine, ich will mich vervielfältigen!“ Wie aber Alles von ihm ausgegangen iſt, ſo kehrt Alles in ihn wieder zurück.

Dieſem Brahm „dem höchſten Weſen,“ in dem Alles ſeinen Urgrund hat, werden mit Beziehung auf ſeinen zweiten Zuſtand göttliche Eigenſchaften zugeſchrieben. Er iſt, ſagen die Hindus, allmächtig, allwiſſend, allgegenwärtig, ewig, unveränderlich, unſichtbar; ſein Geiſt in ſich ſelbſt verſchlungen iſt frei von aller Luſt und Begier, und er iſt der allein Selige. So ſchön aber auch dieſe Namen von den Eigenſchaften Gottes klingen mögen, ſo geben ſie uns doch nichts weniger als einen untrüglichen Beweis, daß die Hindus einen richtigen Begriff von Gott haben. Dies kann man oft wahrnehmen. Denn, wenn auch die herrlichen Ausdrücke davon Zeugniß geben, daß ſie einſt die Träger einer erhabenen Vorſtellung waren, ſo ſind ſie doch jetzt in dem Munde des Volks nur die ehrwürdigen Ueberreſte einer vergangenen, beſſeren Zeit, wo der Menſch ſeinen Gott und Schöpfer kannte.

Die Schöpfung der Welt, die durch Brahm in's Daſein gerufen ſein ſoll, wird zwar ſeinem Willen, als einer göttlichen, allmächtigen und ſchöpferiſchen Kraft zugeſchrieben, doch iſt ſie, wie die Hindus behaupten, weder eine Schöpfung aus Nichts, noch eine Organiſation der verſchiedenen Geſtalten aus einer ſchon vorhandenen Materie. Denn ſie ſagen: aus Nichts wird Nichts, und die indiſchen Gelehrten haben dieſen Grundſatz noch niemals angefochten.

Die Hauptlehre der Veda's, Schaſter's und Purân's iſt in dem wohlbekannten Ausſpruch enthalten: „Es giebt nur Einen Gott und außer ihm beſteht Nichts.“ Die Anhänger dieſes Glaubens ſind die Vedantiſten oder die Weltweiſen. Da aber die heiligen Urkunden, die Religionsbücher der Hindus, verſchieden aufgefaßt werden, ſo haben ſich unter den Gelehrten, die ſich klar zu machen ſuchen, wie die Materie aus dem Geiſt entſtanden iſt, drei Glaubensſyſteme gebildet. Darnach giebt es nun 1. einen geiſtigen Pantheismus, 2. einen materiellen oder realen Pantheismus, und 3. einen geiſtig-materiellen Pantheismus.

Diejenigen Vedantiſten, welche an einen geiſtigen Pantheismus glauben, ſagen, daß es kein wahres Daſein giebt; denn wir haben nur Ein Weſen und jenes Weſen iſt Brahm. Außer Brahm beſteht Nichts in der Welt. Was wir Schöpfung nennen, iſt nicht Wirklichkeit, ſondern nur Schein; es iſt Maya „Täuſchung“. Alles Aeußere, was wir mit unſeren Sinnen wahrnehmen, die Töne und Gerüche, die Berge und Thäler, die Seen und Flüſſe, die Wälder und Felder ſind nur Schein. Wir glauben, daß wir da ſind, aber wir beſtehen nicht: wir ſind Maya. Es iſt mit uns und mit der ganzen Schöpfung, wie mit einer Frau, welche in der Kühle am Abend vor der Thür ihres Hauſes mit ihrem Kinde in dem Schooße ſitzt. Sie ſchläft ein und träumt, daß ſie ihr Kind verloren habe; ſie läuft nach dem Polizeiamte und erkundigt ſich nach ihrem Kinde. Sie bietet Jedem Geld an, der ihr das Kind wiederbringt. Bei ihrem Suchen ſtolpert ſie und fällt. Nach vieler Angſt und vielen Thränen findet ſie ihr Kind und fängt ſich an zu freuen. Endlich erwacht ſie und findet ihr Kind auf ihrem Schooße

ſicher ſchlafend, und bemerkt erſt jetzt, daß das Ganze, was ſie für Wirklichkeit hielt, nur ein Traum — „Maya“ geweſen ſei. Ebenſo verhält es ſich mit uns. Brahm ſchläft und in ſeinem Schlafe ſieht er verſchiedene Bilder. Wir ſind dieſe Bilder. Wir glauben, daß wir außer Brahm ein Daſein haben, aber in der Wirklichkeit ſind wir's nicht, denn wir haben keine größere Wirklichkeit, als es die Frau in ihrem Traume hatte. Sobald Brahm erwacht, werden wir und Alles, was ſich unſern Sinnen darbietet, ſein, was wir in Wirklichkeit ſind, Maya, „Täuſchung“. Und wenn es uns auch ſcheint, daß er ſich in dieſem Zuſtande vervielfältigt hat, ſo bleibt er doch in Wahrheit der Eine; denn es iſt mit ihm, wie mit der Sonne, die ſich vielfältig abſpiegelt, aber dennoch nur Eine Sonne bleibt. Die Moral dieſes geiſtigen Pantheismus iſt: Es giebt keine Sünde und Heiligkeit; Beides iſt Maya, „Täuſchung.“ Laßt uns deshalb eſſen und trinken, denn morgen kann Brahm erwachen, und wir werden Alle Nichts ſein.

Andere Vedantiſten glauben an einen materiellen oder realen Pantheismus. Dieſe ſagen, daß das Weltall und Brahm Eins iſt, und alle Dinge, welche dazu gehören, aus ihm hervorgegangen und ein Theil ſeines Weſens ſind. Sie behaupten, geſtützt auf das Zeugniß ihrer heiligen Bücher, daß es zwar ein wirkliches Daſein giebt, aber das, was wir Schöpfung nennen, iſt nicht Schöpfung, ſondern nur eine Offenbarung des Brahm in verſchiedenen Geſtalten; was wir Materie nennen, iſt nicht Materie, ſondern derſelbe Brahm unter einer anderen Form, weil außer ihm Nichts beſteht. Wir ſehen zum Beiſpiel, daß das Waſſer in den Wolken, in der Luft und in den Dünſten vorhanden iſt; es iſt zum Theil unſichtbar, aber dennoch iſt es

Waſſer. Auch bemerken wir es in dem Schaum, in den Blaſen, im Regen, in den Flüſſen und Seen, deren Geſtalten von einander ganz verſchieden ſind. Ferner finden wir es auf den Bergen des Himalaya, in dem Schnee und Eis. Wer würde denken, daß Wolken und Eis von derſelben Beſchaffenheit ſind? Und doch iſt Beides Waſſer, nur unter einer anderen Geſtalt und Erſcheinung. So iſt es mit Gott. Die Materie iſt die Geſtalt des Eiſes, und der Geiſt und das Leben iſt die Form der Wolken und der Luft, beide ſind aber von gleicher Art. Geiſt und Materie ſind deshalb Brahm, aber unter einer verſchiedenen Offenbarung. Wie ſich aber in der Natur Eins aus dem Andern entwickelt, ſo iſt auch die Materie durch aufeinander folgende Einflüſſe aus Brahm entſtanden. Zuerſt ging aus Brahm, ſagen ſie, bei der Schöpfung der Verſtand hervor, aus dem Verſtande das Selbſtbewußtſein, aus dem Selbſtbewußtſein der Aether, aus dem Aether das Feuer, aus dem Feuer das Waſſer, aus dem Waſſer die Erde, und aus dieſer iſt alles Andere hervorgegangen; und bei dem Ende aller Dinge werden die verſchiedenen Elemente in derſelben Weiſe wieder verſchlungen werden, in welcher ſie ſich entwickelt haben, und Alles wird auf's Neue nur Gott ſein.

Brahm iſt die Quelle alles Daſeins. Aus ſeinem Weſen ſondert er durch ſeine Kraft unzählige Seelen und Geiſter ab, welche dazu beſtimmt ſind irdiſche, himmliſche und hölliſche Geſtalten anzunehmen. Darauf entſteht durch dieſelbe Kraft ein neuer Ausfluß, der durch das ihm mitgetheilte Lebensprincip den Keim zu einer neuen Entwickelung oder Ausdehnung enthält. So geht es fort, aber jeder ſpätere Ausfluß verliert immer mehr ſeine durchſcheinende Reinheit, welche das göttliche Weſen kenntlich macht. Je mehr

ſich dieſer Ausfluß von der Quelle entfernt, deſto dunkler und dichter wird er, bis dieſer zuletzt in die Materie aufgeht und am meiſten die weſentlichen und vorzüglichen Eigenſchaften des reinen Geiſtes verloren hat. So dunkel aber, grob und träge auch der entfernteſte Ausfluß ſein mag, dennoch bildet er keinen für ſich abgeſonderten und unabhängigen Beſtandtheil, ſondern iſt vielmehr die letzte Entwickelung und Geſtaltung des Weſens von Brahm. Alles, was ſich nun auf dieſe Weiſe aus Brahm entwickelt hat, iſt mit ihm wunderbar vereinigt, wie die Radien eines Kreiſes mit dem Mittelpunkt, und auch ſtets von ihm abhängig, wie die Strahlen des Lichtes von der Sonne. Die Frage aber, wie die ſichtbare Welt aus Brahm, oder wie die grobe Materie aus dem Geiſt entſtanden iſt, ſuchen ſie ſich dadurch klar zu machen, daß ſie annehmen, daß Brahm zu gleicher Zeit der Urheber und die Materie iſt, denn Urſache und Wirklichkeit iſt ihnen daſſelbe. Ebenſo wie ein Stück Zeug nicht weſentlich verſchieden iſt von dem Garn, wovon es gemacht iſt, ſo iſt auch das ſichtbare Weltall in ſeinem Weſen nicht verſchieden von Brahm, aus dem es hervorgegangen. Die Schaſters behaupten, daß die Wirklichkeit eher, als die wirkende Urſache da iſt: denn was nicht beſteht, kann durch keine wirkende Urſache ins Daſein gerufen werden. Wie z. B. der Reis in der Hülſe verborgen iſt, ehe man ihn davon befreit, die Milch in dem Euter, ehe man gemolken, das Oel in dem Samen, ehe man daſſelbe ausgepreßt hat, ſo ſind alle Eigenſchaften und Grundkräfte in Brahm verborgen und nicht entfaltet geweſen, bis er ſie aus freiem Willen durch ſeine Kraft hervorgerufen. Ferner wird geſagt: wie die Lotuspflanze ſich von Teich zu Teich ausbreitet, die Pflanzen aus der Erde hervorſprießen; die Haare aus dem Körper

wachſen, ſo iſt das Weltall aus dem Unveränderlichen entſtanden. Und wiederum heißt es: Blicke auf die Spinne und ihr Gewebe. Woraus beſteht das Letztere? Iſt es nicht ein ausgedehnter Theil aus dem Weſen der Spinne ſelbſt? Und iſt es nicht geſchehen durch die Anſtrengung und Kraft des kleinen Inſektes, welche es ausgezogen oder ausgeſponnen hat? So iſt die ganze Welt durch die Kraft des Brahm, aus ſeinem Weſen ausgezogen, ausgeſponnen und ausgebreitet.

Die Moral dieſes materiellen oder realen Pantheismus iſt, daß Licht und Finſterniß, Sünde und Heiligkeit, eins und daſſelbe ſind; es giebt kein perſönliches Weſen, kein freies Handeln, keinen freien Willen und deshalb auch keine Sünde. Von Belohnung und Strafe will man darum auch nichts wiſſen. Man findet bei den Perſonen, die dieſem Glaubensſyſtem anhängen, keine Erkenntniß der Sünde, kein Gefühl der Erlöſungsbedürftigkeit, und deshalb wollen ſie auch von einem Heiland, der für unſere Sünden genug gethan und uns die verlorene Gerechtigkeit wieder erworben hat, nichts wiſſen. Es iſt mit dieſen Leuten wenig anzufangen; ſie haben ſich durch ihre falſchen Trugſchlüſſe ſelbſt das Verderben bereitet.

Dann giebt es Pantheiſten, welche an einen geiſtig-materiellen Pantheismus glauben. Sehr viele Hindus, reich und arm, vornehm und gering, von dem Brahmanen bis zum Schuder ſind dieſer Anſicht zugethan. Dieſelben behaupten, daß Gott und die Seele Eins ſind, und Alles Brahm iſt. Er erfüllt und durchdringt Alles und hat ſich mit der Materie innig vereinigt, deshalb iſt alles Leben in Menſchen, Thieren oder Pflanzen Gott. Brahm iſt die Seele aller Kreaturen, und ein Jeder kann ſich anſehen und von ſich ausſagen: Ich bin Gott. Was die Schö-

pfung des Menſchen anbetrifft, ſo glauben ſie, daß ſein Leib aus den fünf Elementen: Erde, Waſſer, Feuer, Luft und Aether gebildet und ſeine Seele ein Ausfluß aus Gott iſt, von dem ſie nachher wieder aufgenommen werden wird. Einige ſagen, daß die Materie ewig und ein Theil von Gott iſt, Andere aber wiſſen nicht woher ſie ihr Daſein hat. Ganz allgemein hört man die Redensart, wenn man über Gott ſpricht: **Moh men, toh men, karg men, kambh men, sab ke ghat men, beape Rám**, d. h. Gott wohnt in mir, in dir, in dem Schwerte, in der Säule und in dem Herzen eines Jeden; oder ſie ſagen: **dscho ham men bolta hai, to Rám**, „dasjenige, welches in mir ſpricht, iſt Gott"; ebenſo hört man auch folgenden Ausſpruch: „Es giebt nur Einen Brahm und ſonſt Nichts." Jede Seele, ſagen ſie, iſt ein Theil des Brahm, wie ein Funke ein Theil des Feuers iſt. Das Verhältniß zwiſchen Beiden iſt aber nicht das eines Herrn und Dieners oder eines Herrſchers und Unterthans, ſondern das des Ganzen zum Theile. Der Seele wird deshalb, weil ſie vom ewigen Geiſt ausgegangen iſt, ein ewiges Daſein zugeſchrieben; ſie hat keinen Anfang und kein Ende, obgleich ſie als ein abgeſondertes Einzelweſen in der Zeit bei der Geburt in's Leben gerufen wird und bei dem Tode ihr Ende nimmt. Ihr Offenbarwerden in der Zeit iſt nicht eine Schöpfung, ſondern nur ein Ausfluß von dem ewigen Geiſte; ebenſo iſt ihr Verſchwinden von dem Schauplatze der Welt, nicht eine Vernichtung ihres Weſens, oder ein Zurückführen zum Nichts, ſondern nur ein Zurückfließen in ihre urſprüngliche Quelle; ſie beſteht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Denn die heilige Urkunde ſagt: Da ſie dem höchſten Weſen gleich ſteht, ſo nimmt ſie auch an ſeiner Unendlichkeit Theil. Einſt ſagte ein berühmter Vedantiſt: daß Brahm Al-

les in ſich begreift und in ihm ſtets dieſelbe Anzahl von Dingen vorhanden iſt, mag das Weltall geſchaffen oder ungeſchaffen ſein. Iſt das Letztere der Fall, ſo iſt Gott Alles; wenn das Erſtere, ſo hat ſich die Gottheit nur theilweiſe entfaltet oder durch verſchiedene Grade des Ausfluſſes entwickelt, welche die vielen Geſtalten und Ordnungen der geoffenbarten Natur darſtellen. Mit einem Worte, die Pantheiſten glauben: Alles iſt Gott, ſobald aber die Kraft des Ausfluſſes zu wirken aufhört, werden alle Weſen zu der Quelle, aus der ſie entſprungen ſind, zurückkehren und mit ihr wieder vereinigt werden; dann wird Gott wieder Alles in Allem ſein.

Der Hindu weiß nichts von einem Gott, der ſein Schöpfer und Vater iſt, der die ganze Welt durch ſein Allmachts-Wort aus Nichts in's Daſein gerufen hat und nach ſeiner Weisheit und Liebe alle Dinge regiert. Es hat der Pantheismus Gott den Herrſcher der Welt von ſeinem Throne geſtoßen und das Gewiſſen, die Stimme Gottes im Menſchen, zu betäuben gewußt; er hat den Menſchen nicht nur irre geführt, ſondern er veranlaßt ihn auch, jede Verantwortlichkeit von ſich abzuwälzen und ſeine Schuld auf Gott zu werfen, und in ſeiner Blindheit weiß er nicht einmal, daß er dem ewigen Verderben entgegen geht. Dem Pantheiſten iſt entweder Alles der Schöpfer, oder Alles das Geſchöpf, oder das Ganze iſt ein ewiges Etwas, was weder Schöpfer noch Geſchöpf iſt. Der wahre Chriſt dagegen, der ſich an Gottes Wort hält, worin ſich uns Gott am deutlichſten geoffenbart, hat über Gott und göttliche Dinge eine klarere, richtigere und deutlichere Vorſtellung, als der berühmteſte Philoſoph, der mit ſeinem Verſtande und mit ſeiner Einbildungskraft ſich erſt Alles mühſam zurecht legen muß, und doch oft eine ganz irrige Anſicht hat.

Es giebt in ganz Indien für Brahm, die höchste Gottheit, keinen Tempel. Das Volk betet ihn nicht an. Einige meinen, der Grund ist der, daß es unmöglich sei das höchste Wesen in Bildern darzustellen oder durch heilige Ceremonien zu verehren, indem es sich nicht mit der Vorstellung verträgt, für den Alles durchdringenden Geist einen Tempel zu erbauen. Die eigentliche Ursache ist aber wohl die, daß Brahm, obwohl er Gott ist, sich um seine Geschöpfe gar nicht bekümmert. Denn unter allen Eigenschaften, die ihm zugeschrieben werden, finden wir auch nicht an einer einzigen Stelle erwähnt, daß er barmherzig, gnädig, geduldig, von großer Gnade und Treue und ein Gott der Liebe ist. Da ihm diese göttlichen Vollkommenheiten fehlen, so kann eine solche Gottheit, die allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, ewig und unveränderlich ist, uns wohl mit Staunen und Bewunderung, aber niemals mit Dankbarkeit und Liebe erfüllen. Es ist deshalb dem Menschen unmöglich ein solches Wesen anzubeten, das die tiefen, religiösen Bedürfnisse seines Herzens nach Gnade und Vergebung der Sünden, nach Trost und Frieden, nicht stillt und befriedigt und ihn ganz kalt und leer läßt. Der grobe Götzendiener steht höher als der Pantheist: denn jener glaubt, daß der Götze, den er anbetet, entweder die Gottheit selbst, oder deren Wohnung ist, ihn sieht und hört, und im Stande ist ihm zu helfen, oder sich an ihm zu rächen; während dieser nur ein bloßes Gebilde seiner Phantasie hat, Alles und doch Nichts ist und sich daher in der Gefahr befindet, aus Hochmuth oder Verzweiflung zu Grunde zu gehen.

Es ist schmerzlich zu sehen, daß die Hindus und selbst die Gelehrtesten und Gebildetsten unter ihnen, die mit einem sehr scharfen und feinen Verstande begabt, alles ihres Nachden-

kens ungeachtet, in dem langen Zeitraum von dreitausend Jahren, zur Kenntniß des wahren Gottes noch nicht gekommen sind. Dies ist uns ein deutlicher Beweis, daß der Mensch der sich selbst überlassen und nur auf seine Vernunft beschränkt ist nach dem eingetretenen Abfall von Gott nicht im Stande ist, sich vom Geschöpf zum Schöpfer zu erheben, und durchaus einer göttlichen Offenbarung bedarf, wenn er den wahren Gott erkennen und nicht in der Blindheit und Verkehrtheit seines Herzens dahingehen soll.

12. Der Brahmaismus oder Polytheismus.

Der Polytheismus oder die Vielgötterei der Hindus hat ihren Mittelpunkt in Brahm, weshalb diese Lehre auch Brahmaismus genannt wird.

In keinem Lande hat der Götzendienst eine solche Höhe erreicht wie in Ostindien. Es ist dies ein Götzenland, wo man auf seine Götzen trotzt. Das Volk ist dort so begabt, wie wenige Völker auf der Erde, da sie sich aber für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere. (Röm. 1, 22. 23.)

Die Hindus beten lebendige und leblose Kreaturen, Menschen, Thiere, Fische, Bäume, Steine, Gewässer, Gestirne und viele Tausend andere Dinge an. Die Grundlage des groben Götzendienstes, den wir unter ihnen vorfinden, ist der Pantheismus. Jener entwickelte sich aus diesem, weil der Glaube, daß das ganze Weltall unmittelbar durch den Wil-

ken des Brahm, der Alles erfüllt und durchdringt und deshalb Alles Gott sei, für die große Masse des Volks zu einfach ist. Die indische Götterlehre ist nur eine gröbere Entwickelung des geistig materiellen Pantheismus, mit dem sie in der innigsten Verbindung steht und für die geringe Fassungskraft des Volkes berechnet ist. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die Lehre von der Vielgötterei sich unter den Hindus eine allgemeine Geltung verschafft hat. Das System des gegenwärtigen Götzendienstes ist hauptsächlich in den achtzehn Purân's enthalten.

Jeder Hindu oder grobe Götzendiener glaubt, wie der Vedantist, d. i. Philosoph oder Weltweise, der Anhänger des Pantheismus, daß es einen einigen, großen und ewigen Geist giebt, welcher ein unpersönliches Wesen ist. Er nennt dies Urwesen ebenfalls Brahm, d. i. das Große, auch Parabrahm, d. i. das Urgroße, das höchste Wesen. Dieser ist der Urquell alles Daseins, und hat sich durch Ausflüsse geoffenbart, bis er sich zuletzt in Menschen, dann in dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreich verkörperte. Wie aber von ihm alles ausgegangen ist, so kehrt zu ihm einst Alles zurück. Die Sonne ist ihm das Sinnbild dieses weltschaffenden Geistes, und das vollkommenste Abbild seines erhabenen Wesens. Er denkt sich Brahm, das Urwesen, in seinem ersten Zustande, wo er Nirgun d. h. ohne Eigenschaften war, wie wir's schon beim indischen Pantheismus kennen gelernt haben, als einen Schlafenden, von dem man nicht mit Bestimmtheit aussagen kann, wie er beschaffen ist. Sein zweiter Zustand, wo er Sargun, d. h. mit Eigenschaften war, oder mit andern Worten, wo aus dem großen Nichts nachher Etwas wurde, begann, sagen sie, als Brahm die Welt schaffen wollte, und sich seines Daseins bewußt wurde.

Die Welt entſtand, als in Brahm, Maya, „die Täuſchung“ ſich zu regen anfing, und er das Schöpferwort ſprach: „Ich bin der Eine, ich will mich vervielfältigen“. Da aber dem Hindu die Vorſtellung ganz fremd iſt, daß Gott die Welt durch ſein Schöpferwort, durch ſeinen bloßen Willen aus Nichts hervorgerufen hat, ſo glaubt er, daß Brahm, um ſeine Kraft zu äußern, körperliche Geſtalt annahm. Auf eine unbegreifliche Weiſe entſtanden aus ihm, dem unperſönlichen Weſen, drei Perſonen, nämlich: Brahma, Wiſchnu und Schiwa, welche urſprünglich in Einem Weſen vereinigt waren und von Einem Weſen abſtammen. Eine Stelle lautet in den Religionsbüchern alſo: Der große Eine offenbarte ſich als drei Götter, indem in einer Perſon drei Götter waren. Von Brahm dem Einen ſind dann durch Ausflüſſe noch andere Götter hervorgegangen, ſo daß ſich ihre Zahl jetzt auf 330 Millionen beläuft; aber die drei erſten Götter, welche unmittelbar aus dem höchſten Weſen entſprungen, ſind die größten unter ihnen, und bilden die Trimurti oder die heilige Dreieinigkeit der Hindus. Dieſe werden als Ein Körper mit drei Köpfen abgebildet.

Die große Zahl der Götter, ſucht der Hindu dadurch zu entſchuldigen, daß er ſagt: Wie es in einem Reiche unter einem Könige viele hohe und niedere Beamte giebt, und wir derſelben bedürfen, um durch ſie zum Fürſten zu gelangen, ſo iſt es auch im göttlichen Regimente. Da wir zu Gott als dem höchſten Weſen nicht unmittelbar Zutritt erhalten können, ſo gebrauchen wir die Untergötter, um durch ſie mit dem höchſten Gott in Verbindung zu treten. In der indiſchen Götterlehre treten nicht nur männliche, ſondern auch weibliche Gottheiten auf. Die drei oberſten Götter erhielten ihre Frauen dadurch, daß Brahm, das Urweſen, auch

eine weibliche Geſtalt annahm, welche ſich nachher in drei einzelne Perſonen theilte. Dieſe wurden dann die Frauen der Mitglieder der Dreieinigkeit, und zwar Saraswati wurde das Weib des Brahma, Latſchmi das Weib des Wiſchnu und Parwati das Weib des Schiwa. Was Brahm ſelbſt anbetrifft, ſo verfiel derſelbe, nachdem er für die Zukunft alle Anordnungen getroffen und das Regiment des Weltalls den drei oberſten Göttern übergeben hatte, und zwar dem Brahma die Schöpfung, Wiſchnu die Erhaltung und Schiwa die Zerſtörung, auf's Neue in den Zuſtand des Schlafes.

Brahma, dem die ſchöpferiſche Kraft anvertraut wurde, zeigte ſeine Thätigkeit darin, daß er ſeine bildende Kraft zur Hervorbringung des Weltalls auf etwas geiſtig Materielles, das vorher ſchon da war, ausübte. Durch ihn wurden die von Brahm entwickelten Urſtoffe in ein großes Welten-Ei, das Brahm ſelbſt durch die von ihm angenommene perſonificirte männliche und weibliche Geſtalt, Puruſch und Parakriti, erzeugte, niedergelegt. Brahm ging dann ſelbſt in der verkörperten Geſtalt des Brahma in das Ei hinein und ſaß dort, indem er die Urſtoffe belebte, ausdehnte und vereinigte, ein ganzes Schöpfungsjahr, oder vier tauſend dreihundert Millionen Sonnenjahre. Während dieſes ungeheuren Zeitraums ſchwamm das wunderbare Ei gleich einer Blaſe auf den Untiefen der Urgewäſſer, nahm zu an Größe und verbreitete einen Glanz wie tauſend Sonnen. Zuletzt wurde von Brahm die Schale des ungeheuern Eies geſprengt, und er kam unter einer neuen Geſtalt mit tauſend Köpfen, tauſend Augen und tauſend Armen hervor; mit ihm wurde zugleich das herrliche Weltall, mit Sonne, Mond und Sterne und Allem, was ſich unſeren Blicken darbietet, ſichtbar, indem

die niedergelegten Urſtoffe zur Reife gelangten, und ſich in der ſchönſten Harmonie vereinigten und entwickelten. Dies iſt der Grund, warum ſo häufig von dem Weltall als einer geoffenbarten Geſtalt des Brahm ſelbſt, des höchſten, unſichtbaren Geiſtes, die Rede iſt.

Zu dem Weltall rechnet der Hindu drei Welten nämlich: den Himmel, die Erde, und den Aether, der dazwiſchen iſt; bei einer genaueren Eintheilung nimmt er aber funfzehn an, ſieben über und ſieben unter der Erde. Die Welten, welche ſich über unſerer Erde befinden ſind mit herrlichen, leuchtenden Körpern geſchmückt und dienen zur Wohnung für Götter und Göttinnen, für Untergötter und Schutzgeiſter und zum Reinigungsort für die von Gott abgefallenen Weſen; dagegen iſt die Erde mit den ſieben Welten unter ihr zum Läuterungsort für alle Gottloſen beſtimmt, unter denen die Erde die achte und letzte Stufe der Strafe, der Läuterung und Prüfung iſt. Was die Schöpfung der Welt anbetrifft, ſo iſt dieſe nicht durch das ſchöpferiſche Wort des Brahma, ſondern erſt nach vielen vergeblichen Bemühungen und Anſtrengungen, worüber er ſogar vor Unmuth und Zorn zu weinen anfing, in's Daſein gerufen.

Brahma als Schöpfer, Herr der Götter und Weſen, wird in Menſchengeſtalt mit vier Köpfen oder Geſichtern, dem Sinnbild der Allwiſſenheit, und mit vier Händen, dem Sinnbild der Macht abgebildet. In der einen Hand hält er das Scepter, das Symbol der Herrſchaft, in der andern einen Ring oder Roſenkranz, als Symbol der Ewigkeit; in der dritten die Veda's als Symbol der Weisheit, und die vierte Hand iſt offen, um dadurch ſeine Bereitwilligkeit, daß er zum Geben und Helfen bereit ſei, anzuzeigen. Er ſteht den

vier Monaten des Frühlings vor, und als Repräſentant der Frühlingsſonne iſt ſeine Farbe roth. Seine Gattin Sarasswati iſt die Göttin der Weisheit und Beredſamkeit, die Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften und Erfinderin der Sanskrit-Sprache.

Wiſchnu, der auch den Namen Narayan führt, empfing die erhaltende Kraft. Er hat den Beruf, nachdem das Weltall geſchaffen, Alles zu durchdringen, zu bewahren und zu erhalten. Man bildet ihn ab entweder in ſeiner Thätigkeit auf dem Vogel Garur reitend, oder in ſeiner Ruhe auf der Lotusblume ſitzend. Man ſtellt ihn auch auf den Scheſchnag, einer tauſendköpfigen Schlange, liegend und ſchlafend dar, oder als bewegende Kraft, auf dem Waſſer fluthend, und als endloſe Ewigkeit den Fuß im Munde haltend. Er ſteht den vier Monaten des Sommers vor, und iſt Repräſentant der Sommerſonne. Da in dieſer Zeit der Himmel oft mit Wolken bedeckt iſt und Regengüſſe häufig ſind, ſo repräſentirt er auch die Elemente des Waſſers und der Luft. Ihm iſt die Lotusblume und die grüne Farbe geheiligt. Seine Gattin Latſchmi, iſt die Göttin des Glücks, des Segens und der Fruchtbarkeit. Man ſtellt ſie dar von Elephanten umgeben, wie dieſelben mit dem Rüſſel in Gefäßen Waſſer ſchöpfen und ſie beim Baden begießen.

Die Hindus reden von zehn Incarnationen, den Verkörperungen des Gottes Wiſchnu; neun derſelben ſind bereits erſchienen, und die zehnte wird noch erwartet. In der erſten Incarnation offenbarte ſich Wiſchnu als Fiſch um die vier im Meer verſunkenen Veda's, die zur Schöpfung der Welt nöthig waren, aufzuſuchen; in der zweiten zeigte er ſich als Schildkröte und nahm die Erde, die von der Laſt der Sünden zu ſehr beſchwert, unter-

gegangen war, auf ſeinen Rücken, und befeſtigte ſie; in der dritten erſchien er in Geſtalt eines Ebers, um die in's Waſſer geſunkene Erde wieder empor zu richten; in der vierten offenbarte er ſich halb Menſch halb Löwe, um einem ſeiner eifrigen Anbeter, der ſeiner Gottesfurcht wegen verfolgt und feſtgenommen wurde, Hülfe zu leiſten; in der fünften kam er als Zwerg zum König Bali, der ein großes Reich hatte und dabei ſo liberal war, daß er Jedem, der ihn um etwas bat, ſeine Bitte gewährte. Vor dem König ſtehend, bat er ihn um 3½ Schritte Land. Der König denkt, daß 3½ Zwergſchritte ſehr wenig ſind und gewährt es ihm. Darauf wird dieſer ſo groß und mit 3 Schritten hat er Himmel, Erde und Unterwelt für ſich. Wo, fragte er den König Bali weiter, ſoll ich nun den übrigen halben Schritt erhalten. Da ſagte Letzterer: Tritt auf meinen Rücken! Gerührt über das Betragen des Königs, gab er ihm ſein Reich wieder und gewährte dieſem noch die Bitte, ihm jeden Morgen als Bawan autar d. i. Zwergincarnation zu erſcheinen.

In der ſechſten Incarnation erſchien Wiſchnu als Parſuram, um den König Sahasarardſchun (den Tauſendarmigen), der dem König Parasram die Kambehnu, eine Kuh des Gottes Indra, die Alles giebt, was man bittet, geſtohlen hatte, zu erſchlagen und die geraubte Kuh dem rechtmäßigen Beſitzer wiederzugeben. In der ſiebenten zeigte er ſich in der Perſon des Ram, um den Rieſen Rawan, König der Inſel Ceylon, mit ſeinem Heere, welches alle böſe Geiſter waren, zu vernichten, und die zahlreichen Götter, welche er gefangen hielt, zu befreien.

Bei der achten Incarnation offenbarte ſich Wiſchnu in der Perſon des Kriſchna. Die Geſchichte dieſes Gottes

vier Monaten des Frühlings vor, und als Repräsentant der Frühlingssonne ist seine Farbe roth. Seine Gattin Saraswati ist die Göttin der Weisheit und Beredsamkeit, die Beschützerin der Künste und Wissenschaften und Erfinderin der Sanskrit-Sprache.

Wischnu, der auch den Namen Narayan führt, empfing die erhaltende Kraft. Er hat den Beruf, nachdem das Weltall geschaffen, Alles zu durchdringen, zu bewahren und zu erhalten. Man bildet ihn ab entweder in seiner Thätigkeit auf dem Vogel Garur reitend, oder in seiner Ruhe auf der Lotusblume sitzend. Man stellt ihn auch auf den Scheschnag, einer tausendköpfigen Schlange, liegend und schlafend dar, oder als bewegende Kraft, auf dem Wasser fluthend, und als endlose Ewigkeit den Fuß im Munde haltend. Er steht den vier Monaten des Sommers vor, und ist Repräsentant der Sommersonne. Da in dieser Zeit der Himmel oft mit Wolken bedeckt ist und Regengüsse häufig sind, so repräsentirt er auch die Elemente des Wassers und der Luft. Ihm ist die Lotusblume und die grüne Farbe geheiligt. Seine Gattin Latschmi, ist die Göttin des Glücks, des Segens und der Fruchtbarkeit. [illegible] dar von Elephanten umgeben, wie [illegible] in Gefäßen Wasser schöpfen und sie [illegible]

Die Hindus reden von zehn [illegible] Verkörperungen des Gottes [illegible] sind bereits erschienen. [illegible] In der ersten [illegible] Fisch um die [illegible] Schöpfung der [illegible] zweiten zeigte [illegible] Erde, die von [illegible]

gegangen war, auf seinen Rücken, und befestigte sie; in der dritten erschien er in Gestalt eines Ebers, um die in's Wasser gesunkene Erde wieder empor zu richten; in der vierten offenbarte er sich halb Mensch halb Löwe, um einem seiner eifrigen Anbeter, der seiner Gottesfurcht wegen verfolgt und festgenommen wurde, Hülfe zu leisten; in der fünften kam er als Zwerg zum König Wali, der ein großes Reich hatte und dabei so liberal war, daß er Jedem, der ihn um etwas bat, seine Bitte gewährte. Vor dem König stehend, bat er ihn um 3½ Schritte Land. Der König denkt, daß 3½ Zwergschritte sehr wenig sind und gewährt es ihm. Darauf wird dieser so groß und mit 3 Schritten hat er Himmel, Erde und Unterwelt für sich. Nun fragte er den König Wali weiter, soll ich nur den [illegible] halben Schritt erhalten. Da sagte Vaziere: [illegible]

[illegible]

hat in einigen Punkten Aehnlichkeit mit der von Chriſto, und Manche ſind geneigt ſie als eine Entſtellung der Geſchichte Chriſti anzunehmen, worauf auch der Name hinzudeuten ſcheint. Die Geburt des Kriſchna wurde durch eine Himmelsſtimme vorher verkündigt. Der Zweck ſeiner Erſcheinung auf Erden war einen Wütherich und böſen Geiſt in Menſchengeſtalt, den König Kans, der die Frommen und Heiligen, Brahmanen, Kühe, Götter und Fakire ſehr unterdrückte, zu tödten. Als Kriſchna geboren wurde, entſtand überall große Freude, Blumen wurden vom Himmel geſtreut und die Halbgötter und himmliſchen Muſikchöre ſtimmten einen Lobgeſang an. Kans, der erfahren hatte, daß ihm durch denſelben der Tod bevorſtehe, wurde bei der Nachricht von deſſen Geburt mit Furcht und Schrecken erfüllt und trachtete dem Kinde nach dem Leben, aber dieſes war durch die Gunſt der Götter, welche den Eltern durch ein Traumgeſicht davon Nachricht gaben, bereits in Sicherheit gebracht. Da der Wütherich des Kriſchna nicht mehr habhaft werden konnte, machte er ſeinem böſen Herzen dadurch Luft, daß er viele kleine Kinder, die zu deſſen Verwandtſchaft gehörten, umbringen ließ. Auch Wunder hat Kriſchna verrichtet, ſie zeigen aber nur von ſeiner Macht und nicht von ſeiner Liebe. Sein Leben iſt dagegen mit vielen Sünden befleckt.

Miſſionar Leupold von Benares fand das Bild des Kriſchna in einem alten indiſchen Tempel in folgender Weiſe dargeſtellt. Einmal erblickte man Kriſchna in der Geſtalt eines Mannes, den eine große Schlange umſchlingt und in die Ferſe ſticht, und dann ſieht man ihn, wie er ſich von der Schlange losgewunden hat, ihren Leib triumphirend in die Höhe hält und mit einem Fuße auf ihren Kopf tritt. Daraus geht offenbar hervor, daß die erſte Verhei-

ſung von Chriſto (1 Moſe 3, 15.) ſich ſelbſt unter den heidniſchen Völker Indiens fortgepflanzt hat.

In der neunten Incarnation erſchien Wiſchnu als der Reformator Buddha. Die Hindus ſagen, wenn Wiſchnu jetzt zum zehnten und letzten Mal am Ende dieſes ſündlichen Zeitalters ſich zeigen wird, dann wird er von einer Jungfrau aus der Brahmanenkaſte geboren werden, von Weſten her auf einem weißen Roß, mit einem zweiſchneidigen Schwert verſehen, kommen, jedes Unrecht und jeden Gottloſen vernichten, überall Recht und Gerechtigkeit ſtiften und ſein Reich allenthalben ausbreiten. Bis zu ſeiner Ankunft wird aber die Sünde und Ungerechtigkeit über alle Maßen zunehmen. Mit Rückſicht auf dieſe zehnte Incarnation, welche das Volk noch erwartet, hat der Miſſionar die ſchönſte Gelegenheit von Jeſu Chriſto dem Gottmenſchen, dem verheißenen Heiland, zu reden, und den Hindus die frohe Botſchaft zu verkündigen, daß er in die Welt gekommen iſt, die Sünder zu retten, und daß Alle, die an ihn glauben, ſelig werden ſollen.

Was Schiwa oder Schiu, die dritte Perſon in der indiſchen Dreieinigkeitslehre anbetrifft, ſo führt derſelbe auch den Namen Mahadeo d. i. großer Gott. Er erhielt von Brahm die zerſtörende Kraft, um das Amt der Rache auszuüben und eine Disorganiſation in der Geſtalt der Geſchöpfe herbeizuführen. Da er jedoch ſeine Kraft nicht zur Vernichtung des Weſens, ſondern nur zur Veränderung der Geſtalt gebraucht, ſo wird er auch häufig ein Gott der Erneuerung genannt. Schiwa iſt Richter über die Verſtorbenen, denen er mit dem Untergott Dſcham nach ihren Handlungen Seligkeit oder Verdammniß zuerkennt. Seine Reſidenz iſt der in der Hindu-Mythologie berühmte Berg Kailaſch

im Himalaya. Er ist umgeben von seligen Büßern und himmlischen Sängern und Tänzern.

Schiwa, der Gott der Zerstörung wird häufig mit drei Augen und acht Armen abgebildet, in welchen ein Schild, ein Schwert, ein Dreizack, der Ling (als Bild der Fortpflanzung und der Kraft), ein abgehauener Kopf und dergl. mehr sich befinden. Sein Reitthier ist ein Stier, das Symbol der fruchtbaren Kraft der Erde; sein Teppich ein Tigerfell, und sein Halsschmuck eine Schlange und eine Kette von Menschenschädeln, die bis zu den Füßen herabhängt. Sein Leib ist mit heiliger Asche beschmiert, die durch das Verbrennen des heiligen Kuhmistes oder des gewöhnlichen Holzes, das zum Opfern gebraucht ist, gewonnen wird. Aus seinem Scheitel entspringt der Ganges, dessen heiliges Wasser sich in die Ebene von Hindustan ergießt. Schiwa stellt sowohl die Sonne in ihrer höchsten Kraft und Hitze als auch das Feuer im Allgemeinen vor. Durch seine Verbindung mit der Göttin Bhawani (Natur) erzeugt und zerstört er Alles. Die Farbe des Schiwa ist schneeweiß und sein Symbol ein Triangel (△) die Flamme bezeichnend.

Seine Gattin ist die Berggöttin Parwatti, die auch den Namen Kali führt und eine sehr gräßliche Göttin ist. Sie ist die beständige Gefährtin des Schiwa und ebenso wie ihr Mann mit zerstörenden Waffen ausgerüstet. Ihr Götzenbild stellt eine schwarze Frau dar mit einem abscheulich grimmigen Gesicht, drei rothen, feurigen Augen, wovon eins an der Stirne funkelt, mit lang ausgestreckter Zunge, dicken Hängelippen, wild fliegenden, tief hinunter hängenden Haaren und vier Armen. In der einen Hand hält sie ein Schwert, in einer andern bei den Haaren das abgehauene, noch blutende Haupt eines Riesen, den sie im Kampfe erschlagen haben

ſoll; die dritte zeigt hinunter und deutet auf die Zerſtörung von welcher ſie umgeben iſt, und die vierte nach oben und weiſt auf die Wiedererneuerung der Natur durch eine neue Schöpfung hin. Ihre Bruſt, beide freien Hände, wie auch andere Theile ihres Körpers ſind mit Blut befleckt. Sie hat zu Ohrgehängen die Gerippe einiger unglücklichen Opfer ihrer Wuth, als Halsſchmuck eine Schnur von Hirnſchädeln und von den abgehaueuen Händen ihrer Feinde einen Gürtel um ihre Lenden. Fürwahr ein recht ſataniſches und ſchreckliches Bild.

Die Kali gilt vornehmlich als die Schutzgöttin der Thogs und Dakoits, einer berüchtigten Klaſſe von Menſchen, welche von Gewerbe Räuber und Mörder ſind. Dieſe gefürchteten Menſchen haben in den Eiſenbahuen, die jetzt auch in Indien eingeführt ſind, ein recht bequemes Transportmittel gefunden, um ſich weiter als je zuvor über das ganze Land zu verbreiten. Wer heute an einer Stelle einen Raubmord begangen hat, kann morgen ſchon hundert Meilen weit von derſelben ſein. Leider hat die engliſche Regierung kein Mittel in Händen, um dieſe Leute an ihrer Fahrt auf der Eiſenbahn zu verhindern.

Ein Sohn des Mahadeo mit Namen Ganes oder Ganeſch wird als Gott der Weisheit und des Reichthums angebetet. Man findet ihn bei allen Banquiers und Kaufleuten in einer Niſche in dem Geſchäftslocal aufgeſtellt. Er hat einen Elephantenkopf, vier Arme und einen ſtarken Leib. Die Hindus berichten über ſeinen Elephantenkopf Folgendes: Einſt machte Mahadeo eine große Reiſe und kehrte eines Tages von derſelben betrunken zurück. Es war gerade um die Zeit, wo ſein Weib ein Bad nahm. Ihr Sohn hatte Befehl keinen Fremden in's Haus zu laſſen. Ganeſch

verweigerte seinem Vater den Eintritt, weil er ihn nicht erkannt hatte. Darüber wurde Mahadeo so entrüstet, daß er sein Schwert zog und seinem Sohne, den er ebenfalls nicht kannte, den Kopf abschlug. Als er darauf in das Haus trat, erfuhr er von seinem Weibe, daß der Mann, dem er den Kopf abgeschlagen, sein eigener Sohn sei. Darüber wurde er untröstlich und erzählte, was er gethan, in der Versammlung der Götter. Diese ertheilten ihm den Rath, nach dem Walde zu gehen und dem ersten Wesen, dem er begegnete, den Kopf abzuhauen und denselben auf den Rumpf seines Sohnes zu setzen. Mahadeo begab sich darauf auf den Weg, traf einen Elephanten an, dem er sogleich mit seinem Schwerte den Kopf abschlug und diesen auf den Rumpf seines Sohnes setzte.

Nach den drei obersten Göttern kommen acht Untergötter als Welthüter, von denen Indra der Gott des niedrigsten Himmels ist. Ihnen folgen die übrigen Götter und Geister. So verschieden auch die Namen, die Gestalten, die Kräfte und die Thätigkeiten der Hindu-Gottheiten sein mögen, so giebt es doch nicht viele Götter, sondern nur Einen Gott, nicht viele unzusammenhängende, unabhängige Persönlichkeiten, sondern nur viele personificirte Gestalten der Einen Gottheit, indem der Eine in Viele übergegangen ist. Der Hindu hält aber die mannigfaltigen Offenbarungen der einen Gottheit in geistiger, menschlicher und thierischer Gestalt für keine Entartung derselben, denn er glaubt, daß sie ebenso wenig wie die Luft, die Alles durchdringt, durch Etwas befleckt werden kann.

Außer den Haupt- und Untergöttern halten die Hindus auch die Brahmanen für Götter. Sie sind die sichtbaren Stellvertreter des Brahma in menschlicher Gestalt und

die einzigen Ausleger der Veda's, durch die Brahma seinen Willen den Menschen kund gethan hat. Er hat ihnen das Recht gegeben die Angelegenheiten der Menschen in solcher Weise zu ordnen, wie sie es am besten finden. Die Hindus glauben, es sei das größte Verdienst den Brahmanen Opfergaben zu spenden. Auch sagen sie, daß wer nur einen Schluck von dem Wasser trinkt, worin einer von ihnen seine Füße gewaschen oder auch nur mit seiner großen Zehe berührt hat, oder wer auf seinem Haupte die Dinge trägt, die mit dem Fuße des Brahmanen in Berührung gekommen, der wird von all' seinen Sünden befreit; und wer um den Brahmanen geht und ihn anbetet, erhält das Verdienst, als wenn er eine Pilgerfahrt um die ganze Welt gemacht hätte.

Mit dem Brahmaismus in Indien steht auch der Naturdienst im innigsten Zusammenhange. Dem Hindu geht die ganze Natur, die zu seinem Dienst geschaffen ist, in die Gottheit auf. Er verehrt nicht nur Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Luft und Wasser, sondern auch Stiere, Kühe, Affen, Hunde, Pfauen und Fische, Bäume, Sträucher, Muscheln, Steine und viele andere Dinge. Von den Malabaren an der Westküste Ostindiens werden die Schlangen göttlich verehrt. In Surate ist ein Hospital für kranke Thiere, für Pferde, Ochsen, Kameele, Affen u. dergl. errichtet. Ja es giebt sogar ein Zimmer für Insekten, Flöhe, Wanzen und Läuse, und es sollen arme Leute eigens bezahlt werden, um sich von diesen Thieren Blut aussaugen zu lassen.

Unter allen Thieren wird ganz besonders die Kuh, weil sie die Gottheit Erde repräsentirt, heilig gehalten. Sie wird vom Volke hoch verehrt. Das Tödten einer Kuh zog früher die Todesstrafe nach sich. Es giebt ein heiliges Buch in Indien von den Tugenden und von den Verdiensten

der Kuh. Wenn die Leute schwören, so fassen sie den Schwanz dieses Thieres an, und wenn sie dem Tode nahe sind, so ergreifen sie denselben, damit ihre Seele bei der nächsten Wanderung in eine Kuh übergehe, denn die Kuh wird bei der Seelenwanderung als das letzte Thier vor dem Menschen gedacht. Wenn eine Kuh ihr Bein bricht, oder sonst einen großen Schaden nimmt, so wird ein Hindu sie eher in ihrem Schmerz umkommen lassen, als daß er sie einem Muhammedaner zum Schlachten verkaufen sollte.

Aus dem Pflanzenreiche wird vornehmlich der Pipal oder indische Feigenbaum hoch verehrt. Frauen pflegen um denselben herumzugehen, ihre Gebete herzumurmeln und dem Baume heiliges Wasser, Blumen und Reis zu opfern. Am Stamme desselben sieht man nicht selten Götzenbilder, hauptsächlich das des Schiwa aufgestellt.

Am tiefsten zeigt sich aber der Abfall der Hindus darin, daß sie das Werk ihrer eigenen Hände anbeten. Jeder verehrt die heiligen Bücher, Kaufleute ihren Laden, Schreiber ihre Feder und ihr Tintenfaß, Handwerker und Bauern ihr Geräthe, Schiffer und Fischer ihre Fahrzeuge und Netze; Soldaten beten ihre Waffen an, um glücklich in ihrem Berufe zu sein, Braut und Bräutigam den hölzernen Mörser und die hölzerne Mörserkeule, womit man den Reis stampft, um ihn von seiner Hülse zu befreien. Dazu kommt nun noch das große Heer von Götzen aus Holz, Thon, Stein und verschiedenem Metall verfertigt, denen man göttliche Verehrung beweist. Diese Götzen sind von verschiedener Größe. Manche von ihnen sehen recht abscheulich und gräßlich aus und erfüllen das Gemüth des Fremdlings mit Grauen, Entsetzen und Widerwillen, nie aber mit heiliger Ehrfurcht und Andacht. Man muß staunen, daß es Satan gelungen

iſt, ſolche abſcheuliche, fürchterliche und ſonderbare Geſtalten Millionen von Hindus, die mit ſo viel Verſtand begabt ſind, zum Gegenſtand der tiefſten Anbetung zu machen.

Es giebt Götter der Weisheit und der Thorheit, des Krieges und des Friedens, des Guten und des Böſen, der Freude, des Zorns und der Grauſamkeit, welche nach dem Blute ihrer Opfer dürſten. Die Tugenden und Laſter der Menſchen, jeder Stand und Beruf, jede Sekte, die Elemente der Natur und die verſchiedenen Jahreszeiten, kurz, Alles hat ſeinen Schutzgott.

In der Götterlehre der Hindus findet ſich Lüge, Irrthum und Thorheit mit der Wahrheit auf wunderbare Weiſe vermiſcht. Die Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes iſt unter ihnen gänzlich verloren gegangen. Die Hindus bemühen ſich noch immer vergeblich den wahren Gott kennen zu lernen, obgleich er ſich an ihnen nicht unbezeugt gelaſſen hat, ihnen viel Gutes gethan, vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben und ihre Herzen erfüllet mit Speiſe und Freude. (Apg. 14, 17.)

Die Götterſagen der Hindus enthalten ſehr gräuliche Schand- und Laſtergeſchichten. Faſt alle Götter haben ſich in jedem Laſter herumgewälzt. Sie ſind Lügner, Betrüger, Diebe, Mörder, Ehebrecher und Blutſchänder geweſen und verdienen nichts weniger als geachtet zu werden.

Wenn der Miſſionar mit den Hindus über die Schandthaten und Laſter der Götter ſpricht, wie ſie dieſelben als Gott anſehen und verehren können, ſo gebrauchen ſie entweder das Bild vom Feuer, welches zwar Alles verzehrt aber durch nichts verunreinigt werden kann, oder ſie ſuchen ſich dadurch zu rechtfertigen, indem ſie ſagen: „Dem Allmächtigen klebt keine Sünde an“ und fügen dann erklärend hinzu: „Ich

als Mensch darf dies und jenes nicht thun, aber Gott als der Allmächtige kann es thun, ohne zu sündigen.“ Diese Ueberzeugung erhalten sie durch ihre eigenen Religionsbücher; denn in einigen wird behauptet, daß Gott niemals sündigen könne, in anderen dagegen wird gesagt, er habe zwar gesündigt, aber es kann ihm keine Sünde zugerechnet werden. So wird das Volk durch seine eignen Bücher irre geleitet. Oft wird auch in der einen Stelle eine Gottheit sehr hoch erhoben, in der andern dieselbe verworfen.

Was die Verehrung der Götter anbetrifft, so wird in den heiligen Büchern gelehrt, daß es dem göttlichen Wesen angenehm ist, im Bilde angebetet zu werden; an andern Stellen wird dagegen über den Götzendienst das Verdammungsurtheil ausgesprochen. In Folge des Götzendienstes haben unter den Hindus alle Sünden und Laster überhand genommen, so daß keine Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit, keine Treue und Wahrhaftigkeit bei ihnen zu finden ist.

Man muß staunen, wie das kluge und begabte Volk Götzen anbeten kann, von denen es weiß, was für ein schändliches und lasterhaftes Leben sie geführt haben. Der Hindu selbst nennt den Mahadeo einen Trunkenbold, den Krischna einen Milch- und Butterdieb, und macht noch viele andere abscheuliche Handlungen namhaft, welche dieser und jener Gott begangen hat.

Der Hindu kann seine Götter, entweder einzeln oder als eine große Gesammtmasse verehren. Da Alles seinen Schutzgott hat, so wendet man sich an den Gott des Reichthums, um Geld und Gut zu erlangen; an den Gott der Fruchtbarkeit, um eine gesegnete Ernte zu erhalten; an den Gott der Weisheit, um mit Verstand ausgerüstet zu werden; u. s. w. Einige von den Göttern haben eine

beſchränkte, andere dagegen eine ſehr ausgedehnte Herrſchaft. Diejenigen, die durch ihre Macht auf Erden den größten Einfluß ausüben, ihre beſondere himmliſche Wohnung haben und im Stande ſind, ihren Verehrern den Aufenthalt in ihrem Himmel in Ausſicht zu ſtellen, haben die meiſten Anbeter. Viele von den Göttern haben Tempel und man bringt ihnen blutige und unblutige, Braud- und Trank-Opfer dar; ſie werden täglich angebetet und haben ihre jährlichen Feſte. Dann giebt es ſolche, welche zwar als Götzenbilder täglich und in den jährlich wiederkehrenden Feſten verehrt werden, aber keine Tempel haben. Einige erfreuen ſich der Auszeichnung, daß ſie als Götzenbilder täglich angebetet, Andere nur durch das Medium eines entſprechenden Symbols verehrt werden.

Unter den Göttern erfahren hauptſächlich Wiſchnu und deſſen Incarnationen in der Perſon des Ram und Kriſchna mit ihren Frauen die größte Verehrung; ferner der Gott Schiwa oder Mahadeo und deſſen Gattin, die in der Geſtalt der Kali und der Durga angebetet wird. Auch der Gott Ganeſch und Dſchagannáth (Herr der Welt) und die Göttin Ganga werden allgemein verehrt. Für alle Götter ſind in den heiligen Büchern beſtimmte Gebete, Ceremonieen und Gebräuche verordnet. Die Anbetung der Götter geſchieht aber nicht etwa aus Dankbarkeit und Liebe, ſondern alle Gebete, Lobpreiſungen, Gaben, Opfer, Ceremonieen und Gebräuche werden nur deshalb verrichtet, um ihnen zu gefallen, ihre Laune zu befriedigen und ihren Unwillen abzuwenden; oder man verehrt ſie, um ihnen zu ſchmeicheln und ſie gewiſſermaßen dadurch zu beſtechen, damit ſie nur die Gebete erhören möchten. Doch giebt es auch Viele, welche die Anbetung darum verrichten, damit die Götter es ihnen ge-

ſtatten möchten, ſich einſt an ihren himmliſchen Genüſſen zu betheiligen. Dies ſind die Zuſtände, in welchen wir die Bewohner Indiens noch heute erblicken.

13. Das Kaſtenweſen.

Wie der Menſch durch Hochmuth mit ſeinem Schöpfer, ſo iſt er durch Selbſtſucht mit ſeinem Nächſten zerfallen. Dies erblicken wir im allerſchroffſten und ſtrengſten Gegenſatze unter den Hindus in Oſtindien, wo ſich das Kaſtenweſen, deren Urheber wahrſcheinlich die Brahmanen ſind, ſchon ſeit Jahrtauſenden vorfindet. Der Stolz und die Selbſtſucht des Menſchen hat dort viele Kaſten in's Leben gerufen, von denen die eine immer höher als die andere zu ſtehen ſucht.

Kaſte iſt ein portugieſiſches Wort. Man verſteht darunter eine erbliche, geſchloſſene, mit gewiſſen Rechten verſehene Volksabtheilung, deren Mitglieder nur vermöge ihrer Geburt derſelben angehören und nur in Folge von Ausſtoßung ſie verlaſſen können. Die Hindus ſelbſt nennen eine ſolche Volksabtheilung Dſchát. Das Princip des jetzigen Kaſtenweſens beruht auf dem Unterſchiede zwiſchen Rein und Unrein. Die verſchiedenen Kaſten in Indien dürfen nicht wie es zu geſchehen pflegt, als ein Rang und Stand in der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen werden, deren Entartung im Laufe der Zeit jetzt durch das Chriſtenthum geheiligt werden müſſe. Die, welche dieſer Meinung ſind, berufen ſich zur Vertheidigung des Kaſtenweſens auf die Verſchiedenheit unſerer Stände, aber dieſe haben nicht tief unter ſich ſtehende Menſchenklaſſen, die unrein ſind, wie es

in Indien der Fall ist. Auch entspricht die höhere Kaste nicht unserm Geburtsadel, weil dieser Einem, der ihn bisher noch nicht gehabt hat, verliehen werden kann, was in Indien nicht möglich ist. Ebenso darf man die Unreinheit der Kaste nicht mit Unreinlichkeit in leiblicher Beziehung verwechseln; denn es giebt Personen der niederen Kaste, welche sich durch Fleiß, Treue und gute Aufführung zu einer achtbaren, würdevollen Stellung empor gearbeitet und das Ansehen eines feinen Herrn haben und dennoch mit Andern nicht näher verkehren dürfen, sondern Mitglieder ihrer Kaste bleiben müssen. Endlich entsprechen die Kasten auch nicht dem Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven: denn die Leute der niedrigsten Kasten sind nicht Sklaven, sie stehen aber in den Augen der höheren als unrein da und bleiben es auch dann, wenn sie die Herren Solcher geworden sind, die der höheren reinen Kaste angehören. Ferner kann ein Sklave frei, ja seinem Herrn gleich werden, doch das geht nicht in der Kaste. Hier ist die angemaßte Reinheit der höheren Kaste erblich und unabänderlich, dagegen ist die Unreinheit der Kaste ein bleibender Fluch.

Das Auffallende bei dem indischen Kastenwesen ist, daß die Reinheit einer Kaste weder durch Frömmigkeit und Tugend, durch Weisheit und Gelehrsamkeit aufrecht erhalten werden, noch durch grobe Sünden und Vergehungen verloren gehen kann. Denn es bleibt Einer ein Brahmane, selbst wenn er ein Dieb, Ehebrecher oder Mörder geworden ist, andererseits kann ein Schudra, wenn er noch so tugendhaft, weise und gelehrt ist, niemals ein Brahmane werden. Die Reinheit der Kaste geht nur durch Berührung und Befleckung mit Einem aus einer niederen Kaste, hauptsächlich aber durch Essen und Trinken verloren; ja in manchen Fällen befleckt

ſchon das Angehauchtwerden von dem, den man für unrein hält, und macht der Kaſte verluſtig.

Das Kaſtenweſen hatte urſprünglich allem Anſchein nach eine politiſche ſociale Einrichtung und wahrſcheinlich manchen Nutzen und Segen geſtiftet, doch iſt daſſelbe dadurch, daß die höchſt privilegirte Klaſſe der Brahmanen, welche die Herrſchaft an ſich geriſſen und die Kaſte ſpäter zu einem religiöſen Inſtitut erhoben haben, ein wahrer Fluch und Bann für die Nation geworden. Das Syſtem des Kaſtenweſens iſt nur ein Theil der indiſchen Religion. Dadurch aber, daß es mit der Religion und dem Götzendienſt der Hindus in der innigſten Verbindung ſteht und von der Aufrechthaltung der Kaſte Heil und Seligkeit abhängig gemacht wird, iſt es recht heidniſch, teufliſch und verwerflich geworden. Die Unterſchiede, welche es zwiſchen den Familien und den Geſchlechtern begründet, ſind nach der Anſicht der Hindus nicht zufällig, ſondern weſentlich, nicht durch menſchliche Willkür, ſondern durch den ewigen Rathſchluß ihres Gottes beſtimmt und durch ſeinen ausdrücklichen Willen in's Leben gerufen.

Der Hindu iſt durch ſeine Religion nicht nur von anderen Nationen, ſondern auch von dem näheren geſellſchaftlichen Verkehr mit ſeinen Glaubensgenoſſen ſtreng abgeſchloſſen. Die Kaſtenabtheilung greift tief in alle Lebensverhältniſſe hinein. Das Volk von ein und derſelben Nation, von ein und derſelben Religion und Sitte iſt von dem Brahmanen, welcher der „Gott der Erde" genannt wird, bis zum Tſchamar und Dom in Oberindien und den Parias in Südindien, deren Namen der Brahmane ohne auszuſpeien nicht auf ſeine Lippen nehmen ſoll, in viele Klaſſen getheilt. Jeder iſt durch die Kaſte auf den innigen Verkehr nur mit ſei-

nen Kastengenossen angewiesen; er ist in einen Kreis eingeschlossen, in welchem er sich nur bewegen darf. Der Hindu, der durch die Geburt in die eine oder andere Kaste tritt, muß darin verbleiben und es ist ganz unmöglich, daß Jemand aus einer höheren in eine niedere oder aus einer niederen in eine höhere Kaste übergehen kann.

Die für alle Kasten geltenden Gesetze sind: Alle müssen ein oberstes, göttliches Wesen anerkennen und dasselbe unter dem dreifachen Symbol der Sonne, des Feuers und des Wassers verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen und eine Bestrafung des Lasters fürchten. Ferner dürfen diejenigen, welche zu einer Kaste gehören, nicht in die andere hinein heirathen oder überhaupt in eine andere übergehen, sondern müssen in der ihrigen beharren. Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat jede Kaste und in dieser wieder jede Unterabtheilung noch ihre besonderen Vorschriften und zwar die höchste die strengsten.

Jede Kaste schreibt durch göttliche Bestimmung ihren Mitgliedern ihren Rang, Stand, Beschäftigung, Sitten, Gebräuche und viele andere Pflichten vor, die sie zu beobachten haben, ohne Rücksicht auf die Fähigkeiten, Wünsche und Neigungen des Menschen zu nehmen. Das Kind muß das werden, was der Vater ist. Der Sohn eines Brahmanen wird ein Brahmane; der Sohn eines Kriegers wird ein Krieger. Ist der Vater ein Kaufmann gewesen, so muß der Sohn dasselbe werden; war er ein Schneider, so muß er auch ein Schneider werden; und so geschieht es in allen Lebensverhältnissen. So ist es gekommen, daß bei der Ausbildung dieses Kastensystems die naturgemäße Entwickelung des Volkes sowohl, wie des Einzelnen besonders bei denen, die einer niederen Kaste angehören, ganz unmöglich gemacht wird.

Die Feſſeln, die das Kaſtenweſen dem Hindu anlegt, erſtrecken ſich auf alle nur erdenkbaren Verhältniſſe. Der Hindu kann nur mit ſeinen Kaſtengenoſſen Familienfeſte feiern. Sogar Glieder aus den verſchiedenen Unterabtheilungen derſelben Kaſte dürfen nicht mit einander eſſen und trinken, denn gerade in dieſem Falle zeigt ſich die Kaſtenreinheit und Heiligkeit der Hindus in einem ſchneidenden Gegenſatz gegen das Wort des Herrn: „Was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menſchen nicht, ſondern, was zum Munde ausgehet das verunreiniget". (Matth. 15, 11.) Wer bei den Hindus mit Perſonen von einer anderen Kaſte ißt, begeht eine große Sünde und wird als unrein angeſehen. Auf das, was aus dem Herzen kommt, wird kein Gewicht gelegt, aber das, was der Hindu ißt, und mit wem er ißt, wird zum Gegenſtand genauer Vorſchriften gemacht.

Jeder Hindu, er mag wollen oder nicht, muß ſich in dem ihm angeborenen Stand und Beruf fügen und ihm auf das ängſtlichſte treu bleiben. Wer gegen die Vorſchriften ſeiner Kaſte handelt, verliert alle Wohlthaten und Segnungen, die mit der ſeinigen verbunden ſind. Er wird aus ſeiner Kaſte geſtoßen und als Auswurf betrachtet und muß ſich allen nachtheiligen Folgen unterziehen. Schon hier auf Erden trifft ihn Schmach und Verachtung, Noth und Elend im reichen Maße, bei ſeinem Tode wird ihm die religiöſe Begräbnißfeierlichkeit verweigert, und in jener Welt geht ihm die Seligkeit verloren. Und wer einmal die Kaſte eingebüßt hat, er ſei ein Brahmane oder Krieger, oder was er wolle, ſo ſteht es nicht in ſeiner Macht ſich in eine andere einzubürgern und an ihren Rechten Theil zu nehmen. Er gehört nachher keiner Kaſte an, und kann niemals ſeinen ehemaligen Zuſtand wieder erhalten. Ein ſolcher Menſch bildet

dann in Zukunft ein Geſchlecht einer eignen Gattung. Aus dieſem Grunde iſt jeder Hindu eifrig bemüht ſeine Kaſte auf jegliche Weiſe aufrecht zu halten; er läßt deshalb das Härteſte über ſich ergehen und bringt ihr die größten Opfer dar. Nur die Perſonen aus den unterſten Schichten des Volks können ihre verlorene Kaſte in einzelnen Fällen wieder erlangen; dazu iſt jedoch nicht etwa ein tugendhafter Wandel erforderlich, ſondern man giebt ſeinen Kaſtengenoſſen ein großes Mahl, den Brahmanen Geſchenke und den Göttern Opfer.

Major Scott Warning erwähnt einen Fall, der uns deutlich zeigt, was das Syſtem der Kaſte iſt, und welche große Macht ſie auf die Hindus ausübt. Er ſpricht: „Im Jahre 1766 gebrauchte Lord Clive und Herr Verelſt den ganzen Einfluß der Regierung um einem Hindu ſeine Kaſte wiederzugeben, die er nicht durch ſeine eigene Schuld verloren hatte, ſondern weil er durch einen höchſt unverzeihlichen Akt dazu gezwungen war, einen Tropfen Fleiſchbrühe zu trinken. Die Brahmanen waren durch die eigenthümlichen Umſtände dieſes Vorfalls ſehr bemüht, den Wünſchen der Regierung zu willfahren. Die vornehmſten Männer unter ihnen kamen einmal in Kriſchnagar und ein andres Mal in Calcutta zuſammen um darüber Rückſprache zu nehmen, aber nach langer Berathung und Prüfung ihrer alten Urkunden erklärten ſie Lord Clive, daß, weil nichts vorher ſtattgefunden hätte, um dieſe Handlung zu rechtfertigen, ſo wäre es ihnen unmöglich dem Unglücklichen zu ſeiner Kaſte wieder zu verhelfen. Der Mann ſtarb nachher vor Gram, denn jenes geringe Vergehen wurde ihm zu einem ſchweren Verbrechen gerechnet, dagegen Barmherzigkeit und Liebe nicht geübt.“

Das Kaſtenweſen in Indien iſt, wenngleich alt, doch in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt mehr neueren Urſprungs. Daſ-

ſelbe iſt eine gottloſe Entſtellung der Schöpfungsgeſchichte der Menſchen, wie wir ſie in der heiligen Schrift vorfinden. Während uns hier berichtet wird, daß Gott den erſten Menſchen nach ſeinem Bilde ſchuf und Alles, was er gemacht hatte, gut war, kehrt der Hinduismus oder vielmehr der Brahmaismus dieſe Urkunde um und ſagt, daß Brahma, — den man aber von Brahm, dem Weltenſchöpfer, dem Urquell alles Daſeins unterſcheiden muß, indem erſterer ſelbſt von ihm ſein Daſein empfing, — vier verſchiedene Menſchenklaſſen geſchaffen habe. In den Veda's und Schaſter's werden vier Hauptkaſten erwähnt, nämlich: Die Brahmanen, die Tſchatri's, die Waiſch und die Schudr's oder Sudr's. Dieſe zerfallen wieder in viele Unterabtheilungen. Ihre Vorſchriften ſind ſo mannigfaltig daß, wollte man die Hindus ſtreng nach dieſen prüfen, ſo würde man in dem ganzen Lande vielleicht nicht Einen finden, welcher ſeine Kaſte nicht verloren hätte.

Der Urſprung der Kaſte iſt in ein großes Dunkel gehüllt und kann aller Forſchung ungeachtet nicht genau feſtgeſtellt werden. Manche ſagen, daß der König Saunak die vier Kaſten eingerichtet habe. Nach den Veda's und einigen Purán's entſprangen die Brahmanen oder Prieſter und Gelehrten aus dem Haupt des Gottes Brahma; die Tſchatri's oder Krieger aus der Bruſt und den Armen; die Waiſch oder Landbauer und der Handelsſtand aus dem Leibe und den Lenden, und die Schudra's oder die Handwerker und Diener aus den Füßen. Andere Puráns dagegen behaupten, daß Brahma zuerſt ein Männchen und ein Weibchen ſchuf, während im Bhágwat geſchrieben ſteht, daß Brahma ſich ſelbſt in zwei Theile theilte, wo dann die rechte Seite zur männlichen und die linke Seite zur weiblichen Perſon

wurde. Dieſe theilten ſpäter ihre Kinder in vier Kaſten. Weil nun darüber ſich viele Widerſprüche in den Religionsbüchern vorfinden, ſo iſt es ganz unmöglich zu ſagen, wie die Kaſten ſich gebildet haben.

Sowohl die Veda's als auch die Schaſters geben uns keinen befriedigenden Aufſchluß über die Kaſte. Man kann aus dieſen Büchern nicht beſtimmt beweiſen, worin z. B. das Brahmanenthum beſteht, ob in der Abſtammung, in der Weisheit oder in den religiöſen ſchriftlichen Uebungen. Doch geht es aus den älteſten Quellen hervor, daß der Titel: „Brahmane" ganz wahrſcheinlich einzelnen Perſonen als Auszeichnung verliehen und in ſpäterer Zeit auf die Beobachtung gewiſſer Gebräuche und Berufsarbeiten übertragen wurde. Aehnlich verhält es ſich auch mit den andern Kaſtennamen.

In den Veda's heißt es: daß die Götter nur den Menſchen für einen Brahmanen halten, welcher frei von Unmäßigkeit, Selbſtſucht, Weltliebe und Haß iſt, und keine Geſchenke annimmt. Ferner findet ſich in den Schaſter's folgendes merkwürdige Geſpräch zwiſchen dem Weiſen Vaisham Payana mit dem König Yudiſchthir. Dieſer frägt jenen: „Wen nennſt du einen Brahmanen, und was ſind die Kennzeichen des Brahmanenthums." Darauf antwortet Vaisham: „Das erſte Kennzeichen eines Brahmanen iſt, daß er Langmuth und die übrigen Tugenden beſitze, ſich niemals einer Gewaltthat und Ungerechtigkeit ſchuldig mache, kein Fleiſch eſſe und niemals ein lebendiges Weſen verletze; das zweite Kennzeichen, daß er nichts nehme, was einem Andern gehört, ohne die Zuſtimmung des Eigenthümers, ſelbſt wenn er's auf der Straße findet; das dritte Kennzeichen, daß er aller Lüſte und Begierde Herr ſei und ſich gegen alle irdiſchen Verhältniſſe ganz gleichgültig verhalte; das

vierte, mag er als Menſch, Gott oder Thier geboren ſein, daß er keuſch ſei; das fünfte, daß er folgende fünf Eigenſchaften beſitze: Wahrheit, Barmherzigkeit, Selbſtbeherrſchung, allgemeines Wohlwollen und Büßungen. Wer dieſe fünf Kennzeichen des Brahmanenthums hat, den erkenne ich für einen Brahmanen an, und wer ſie nicht beſitzt, der iſt ein Schudra, denn das Brahmanenthum hängt nicht von der Abſtammung, von der Geburt, noch von der Ausübung gewiſſer Ceremonien ab. Wenn ein Tſchandal tugendhaft iſt, und dieſe oben erwähnten Kennzeichen hat, ſo iſt er ein Brahmane. O Yudiſchthir! früher gab es in unſerer Welt nur eine Kaſte; die Abtheilung der vier Kaſten iſt durch die Verſchiedenheit der Gebräuche und Geſchäfte entſtanden. Alle Menſchen werden vom Weibe auf gleiche Weiſe geboren, ſind denſelben natürlichen Bedürfniſſen unterworfen und haben dieſelben Organe und Sinne. Aber ich halte denjenigen, deſſen Betragen beſtändig gut iſt, für einen Brahmanen, und wenn es anderer Art iſt, für einen Schudr. Dagegen wenn ein Schudr dieſe Tugenden beſitzt, ſo iſt er ein Brahmane. O Yudiſchthir! wenn ein Schudr über die Lockungen der fünf Sinne erhaben iſt, ſo iſt es eine Tugend ihm Gaben zu geben, welche im Himmel belohnt werden. Kümmere dich nicht um ſeine Kaſte, ſondern ſiehe auf ſeine Eigenſchaften. Wer in dieſer Welt ſtets Gutes thut und immer bereit iſt, Allen wohlzuthun und Tag und Nacht in guten Handlungen zubringt, ein ſolcher iſt ein Brahmane; und wer das weltliche Treiben verläßt und ſich einzig und allein mit der Erlangung der ewigen Seligkeit beſchäftigt, ein ſolcher iſt auch ein Brahmane, und wer ſich von der Vernichtung des Lebens, weltlicher Liebe und ſchlechter Handlungen enthält und frei iſt von Leidenſchaft und Verleumdung, ein ſolcher iſt eben-

falls ein Brahmane. Und wer Zufriedenheit und Barmherzigkeit und Selbstbeherrschung und Freiheit und Wahrheit und ceremonielle Reinigung und Mitleid und Gelehrsamkeit u. s. w. besitzt, ist ein Brahmane."

Und an einer andern Stelle lesen wir, daß die Götter nichts nach der Kaste fragen, sondern nur denjenigen für einen Brahmanen halten, der ein guter Mensch ist, sei er auch von geringer Herkunft. Der Tschandal, der durch strenge Büßungen alle seine Sünden getilgt hat, soll von den Weisen geehrt werden, während der Mensch, welcher selbst die Veda's weiß, wenn er ein Ungläubiger ist, verachtet werden soll.

Merkwürdig bleibt es, daß dessenungeachtet das Kastenwesen zu einer solchen Macht und Gewalt in Ostindien gelangt ist, da man in der Urzeit des indischen Volkes keine Kasteneintheilung kannte; denn eine Stelle in ihren alten heiligen Büchern lautet also: „Vor der Zeit des Königs Parow's gab es nur Eine Kaste, Einen Altar und Einen Gott." Nähere Vorschriften über die Kasteneinrichtung finden wir erst in dem Gesetzbuch Manus, dessen Entstehung man in das 12. Jahrhundert setzt. Richten wir nun unsere Blicke auf die Kasten selbst, wie sie sich uns gegenwärtig darstellen.

Zu der ersten Kaste rechnet man die Brahmanen. Diese haben von den höheren Kasten am meisten ihre Kastenreinheit beibehalten, während die Anderen sie mehr oder weniger verloren haben. Als Abkömmlinge aus dem edelsten Theile des Brahma stehen die Brahmanen unter dem besonderen Schutze ihres Gottes; er selbst sorgt für sie, und wenn er dies auch für die übrigen Menschen thut, so geschieht dies nur auf die Fürbitte der Brahmanen. Ihr Einfluß auf die übrigen Kasten ist daher sehr groß. Es giebt kein so

geringes Verhältniß des Lebens, in welches sie nicht als Herren und Vertreter der Götter eingreifen. Ihre Person ist heilig und unverletzlich, ist geschützt durch die allerstrengsten Gesetze und auf jede Weise begünstigt. Manu sagt: „Wer einen Brahmanen beleidigt und diese Beleidigung nicht durch eine Sühne ausgleicht, ja, wer den Priester nur mit einem Grashalme schlägt, soll wegen dieser Sünde der ewigen Verdammniß theilhaftig werden. Wenn ein Schudr es wagt, einen Brahmanen mit groben Schmähungen zu beleidigen, so soll ihm seine Zunge gespalten werden, und wenn er mit Verachtung spricht: O Deobata, du Auswurf vom Brahmanen, so soll ihm eine glühende Eisenstange zehn Finger lang in den Hals gestoßen werden; sollte er es aber wagen aus Stolz einem Brahmanen Belehrung ertheilen zu wollen, so soll ihm siedendes Oel in den Mund und in die Ohren gegossen werden, und sollte er vor ihm ausspeien, so soll der König seine beiden Lippen zerfetzen lassen.“ Die Vergehungen der Personen der anderen Kasten werden mit harten Strafen belegt, während mit Rücksicht auf den Brahmanen befohlen wird, daß auch der König ihn nicht antasten oder kränken soll, im eintretenden Falle würde die Gottheit dem Brahmanen zu Hülfe kommen und den König verderben.

Der Brahmane darf, wie die heiligen Bücher lehren, wenn er sich auch eines Verbrechens schuldig macht, weder an seinem Leben, noch an seinem Eigenthum, noch an seinem Körper bestraft werden. Bei dem Diebstahl thut er sich selbst, nicht Andern Schaden. Wird er des Verbrechens überführt, so kann nur Verbannung über ihn, jedoch mit Beibehaltung seines ganzen Eigenthums verhängt werden. Man kennt kein größeres Verbrechen auf Erden, als einen Brahmanen zu schlagen. Der König soll nicht einmal den

Gedanken haben, einen Brahmanen zu tödten. Doch ist es schon geschehen, daß manche Fürsten sie ihrer Vergehungen wegen in einem Sack haben ersäufen lassen, um wenigstens kein heiliges Blut zu vergießen.

An einer andern Stelle wird dem Brahmanen verboten die Ueberreste seiner Nahrung, so wie weder geistlichen noch weltlichen Rath einem Schudr zu geben, dagegen wird er ermächtigt von dem Eigenthum desselben Besitz zu nehmen; denn Alles, was der Schudr hat, gehört seinem Herrn, dem Brahmanen. Ferner wird gesagt, daß wenn auch der König vor Hunger sterben sollte, so muß er doch niemals eine Abgabe von dem gelehrten Brahmanen fordern noch gestatten, daß dieser in seinen Besitzungen beläftigt werde. Wenn zu irgend einem Vermögen Erben fehlen, so muß es der gelehrte Brahmane erhalten. Dann heißt es von ihnen: „Wenn die Brahmanen unterdrückt und deshalb zornig werden, so könnten sie den König, seine Armeen, Elephanten und Schätze vernichten und andere Welten und Regenten, desgleichen neue Götter und sterbliche Wesen schaffen. Denn durch ihren Beistand bestehen Götter und Welten.“ Den Verwandten wird zur Pflicht gemacht, daß wenn ein Brahmane stirbt, er nicht von einem Schudr hinausgetragen werden soll, weil die Berührung eines solchen Menschen eine Befleckung herbeiführen und seinen Eintritt in den Himmel erschweren würde. Die Folge aller dieser Verordnungen ist, daß die Kaste der Brahmanen mit Stolz und hohem Selbstgefühl erfüllt ist. Sie wacht mit äußerster Strenge darüber, sich von ihrem Rechte nichts zu vergeben und sich nicht mit andern Kasten zu vermischen. Das geht so weit, daß der Brahmane, wenn er im Dienst eines indischen Fürsten als Minister oder Sekretair steht, Alles vermeidet, um sich nicht

durch nähere Berührung mit ihm zu verunreinigen. Er darf wegen des höheren Ranges seiner Kaste sogar mit einem Könige nicht essen, und er würde lieber das Härteste erdulden, ehe er ihm seine Tochter zur Gemahlin gäbe.

Die Brahmanen bilden den Priester- und Gelehrten-Stand. Ihnen liegt es ob, Künste und Wissenschaften zu fördern, Krankheiten zu heilen, die Veda's fleißig zu studiren, die Religion zu lehren und die Opferceremonien zu verrichten. Sie sollen eigentlich nur von freien Gaben leben, höchstens für sich Ackerbau treiben, doch giebt es jetzt auch solche, welche große Güter haben. Es wird ihnen zur Pflicht gemacht oft zu fasten und zu beten, und wenn sie reich sind, Almosen zu geben. Sie sollen nichts Lebendiges tödten, höchstens Opferfleisch genießen, auch sollen sie sich eines keuschen und strengen religiösen Lebenswandels befleißigen. Da die Brahmanen durch Sprache und Wissenschaften sich auszeichnen, so nehmen sie nicht selten bei indischen Fürsten eine hohe Stellung ein.

Zehn bis zwölf Tage nach der Geburt wird dem Kinde des Brahmanen der Name gegeben. Der erste Theil des Namens muß sich stets auf einen heiligen Stand beziehen, und der zweite muß Glück und Segen bedeuten. Bei der Tonsur und bei der Anlegung der heiligen Schnur werden große Feierlichkeiten begangen und Opfer gebracht.

Die Brahmanen zerfallen nach ihren verschiedenen Verrichtungen in vier Klassen. Um in die erste Klasse einzutreten muß der geborne Brahmane wenigstens sieben Jahre alt sein und beginnt mit der Tonsur. Diese besteht darin, daß dem jungen Brahmanen der Kopf geschoren wird bis auf seinen Haarzopf am Hinterhaupte. Die Tonsur ertheilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen. Er erhält nun einen Guru (Religionslehrer), der ihn in den Veda's unter-

richtet. Zwiſchen dem achten und funfzehnten Jahre wird ihm die Ordensſchärpe, die Brahmanenſchnur, umgelegt. Dieſe beſteht aus neun einzelnen, nach drei Abtheilungen unter ſich vereinten baumwollenen Schnüren, welche über die Bruſt und über die linke Schulter zum Rücken geht. Die Anlegung dieſer Schnur wird als eine zweite Geburt betrachtet, daher führen die Brahmanen von jetzt ab den Namen: Zweigeborne. Vor dieſer Weihe ſteht jeder Brahmane mit den Schudr's als Einmalgebornen auf einer Stufe. Mit der empfangenen Schnur tritt der Brahmane in die zweite Klaſſe. Er erhält dadurch das Recht, das Geſetz zu ſtudiren und zu lehren, letzteres aber erſt dann, wenn er zu den höheren Graden gelangt iſt. In dem erſten Grade iſt ihm geboten, keinen Betel zu kauen, enthaltſam zu ſein, den Bart nicht zu ſcheeren, ſich täglich zu baden, das Geſetz zu ſtudiren, ſich der prieſterlichen Handlungen zu enthalten und von Almoſen zu leben. Im zweiten Grade wird der Jüngling eheſähig erklärt. Er muß alsdann Opfer, aus Blumen, Weihrauch und Reis beſtehend, bringen, hat die geheiligten Zeichen ſeines Gottes auf Stirn, Bruſt und Armen zu tragen, und hat ſich bei der höchſten Strafe der Ausſtoßung aus der Kaſte des Weins und aller ſtarken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eier, des Fleiſches, der Fiſche, kurz alles Belebten zu enthalten. Will der Brahmane in dieſer Klaſſe bleiben, ſo darf er heirathen, ſeine Kinder erziehen und Handel, Feld- und Gartenbau oder irgend ein ehrbares Geſchäft treiben. Die Allermeiſten findet man in weltlichen Aemtern. Die Brahmanen ſind frei von jeder Abgabe, und bei völliger Verarmung hat jeder das Recht, ſich von milden Gaben zu nähren. In welchem Amt und Beruf er aber auch ſtehen mag, ſo hat er ſich der Fröm-

migkeit zu befleißigen, Gutes zu thun und über die Gottheit nachzudenken.

Wünscht der Brahmane in die dritte Klasse zur Priesterwürde, zu den Geheimnissen der Religion selbst, zu gelangen, so muß er aus einer angesehenen Familie stammen, darf sich nicht verheirathen und muß zwölf Jahre lang in einem Hindukloster studiren. Durch den schwersten Eid wird er verpflichtet, die Religionsgeheimnisse nie zu offenbaren und muß sich fünf Jahre zum Stillschweigen sogar bei religiösen Feierlichkeiten verbindlich machen und darf nur durch Zeichen reden. Nun lebt er aber nicht mehr von Almosen, sondern wird vom Kloster unterhalten. Aus dieser Klasse gehen nach jenen zwölfjährigen Studien die Tempeldiener, Lehrer, Seelsorger und Doktoren der Hinduwissenschaft hervor. Am höchsten stehen die Gurus d. i. die Doktoren der Wissenschaft, der Gesetze und Geheimnisse, am niedrigsten die Tempeldiener und Gehülfen bei Opfern, Festen und Processionen.

Der Guru nimmt die Stelle eines Bischofs ein. Er vertritt die Rechte aller Priester in einem größeren Distrikte und macht von Zeit zu Zeit Besuchsreisen im Lande. Derselbe lebt von den Abgaben der Gemeinden, auch wird er nicht selten von einem Fürsten besoldet. Der Guru hat die ihm untergeordneten Priester seines Tempels und das damit verbundene Personal, von dem ihm gewordenen Einkommen, das durch die Opfergaben oft sehr beträchtlich ist, zu unterhalten. Er ist sehr bemüht, Schüler zu gewinnen. Wenn Jemand sein Schüler (Tschela) wird, so geschieht dies durch das Kán men phúnkná d. h. in's Ohr blasen, und der Guru übernimmt dann, ihn selig zu machen.

Den nächsten Rang nach dem Guru hat der Purohit.

Er ist der Beichtvater und Seelsorger in einer Familie und leitet alle Ceremonien und Opfer im Hause. Dann kommt der Atscharya oder Religionslehrer, der die Veda's lehrt. Darauf folgen die, welche die Ceremonien bei Festen, bei Einweihung der Tempel und Götzenbilder anordnen.

Die Priester in Ostindien haben kein gemeinsames Oberhaupt, aber die Ehrfurcht vor ihnen, als den Göttern der Erde, hält Alle zusammen.

Endlich bietet die vierte Klasse der Brahmanen das Bild der Vollkommenheit dar. Sie führen ein streng beschauliches Leben und stehen beim Volke im Rufe großer Heiligkeit; ja sie selbst halten sich für so heilig und vollkommen, daß sie glauben Brahm selbst und ohne Sünde zu sein. Die Personen, welche dazu gehören, müssen sich große Entbehrungen auferlegen. Der Brahmane, welcher den höchsten Grad der Heiligkeit zu erlangen wünscht, zieht sich in die Einöde zurück und lebt dort als Einsiedler; man nennt ihn daher Vanbasi oder Vanaprasth. Dazu ist das 40ste Jahr erforderlich. Der Leib dieser Heiligen ist wie bei den anderen Büßern mit Kuhmistasche beschmiert, auch beobachten sie mehr oder minder ein ähnliches Verfahren.

Der Baubasi (wörtlich Waldeinsiedler) ist unantastbar und vermag durch Segen und Fluch, wie die Hindus sagen, große Wunder zu verrichten. Er lebt gewöhnlich an einem einsamen Orte, doch kann man ihn auch in Benares und anderen großen Städten sehen. Seine Nahrung besteht in Wurzeln, Garten- und Baumfrüchten. Er darf durchaus kein Thier tödten, muß auf der Erde schlafen und selbst in der Regenzeit sich nur durch ein Dach schützen. Auch reinigt, badet und kämmt er sich nicht. Auf Stirn, Arm und Brust trägt er die heiligen Zeichen, je nachdem

er ſich den Göttern Wiſchnu oder Schiwa gewidmet hat. Er treibt keine Wiſſenſchaften mehr, darf auch keine prieſterlichen Handlungen verrichten, befleißiget ſich aber der Betrachtung Gottes, der Erforſchung der Wahrheit, der Bewahrung des Seelenfriedens und der Reinigkeit des Herzens. In einem klaſſiſchen Werke der Brahmanen heißt es von den Vanapraſthen:

Alle Blendwerke der Welt
Die nur täuſchen die Sinne,
Hält von ſich entfernt,
Wer nach wahrer Weisheit ſtrebt,
Nach Wahrheit und Glückſeligkeit:
Nur dieſer iſt reich und ſelig.

Leider giebt es auch unter den Brahmanen oft Leute von großer Unwiſſenheit und vielen Untugenden. Viele ſind der Wolluſt ergeben, ſind habſüchtig und heuchleriſch, verfolgen mit Schlauheit ihre Zwecke und begehen oft die grauſamſten Verbrechen, ſo daß ſie nicht ſelten vom engliſchen Gericht zur Strafe gezogen werden müſſen. Das Geſetz umgehend, eſſen jetzt Viele unter einer geweihten Form Fiſche, Lämmer und anderes Fleiſch. Die Kaſte der Brahmanen hat zwar durch die Muhammedaner und Engländer und durch die Predigt des Evangeliums viel von ihrem ehemaligen großen Anſehen und Einfluß verloren, doch iſt ſie noch ſtark und mächtig genug.

Die zweite Kaſte bilden die Tſchatri's oder Krieger. Sie entſprangen, wie ſchon oben erwähnt, aus dem körperlich ſtärkſten Theile. Ihre Aufgabe iſt, die übrigen Stände zu beſchützen. Der erſte Theil des Namens eines Tſchatri ſoll nach der Vorſchrift: Macht, und der zweite Theil Bewahrung anzeigen. In früherer Zeit durften die Krieger

ſelbſt Opfer verrichten und das Studium der Veda's wurde den Fürſten und Helden zur heiligſten Pflicht gemacht. Die ſpäteren Brahmanen hielten es für rathſam zu beſtimmen, daß dieſelben die heiligen Bücher nicht leſen dürfen, es ihnen aber erlaubt, ja ihre Pflicht ſei, ſich dieſelben von den Brahmanen vorleſen zu laſſen. Sie ſind weniger eingeſchränkt in Nahrung und Sitten als die übrigen Hindus; mit Ausnahme des Rindes dürfen ſie faſt jede animaliſche Nahrung genießen. Die Kaſte ſelbſt ſchließt drei Hauptabtheilungen in ſich. Aus der erſten ſtammen die Radſcha's oder Fürſten, woher noch jetzt die Radſchputs „Fürſtenſöhne" in Oberindien, ſowie die Nairen auf Malabar kommen. Im Süden heißen die eigentlichen Krieger Maharatten. Davon hat denn auch der ganze kriegeriſche Stamm der Maharatten ſeinen Namen erhalten. Die Radſcha's werden in den Schulen der Brahmanen erzogen und in den Geſetzen und Regierungsgeſchäften unterwieſen. Sie tragen ebenfalls eine Schnur wie die Brahmanen, aber bloß erlaubter Weiſe, nicht von Rechtswegen. Dieſe Schnur ſoll ihnen zum Erinnerungszeichen dienen, daß ſie als Regenten und Kriegsoberſten ſtets gerecht und weiſe zu handeln verbunden ſind. Viele von den Tſchatri's treiben jetzt Handel. Die Kaſte iſt von ihrer urſprünglichen Beſtimmung ſehr abgekommen. Das allmählige Erlöſchen der indiſchen Kriegerkaſte ſcheint durch die wachſende Prieſterherrſchaft gefördert zu ſein.

Eine dritte Kaſte ſind die Waiſch. Sie gingen aus den Stützen des Leibes und deſſen Ernährungsſitz hervor. Bei ihnen ſoll der erſte Theil des Namens Reichthum, der zweite Theil Nahrung bezeichnen. Sie iſt die nützlichſte Kaſte und ſteht daher im großen Anſehen. In ihr haben

ſich die bürgerlichen Einrichtungen und alten Sitten und Gebräuche noch am beſten erhalten. Die Waiſch hatten früher Antheil an den Opfern und durften die Veda's leſen. Sie treiben Handel und Viehzucht und bebauen das Land. Die Handelsleute wurden ſchon in den älteſten Zeiten ſehr begünſtigt. Die jetzigen Banya's „Kaufleute," ſind nur ein Schatten der früheren Großhändler. Auf ſie folgen die Ackerbauer, Hirten, Jäger und Fabrikanten. Der Landmann war frei von jedem Kriegsdienſte; ſeine Güter durften nicht in Anſpruch genommen werden, und von ihm ging der allgemeine Wohlſtand aus. Jetzt iſt der Landmann der Erbpächter ſeines Fürſten, oder des in der Stadt lebenden Gutsbeſitzers, welcher Zamindar heißt. Dieſer giebt ihm das Saatkorn, wofür er ihm 30 Procent an Naturalien bezahlt. Auch unter den Waiſch giebt es viele Abtheilungen.

Die vierte Kaſte bilden die Schudr's oder Sudr's, welche aus dem unterſten Theile, den Füßen, hervorgingen. Sie ſollen die Diener der anderen ſein. Der erſte Theil des Namens eines Schudr's ſoll Verachtung, der zweite demüthige Bedienung anzeigen. Die ganze Kaſte darf die Veda's weder leſen noch hören. Man rechnet alle Perſonen zu dieſer Klaſſe, welche vom Handel und Ackerbau abwärts alle übrigen Gewerbe und Handarbeiten treiben. Dieſe Kaſte hat ebenfalls viele Unterabtheilungen, welche in zwei große Hälften getheilt, und dann wieder nach den Arbeiten geſchieden ſind. Hierhin gehören z. B. Goldarbeiter, Schmiede, Tiſchler, Weber, Maurer; ſodann Bäcker, Schneider, Krämer, Färber, Maler, Wäſcher, Bedienten, Oelmacher, Deſtilirer (von Arak), Töpfer, Baumwollenſpinner, Korb- und Koffermacher, Teichgräber, Fiſcher, Schiffbauer, Schwertfeger u. ſ. w. endlich die Bettelmönche, (gemeine) Zauberer (Schlangenbe-

schwörer), Sänger, Musiker, Gaukler, Bayaderen, zuletzt die Schlächter und Schuhmacher, welche auch zugleich Gerber sind. Diese, wie auch die Schlächter, gehören zur niedrigsten Abtheilung und werden als Abdecker und zum Hinrichten der Missethäter gebraucht. Doch werden sie nicht als gänzlich unrein verabscheut, denn sie gehören noch immer zur vierten Kaste und beobachten die Gesetze und Religionsgebräuche der Hindus. Diejenigen, welche sich aus dieser Kaste zu Dienern der Brahmanen hergeben, werden besonders geachtet.

Die Mitglieder dieser vier Kasten sind an ihre Vorschriften streng gebunden. Für den Fall, daß ein Mitglied einer höheren Kaste wegen seiner Existenz in Bedrängniß geräth, darf er die Beschäftigung einer niederen, niemals aber einer höheren Kaste ergreifen. Die vierte Kaste ist in einem solchen Falle am schlimmsten daran, denn dem Schudr bleibt kein anderer Ausweg übrig, als sich mit dem Gewerbe irgend einer unreinen Kaste zu befassen.

Die unreinen Kasten bilden eine für sich bestehende Volksabtheilung. Sie entstand hauptsächlich durch Zwischenheirathen der vier Kasten unter sich d. h. durch die Vermischung eines Mannes aus irgend einer der vier reinen Kasten mit einem Weibe, das nicht zu seiner Kaste gehörte. Auf den Nachkommen eines solchen gesetzwidrigen Verhältnisses ruhte ein nicht zu sühnender Fluch. Sie nehmen in der menschlichen Gesellschaft einen niedrigern Rang ein, als die Schudr's. Den unreinen Kasten sind die geringsten und schmutzigsten Arbeiten zugewiesen. Theils diese Geschäfte, theils aber auch der Grad der Vermischung bildeten selbst in diesen unreinen Kasten wieder Unterabtheilungen, die sich streng von einander sonderten. Die verworfenste Abtheilung dieser unreinen Kaste ist die, welche durch die Verbindung

eines Schudr's mit einem Brahmanischen Weibe entstand. Dies sind die Tschandal's. Sie sowie alle Kastenlosen müssen jedem Mitgliede einer reinen Kaste aus dem Wege gehen und werden so sehr verachtet, daß man ihren Athem fürchtet und die leiseste Berührung mit ihnen das Ausstoßen aus der reinen Kaste zur Folge hat.

Die Personen welche zur unreinen Kaste gehören oder kastenlos sind, leben nicht nach den Hindusitten, sondern ganz nach ihrer Willkür, wie es ihnen eben ihre elende Lage zuläßt. Sie wohnen in sehr niedrigen Hütten, außerhalb der Städte und Dörfer; sie genießen Speisen jeder Art und in der Noth selbst Aas und entziehen sich allen religiösen Reinigungen und Opfern. Sie führen verschiedene Namen: Doms, Paria's, Pulea's u. s. w. Selbst das Gesetzbuch Manu sondert sie auf das Traurigste von allen übrigen Hindus ab. Es heißt darin: Niemand, der seine Pflicht erfüllt, soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel giebt, reiche sie ihnen in Scherben, aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider sollen die Tücher der Verstorbenen sein; ihre Teller zerbrochene Töpfe, ihre Zierrathen verrostetes Eisen. Sie sollen stets von einem Orte zum andern wandern, auch zur Nachtzeit nicht in den Städten bleiben."

Die Dom's bilden in den nördlichen Provinzen Hindustans den Auswurf des Volks und sind ein Gegenstand allgemeiner Verachtung. Sie leben oft Jahr aus Jahr ein, der Hitze und der Kälte gleich ausgesetzt, unter freiem Himmel oder elenden Schuppen oder Hütten. Sie gehen fast ganz ohne Kleidung umher und liegen mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schweinen, Hühnern u. s. w. zusammen. Zur Bedeckung haben sie oft nur ein kleines, baumwollenes oder wollenes Stück Zeug. Damit sie in der Nacht in der

kalten Jahreszeit nicht frieren, nehmen sie ihre Kinder in den Schooß, kriechen Alle auf einen Haufen zusammen und so wärmt Einer den Andern. Sie beschäftigen sich gewöhnlich mit dem Anfertigen von Matten, Körben, indischen Stühlen, Sups (Kornschwingen) und dergleichen. Diese Arbeit bringt einem Manne mit seinem Weibe höchstens zwei Silbergroschen des Tages ein. Frägt man sie, wovon lebt ihr, dann antworten sie: Von unserer Arbeit, vom Betteln und vom Aas. Wenn irgendwo ein Pferd oder ein anderes Stück Vieh fällt, so holen wir es uns und machen uns einen guten Tag. Man muß sich wundern, daß diese Menschen, welche ein solches Leben führen, dabei gesund und frisch bleiben. Ihre Kinder sind meistens dick und munter. Ermahnt man sie, doch das Essen gefallener Thiere aufzugeben, das ja ekelhaft sei und sie zum Gegenstand des Abscheus in den Augen der Hindus und Muhammedaner macht, so erwiedern sie: Gott hätte sie einmal dazu bestimmt, in den Büchern stände diese Lebensweise für sie vorgeschrieben, daher könnten sie nicht anders handeln. Aber wovon sollten sie auch sonst leben? Giebt man ihnen den Rath doch zu irgend einer anderen Arbeit zu greifen, bei der sie mehr verdienen, so sagen sie: Wir können andere Arbeit nicht bekommen, denn wir dürfen ja keinen Hindu berühren, selbst die Sups, die man von uns kauft, werden von den Käufern erst mit Kuhdünger und Wasser gereinigt und geheiligt und dann erst in Gebrauch genommen.

Die Religion scheint diesen Leuten ganz gleichgültig zu sein; auch scheinen sie das religiöse Gespräch nicht zu verstehen, weil ihnen vielleicht die religiösen Ausdrücke fehlen. Läßt der Missionar sich mit ihnen in ein Gespräch ein, so treibt die Neugierde manchen andern Hindu, dasselbe mit anzu-

hören, dieſe bleiben aber weit hinter ihm ſtehen. Nähert ſich dem Miſſionar eine Henne oder ſonſt ein Thier, das den Doms gehört, ſo ſchreien ſogleich die Hinterſtehenden, damit ſie nicht berührt werden.

In Südindien erfährt der Volksſtamm der Paria's eine ganz beſonders große Verachtung. Sie haben ſich dadurch gebildet, indem ſich die unreinen Kaſten mit Negerſtämmen vermiſchten, die wahrſcheinlich in den früheſten Zeiten einen großen Theil der weſtlichen Halbinſel Indiens bewohnten, aber nachher von den Hindus, die aus dem Norden eindrangen, vertrieben wurden. Auch ſind ſie die Abkömmlinge derer, welche wegen Verbrechen aus ihrer Kaſte verſtoßen wurden. Die Paria's, die man auf der Küſte Malabar „Puleas" nennt, ſind der Auswurf der Menſchheit. Dieſe Unglücklichen dürfen weder in Städten wohnen, noch in der Nähe von Dorfſchaften ſich aufhalten, ſondern ſtets in der Wildniß hauſen. Sie leben in einem faſt thieriſchen Zuſtande entweder in Sümpfen und unzugänglichen Gebirgsſchluchten oder in Felshöhlen; ſie ſind nackt, von Schmutz ganz entſtellt und von faſt ſchwarzer Farbe. Sie heulen wie Hunde, wenn es ihnen an Nahrung gebricht, die man ihnen wie den Thieren zuwirft. Sie eſſen das Fleiſch aller Thiere und in der Noth ebenfalls Aas, nie aber Rindfleiſch. Redet ein Paria zu einem anderen Hindu, ſo muß er die Hand vor dem Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, ſo muß er ſich zur Seite kehren, bis der Andere vorüber gegangen iſt. Bekommt der Paria einen Brahmanen oder Nairen zu ſehen, ſo fängt er an laut zu heulen, um dieſe in weiter Ferne zu warnen, bis er ſich ſelbſt in das Dickicht des Waldes zurückgezogen, oder den Gipfel eines Baumes erſtiegen hat, weil ſonſt jene unrein würden, wenn ſie dieſelbe

Luft mit ihm einathmen müßten. Trifft der Paria oder Pulea zufällig einen Nairen, so haut dieser ihn wie ein schädliches Thier nieder. Diese Elenden dürfen nie einen Tempel besuchen, um dort zu opfern und zu beten oder das Haus eines andern Hindu betreten.

Früher gehörten auch die Zigeuner zu den unreinen Kasten, sie wanderten aber gegen Ende des 14. Jahrhunderts aus Indien und wandten sich nach Westen.

Dieses Kastenwesen, was wir eben in seinen verschiedenen Abstufungen kennen gelernt haben, ist durch die Länge der Zeit nicht nur sehr entartet, sondern auch mit großem Unheil und Verderben verbunden. Wenn die Ausbildung des brahmanistischen Systems durch das Eindringen der fremden Herrscher nicht gewaltsam unterbrochen worden wäre, so würde das ganze Land mit Unterdrückern und Unterdrückten angefüllt worden sein. Die Brahmanen, durch die Gesetze des Manu begünstigt, — die wahrscheinlich ihr eigenes Erzeugniß sind, denen sie den Stempel der Göttlichkeit aufdrückten, — gingen in ihrem Stolz und Hochmuth immer weiter, bis sie zuletzt sich als die Götter darstellten, denen alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist. Eine Stelle in den heiligen Büchern der Hindus, lautet wie folgt: „Die ganze Welt ist den Göttern unterworfen, diese sind den Beschwörungsformeln (oder den Sprüchen der Veda's) unterworfen, und die Beschwörungsformeln sind den Brahmanen unterworfen, deshalb ist der Brahmane mein Gott.“ Da sie nun nach den Schaster's und anderen heiligen Büchern die Götter der Erde sind, so soll man sie anbeten, weil durch sie und für sie Alles geschaffen ist. Ihnen sollen Geschenke mit Ehrerbietung gebracht werden, und wer sie ihnen giebt, empfängt dafür die Seligkeit.

Alle Brahmanen ſollen ohne Unterſchied, ſie mögen gelehrt oder ungelehrt ſein, geehrt werden. Wer einen Brahmanen oder das Bild eines Gottes ſieht und ſich nicht augenblicklich niederbeugt, ſoll ein Schwein werden. Nach dem Hauptinhalt des Geſetzes iſt der Brahmane der Herr der andern Kaſten; der Tſchatri ſein Soldat, der Waiſch ſein Kaufmann und der Schudr ſein Sklave. Das Beſte was ein Schudr thun kann, iſt, daß er ſich mit Leib und Seele dem Dienſt eines Brahmanen hingiebt, damit er die Hoffnung habe, in der nächſten Geburt in dieſem bevorzugten Stande geboren zu werden. Er ſoll für ſich, wenn es auch in ſeiner Macht ſtände, kein überflüſſiges Vermögen erwerben, indem die, welche zur dienenden Klaſſe gehören, durch das Anhäufen von Reichthümern ſtolz und übermüthig werden und ſelbſt den Brahmanen Schmerz bereiten könnten.

Die ſo hoch bevorzugten Brahmanen gebehrden ſich unter dem Volk als Götter und Herren der Erde und wiſſen vor lauter heiligem Dünkel nicht, wie ſie ſich in der Welt im Umgange mit anderen Menſchen ſtellen und unbefleckt erhalten ſollen. Wenn ſie mit Perſonen von einer niederen Kaſte reden, ſo bleiben ſie in einiger Entfernung von ihnen ſtehen, damit ſie nicht von ihrem Athem berührt werden. Sie haben ſich die Macht zu Allem, was in dieſer und der zukünftigen Welt nur wünſchenswerth iſt, angeeignet und die Hindureligion nach ihrer Willkür und zu ihren Gunſten neu geſtaltet; ſie haben dem Volke anſtatt der beſſern Moral der Veda's nichtsſagende Formeln gegeben und ihm durch die Kaſtenverfaſſung ſehr ſtarke Feſſeln angelegt.

Es hat ſich durch die Einrichtung der Kaſte ein höchſt verderblicher Einfluß durch alle Schichten der menſchlichen Geſellſchaft unter den Hindus fühlbar gemacht; denn ſie

vernichtet die Individualität und hebt jede persönliche Verantwortlichkeit auf. Der Hindu hält sich nur verpflichtet das zu thun, was die Kaste ihm gebietet. Die Eingebornen sagen: „Wir sind wie eine Heerde Schafe, wenn eins in den Brunnen springt, so springt gewiß die ganze Heerde, Eins dem Andern, nach. Kurz: das Kastenwesen verhindert jeden Fortschritt im Volke, indem der Eine nicht weiß, wie er sich im Stolz und Hochmuth gebehrden soll, während der Andere, selbst bei den schönsten Geistesgaben, zum niedrigsten Dienst verurtheilt ist.

Ferner hat die Kaste eine große Scheidung unter dem Volke hervorgerufen, indem Einer den Andern verachtet und mit Füßen tritt. Jede Kaste und Abtheilung will reiner sein als die andere und sucht Personen aus sich auszuscheiden, um nicht die niedrigste zu sein. Obgleich der Hindu sich von Natur zum geselligen Leben hinneigt, so ist ihm doch durch seine Religion jeder freundliche Verkehr und jede nähere Gemeinschaft mit seinem Nächsten, wenn er von verschiedener Kaste ist, verboten. Einige Beispiele aus dem Leben werden es klar zeigen, wie ängstlich der Hindu besorgt ist, seine Kaste rein zu erhalten, und wie er lieber hungert und durstet, als daß er von Speisen und Getränken Gebrauch machen sollte, die nach seiner Ansicht verunreinigt sind.

Wenn ein Schudr in die Küche eines Brahmanen tritt, so wirft letzterer alle seine irdenen Gefäße, weil sie durch seinen Eintritt befleckt worden sind, hinweg, die Metallgefäße aber reinigt er durch's Feuer. — Auf Reisen zu Wasser pflegen die Hindus am Ufer des Flusses ihr Essen zu kochen. Sie machen dann um ihren kleinen Feuerheerd herum in einiger Entfernung einen Kreis oder einen niedrigen kaum bemerkbaren Erdwall. Wenn nun Jemand von einer an-

deren Kaſte, oder ein Europäer ihnen beim Kochen zu nahe kommt, ſo erheben ſie ein Geſchrei und rufen ihm zu, ſich vorzuſehen, damit ihr Eſſen nicht unrein werde. Einſt ereignete es ſich, daß ich in der Dunkelheit nach meinem Fahrzeuge zurückkehrte und wider Wiſſen und Willen durch den um den Heerd gezogenen Kreis ging, da ſagten die Bootsleute zu mir: Ap ne hamárá kháná bigár diye d. h. Sie haben unſer Eſſen verdorben, und warfen es ſogleich fort. — Als mein College eines Tages in die Schule ging, kam ihm der Hindulehrer entgegen und ſagte, er müßte ein neues Waſſergefäß haben, denn es ſei ein Stückchen Brot hineingefallen. Da man nicht wiſſen könnte, ob dieſes Brot von einem Chriſten oder Muhammedaner wäre, und dadurch nicht nur das Waſſer, ſondern auch das Gefäß verunreinigt ſei, ſo könne man nicht mehr aus dieſem trinken. Mein Freund ſuchte ihn zu belehren, daß durch das Stückchen Brot das Gefäß nicht verunreinigt ſei, aber es war umſonſt. Da er ſich nicht dazu verſtand ein anderes Gefäß zu kaufen, ſagte der Lehrer, er müſſe dann ſelbſt eins beſorgen, und that es auch.

Auf meiner letzten Reiſe nach Calcutta, im Jahre 1850, ereignete es ſich, daß ich innerhalb unſeres Bootes mit dem Stock einen von Bambus geflochtenen Fenſterladen aufmachen wollte, damit Licht und Luft hereinkäme. Mein Stock glitt mir aus und traf zufällig einen unſerer Bootsleute, der ſich in einem kleinen Boote, das dicht bei dem unſrigen lag, befand. Da unſere Bootsleute ſich gerade mit dem Kochen ihres Eſſens beſchäftigten, ſagten ſie mir ſogleich: „Sie haben unſer Eſſen verdorben.“ Ich erwiederte ihnen, daß ich nicht gewußt hätte, daß ſie mit ihrem Fahrzeuge dicht bei uns wären und ich Einen von ihnen ja nur mit der Spitze mei-

nes Stockes berührt hätte und dadurch unmöglich ihr Essen verdorben sein könne. Doch blieben sie bei ihrer Behauptung und warfen ihr Essen aus dem Kessel fort. Da wir vom Dorfe weit entfernt waren und sie sich keinen neuen Reis kaufen konnten, so hatten sie diesmal nichts zu essen.

Endlich giebt die Verfassung der Kaste dem Hindu Veranlassung zu den größten Graden des Stolzes, der Kälte, der Gleichgültigkeit und Grausamkeit und gewährt ihm einen hinreichenden Grund zur Entschuldigung, Werke der Liebe und Barmherzigkeit gegen den Nächsten nicht auszuüben. Während er es für eine große Sünde hält, ein Thier, besonders eine Kuh, zu tödten, oder eine Katze zu ersäufen läßt er den Nächsten in seinem Elend umkommen, ohne sich Gewissensbisse darüber zu machen. Wenn der Hindu auf einer Reise oder beim Ausgehen plötzlich schwer erkrankt, oder sprachlos wird, so daß er nicht mehr im Stande ist seine Kaste anzugeben auch Niemand aus seiner Bekanntschaft zugegen ist, der dies sagen kann: so wird Jedermann an ihm vorübergehen und ihn nicht beachten, als wenn er ein verabscheuungswürdiges Geschöpf wäre, und er muß elendiglich sterben, denn man fürchtet durch Berührung mit ihm unrein zu werden und seine Kaste zu verlieren. Missionar Leupolt von Benares erzählt einen recht niederschlagenden Fall: „Im Jahre 1839 sandte Jemand einen Diener nach meinem Hause; als er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, verließ er mich. In der Nähe unseres Hauses wurde er von der Cholera befallen, und lag dort von 9 Uhr des Morgens bis 3 Uhr des Nachmittags. Obgleich sich an jener Stelle viele Arbeiter befanden, welche seine Todesnoth sahen, so war doch Niemand bereit ihm hülfreiche Hand zu leisten, oder mich von seiner Lage in Kenntniß zu setzen. Sobald ich

davon hörte, beeilte ich mich ihm zu helfen, es war aber zu spät; er starb. Als ich die Arbeiter wegen ihrer Grausamkeit zurecht wies, antworteten sie: „Wer kann sagen, zu welcher Kaste er gehört!“

Es darf aber der Hindu auch nicht einmal wagen, von einem Menschen, der durch die Kaste von ihm geschieden ist und niedriger als er steht, Speise und Trank anzunehmen, weil sie sich dadurch verunreinigen; denn Heil und Segen auf Erden sowohl als im Himmel, hängt von der Aufrechterhaltung der Kaste in ihrer Reinheit ab. Aus diesem Grunde ziehen es Viele vor, lieber vor Hunger und Durst zu sterben, als daß sie sich durch die dargereichten Gaben verunreinigen sollten. Im Jahre 1843 ereignete es sich auf der Missionsstation Tschuprah, während meines Aufenthalts daselbst, daß ein Hindu zu den Missionaren kam, um sich Arzenei zu holen. Der Mann war in Folge seiner Krankheit nicht mehr im Stande von dem Missionsgehöfte wegzugehen und blieb unter einem Baume liegen. Die Missionsgeschwister zeigten ihm sogleich die größte Theilnahme, aber er verschmähte jede Speise, wodurch seine gesunkenen Kräfte gehoben und sein Krankheitszustand gebessert werden konnte. Die Hindus kümmerten sich gar nicht um ihn, und da er von seinen Kastengenossen getrennt war, so wurde er ein Opfer des heidnischen Aberglaubens.

Die Kaste ertödtet alle geselligen und wohlwollenden Gefühle der menschlichen Natur, und verschließt das Herz des Menschen gegen seinen Nebenmenschen in einer Weise, die selbst unter den wildesten Nationen unbekannt ist. Denn sobald der Hindu aus herzlichem Mitleid und Erbarmen sich der Kranken an einem fremden Orte oder auf der Reise annimmt, die einer anderen Kaste angehören, ihrer wartet und

pflegt, oder die heimathslosen Waisen, welche in Elend, Hunger und Blöße umhergehen, in sein Haus führt und ihnen Obdach, Nahrung und Kleidung giebt, so verliert er seine Kaste. Dagegen wenn er sich in allen Sünden und Lastern herumwälzt, ein Straßenräuber wird, die Regierung betrügt, die Wittwen und Waisen zu Grunde richtet und für seine Vergehungen selbst die Strafe der Obrigkeit erduldet, so bleibt er dessenungeachtet ein gutes Mitglied seiner Kaste und braucht keine Ausstoßung zu fürchten. Die Hindus sind keineswegs von Natur abgeschlossen, hart und grausam, sondern ein geselliges, weiches und mildes Volk, aber ihre Religion macht sie grausam gegen ihre Familie, gegen ihre Untergebenen und gegen ihren Nächsten. Obgleich sich viele Vorschriften und Verordnungen über ihr Verhalten gegen Gott und die Menschen in ihren heiligen Büchern vorfinden, so ist ihnen doch nirgends das Gebot eingeschärft: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst."

Wahrlich die Begründung eines solchen Kastenwesens, das durch die Religionsbücher der Hindus aufrecht erhalten wird, kann nicht göttlich sein, da dasselbe Stolz, Hoffarth und Hochmuth nährt und den Menschen nöthigt gegen seinen Nächsten Kälte, Gleichgültigkeit und Grausamkeit zu zeigen.

Das Kastenwesen ist ein Riesenbollwerk des Satans. Es kann in der That durch nichts anderes erschüttert und gänzlich aufgehoben und sein der Menschheit gebrachter Fluch hinweggenommen werden, als nur durch die Macht des Evangeliums und durch den starken Arm unseres Gottes. Glücklicher Weise ist damit schon ein guter Anfang gemacht. Der Einfluß des Evangeliums macht sich in unseren Tagen bei den Eingebornen immer mehr geltend, und der Eine und der Andere durchbricht die Fesseln des Kastenverbandes.

Auch hat das Kastenwesen einen gewaltigen Stoß durch die Eroberung des Landes zuerst von Seiten der Muhammedaner und später durch die der Engländer erfahren. Die Brahmanen müssen zu ihrem Schrecken sehen, daß durch diese fremden Nationen sich eine Macht in ihrem Lande geltend gemacht hat, welche größer ist, als der Brahmaismus, und jetzt das so uralte Kastensystem des Volkes unaufhaltsam zu vernichten droht. Sie, die früher keine Abgaben zu geben hatten, müssen jetzt wie die Andern den Eroberern Steuern bezahlen und werden für die Uebertretung des Gesetzes ebenso wie die Übrigen des Volks bestraft; sie sehen, daß sie alle Ansprüche auf Unterstützung von den Herrschern des Landes verloren haben, und oft gezwungen sind, sich als Soldaten anwerben zu lassen, oder Kaufleute zu werden, um sich ihren Unterhalt zu erwerben. Dagegen bemerken wir auf der anderen Seite, daß die Schudr's, befreit von dem Druck der Vorurtheile, nach Kräften neue Bahnen einschlagen, Reichthümer aufhäufen und sich durch ihre Mittel einen bedeutenden Einfluß verschaffen. Ja, der Brahmane tritt jetzt manchmal sogar in eine Abhängigkeit von Personen niederer Kaste, während der Schudr sieht, daß die in den Schulen erworbenen Kenntnisse ihm zu hohen Aemtern förderlich sind.

14. Die religiösen Waschungen.

Die religiösen Waschungen und Reinigungen spielen unter dem indischen Volke eine große Rolle und stehen mit dem Götzendienste in dem innigsten Zusammenhange. Der Hindu beabsichtigt dadurch von seinen Sünden rein zu werden. Er hält jedoch die Sünde mehr als eine ceremonielle Befleckung

als eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes. Es wird wohl noch lange dauern, bis sein Gewissen so geschärft ist, daß er über seine Vergehungen wirklich Schmerz und Reue empfindet und nach Gnade und Vergebung seiner Sünden verlangt. Bis jetzt begnügt sich das Volk mit der äußeren Reinigung und glaubt in seiner Blindheit dadurch Vergebung der Sünden zu erhalten. Kein Wunder, daß die Badeplätze sehr besucht werden.

Das religiöse Baden wird von den Hindus Snán genannt und von dem gewöhnlichen Baden für den Zweck der Reinigung unterschieden; beides wird jedoch von den Personen, welche am Ganges oder an einem andern heiligen Flusse wohnen, häufig vereinigt. Den Brahmanen wird es zur strengen Pflicht gemacht, die religiösen Waschungen täglich zu verrichten, dagegen soll es von den Andern geschehen, so oft sie es können. Während des Badens behalten beide Geschlechter ihre Kleidung an, damit der Anstand nicht verletzt werde, denn nach den Schasters der Hindus hält man es für eine große Sünde sich ganz entblößt zu baden. Man sagt, daß ein fürchterlicher Fluch Götter und Menschen, die es nicht befolgt, getroffen habe.

Begiebt man sich am frühen Morgen mit Sonnenaufgang zum Ganges, so sieht man bei Städten und Dörfern große Schaaren von Hindus, von allen Sekten und Kasten, Jung und Alt, Männer, Frauen und Kinder, welche sich baden und ihre Gebete laut hersagen. Beim Baden und Untertauchen hört man die Einen die Gebetsformel hermurmeln: „**Bom Mahadeo! Bom Mahadeo!**“ Andere sagen: „**Síta Rám! Síta Rám!**“ Die Andacht erleidet aber oft eine Unterbrechung, denn es ist nicht selten, daß Männer und Frauen dazwischen über verschiedene Gegenstände sprechen, lachen

und ſcherzen, und bei der geringſten Veranlaſſung überhäuft Einer den Andern mit Schelt- und Schimpfworten.

Was die Brahmanen anbetrifft, ſo wenden dieſe, wenn ſie in's Waſſer gehen, ihr Geſicht zuerſt der aufgehenden Sonne zu, und verbeugen ſich gegen dieſelbe, wobei ſie die beiden Hände flach zuſammengelegt vor die Stirn halten. Dann ſenken ſie die Hände nieder, und ſchöpfen mit beiden zuſammengelegten hohlen Händen das Waſſer des Ganges, halten es in die Höhe und bringen es der Sonne, indem ſie es vor ihr ausgießen, und dabei ein kurzes Gebet herſagen, zum Trankopfer dar. Sie drehen ſich darauf langſam herum, wobei ſie am Anfange die Sonne im Auge behalten, verfolgen dann ihren Lauf, bis ſie einen vollſtändigen Kreis beſchrieben haben, und endlich mit ihrem Blick wieder auf ihr ruhen. Dann tauchen ſie ſich mehrere Male unter, fahren dabei fort, ihre Gebete laut herzumurmeln, und gebrauchen beim Reinigen der Augen, Ohren und eines jeden Gliedes ihres Körpers eine andere Gebetsformel. Ebenſo haben ſie auch ein beſonderes Gebet beim Waſchen der Brahmanenſchnur, welche ſie während ihrer Andachtsübung unbehalten und bei gewiſſen Stellen des Gebets vom rechten Ohre herabhängen laſſen. Dies Alles haben ſie nach einem beſtimmten Ritus fünfmal des Tages zu vollbringen, die Meiſten ſind aber damit zufrieden, wenn ſie es einmal gethan haben.

Sobald der Hindu ſeine religiöſe Waſchung oder Reinigung verrichtet hat, wirft er das reine, trockene Gewand über das naſſe, und während er damit beſchäftigt iſt, dies um den Körper zu befeſtigen, macht er jenes los und läßt es unter dem reinen herabfallen. Nach dem Baden füllt er ein metallenes Gefäß, das die Meiſten bei ſich haben, mit Gan-

geswaſſer und trägt es entweder nach Hauſe, um daſſelbe zu mediciniſchen und heiligen Zwecken zu verwenden, oder er begiebt ſich damit nach dem Götzentempel, um daſelbſt eine religiöſe Ceremonie zu verrichten. Manche bleiben jedoch am Fluß noch zurück, um am Ufer noch eine beſondere Andacht zu halten.

Die Hindus glauben, daß man durch die religiöſen Waſchungen die größten leiblichen und geiſtlichen Segnungen empfange, beſonders, wenn es in dem heiligen Ganges bei der Stadt Benares geſchieht, die als die Pforte des Himmels betrachtet wird. Dort ſoll das Waſſer zu allen Zeiten die ſehr heilſame Wirkung beſitzen, das Herz von Sünden zu reinigen, während die Gewäſſer an andern Oertern z. B. Hardewar, Allahabad, Hadſchipur, Ganga Sagor u. ſ. w. nur an gewiſſen Tagen und zu beſtimmten Zeiten dieſe eigenthümliche Beſchaffenheit haben. Dies iſt hauptſächlich bei Sonnen- und Mondfinſterniſſen der Fall. In dieſer Zeit wird dem Baden ein ganz vorzüglicher Segen beigelegt und zwar nicht nur unmittelbar für die Leute ſelbſt, die es ausüben, ſondern auch für ihre Kinder und Vorfahren, viele Generationen zurück.

Der Grund, warum dem Baden bei Sonnen- und Mondfinſterniſſen eine ſo vorzügliche Wirkung zugeſchrieben wird, iſt folgender: Als die Götter die See butterten, und Amrit, das Waſſer des Lebens, erlangten, wünſchte Wiſchnu es den Göttern zu geben, aber den Dämonen ein berauſchendes Getränk. Indeſſen ein Rätſchas oder Dämon, mit Namen Ráhu, entdeckte den Betrug, nahm die Geſtalt eines Gottes an, und ſetzte ſich zwiſchen Sonne und Mond. Da Wiſchnu glaubte, daß er wirklich ein Gott ſei, ſo gab er ihm von dem Amrit. Augenblicklich rief die Sonne aus:

Wiſchnu, was machſt du, und der Mond hielt ſeinen Arm zurück. Sobald Wiſchnu ſeinen Irrthum bemerkt hatte, nahm er ſeinen Tſchakar oder ſcharfen Diskus, und hieb dem Dämon den Kopf ab, aber es war zu ſpät. Rahu hatte ſchon von dem Amrit getrunken, und war unſterblich geworden. Aus Rache verfolgt er jetzt die Sonne und den Mond, und ſo oft er eins oder das andere erreichen kann, verſucht er ſie zu verſchlingen. Da ihm aber die Sonne zu heiß iſt, ſo beißt er ſie nur an. Aus dieſem Grunde haben wir nur theilweiſe Sonnenfinſterniſſe. Was aber den Mond anbetrifft, ſo verſchlingt er ihn zuweilen gänzlich, weshalb die völligen Mondfinſterniſſe entſtehen. Glücklicher Weiſe iſt dem Dämon der Rumpf abgehauen, und er kann den Mond nicht lange bei ſich behalten. Doch haben die Menſchen auf dem Monde, wenn er durch ſeine fürchterlichen Zähne und durch ſeinen ungeheuren Rachen zu gehen hat, viel zu leiden. Wenn aber die Hindus zu dieſer Zeit in dem Ganges baden, und den Brahmanen reiche Geſchenke geben, ſo glauben ſie, daß dadurch der Zuſtand der Menſchen auf dem Monde erleichtert werde, und ſie ſelbſt erhalten Vergebung der Sünden.

Die Ufer des Ganges ſind zu ſolchen beſonderen Zeiten an den heiligen Oertern mit Tauſenden von Männern, Frauen und Kindern, von allen Ständen, Klaſſen und Sekten bedeckt, und es findet daſelbſt ein ungeheures Gewühl und Gedränge ſtatt. Alte und kranke Perſonen laſſen ſich oft viele Tagereiſen in einem Palankin oder Sänfte, oder auf einem Bette, welches von einem Bambusrohr an Stricken herabhängt, auf den Schultern von Männern nach dem Ufer des heiligen Fluſſes hintragen, wo ſie dann mit Hülfe ihrer Freunde den ſiechen Körper im Ganges untertauchen.

Schon den Tag vorher, wo die Finſterniß eintreten ſoll, ſieht man verſchiedene Gruppen in die Stadt hineinſtrömen. Gewöhnlich halten die Leute von einem Orte zuſammen; hauptſächlich ſind es Frauen von den nahen Städten und Dörfern, welche ſich in Reihen langſam fortbewegen und einen Feſtgeſang anſtimmen. Ihre Geſänge beziehen ſich meiſtens auf die Begebenheit, wo das Ungeheuer Rahu den Mond zu verſchlingen ſucht.

An dem Tage, wo die Mondfinſterniß erwartet wird, iſt das Wogen des Volkes noch bedeutender. Von allen Gegenden verſammeln ſich die Hindus in dem Badeorte, um ſich in dem Augenblick zu baden, wo jener wichtige Moment eintreten ſoll. Die Straßen und Nebenwege, welche zur Stadt führen, ſind mit allen Volksklaſſen ſtark angefüllt. Alle bemühen ſich zur rechten Zeit anzukommen, um einen guten Platz, dem heiligen Strom ſo nahe wie möglich, zu erhalten, damit ſie in dem günſtigen Augenblick, wo die Finſterniß beginnt, ſie ſei ſichtbar oder nicht, in den Ganges hineinſpringen können. Das Ufer des Ganges iſt zur Zeit der Finſterniß eine ſehr große Strecke der Stadt entlang, mit einer dichten Menſchenmaſſe bedeckt, welche auf den wichtigen Augenblick wartet, wo das Ungeheuer Rahu den Verſuch macht, den Mond zu verſchlingen. Endlich wird dieſer Zeitpunkt durch Blaſen auf Hörnern und Muſcheln und durch den Schall einer großen Pauke und vieler Tamburin's angekündigt. Plötzlich erſchallt von unzähligen Stimmen der Freudenruf „Ganga má ki dschai" Triumph der Mutter Ganga, und eine große Schaar von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Greiſen und Kindern, ſtürzt ſich jetzt auf einmal in den Fluß, damit ihr die heilſame Wirkung des Waſſers in dem günſtigen Augenblicke zu

Theil werde. Der Wirrwar ist zu solchen Zeiten außerordentlich groß.

Natürlich findet das Volk durch die religiösen Waschungen keine Vergebung der Sünden und keinen Frieden für's Herz, denn das Wasser des Ganges kann nicht die Sünden hinwegnehmen. Der Hindu hat nur die Genugthuung, daß er den Forderungen seiner Religion nachgekommen ist. Ein Ausspruch in den heiligen Büchern sollte aber in den Hindus ernstliche Zweifel und Bedenken erwecken, daß das Baden für das Herz doch unnütz sei, denn eine Stelle lautet also: „Wer ein schlechtes Gemüth hat und das ganze Leben hindurch seinen Körper mit Erde einriebe und dabei einen Berg verbrauchte und sich in dem Ganges badete, wird dennoch nicht rein.“*) Die Brahmanen lassen aber solche wichtige Aussprüche wohlweislich unter dem Volke nicht bekannt werden, damit ihr Interesse nicht Schaden leide. Die Missionare sagen dies den Hindus, aber wie lange dauerts, ehe ihr Wort ohne Vorurtheil mit Glauben und Vertrauen gehört und angenommen wird.

15. Der Götzendienst in den heidnischen Tempeln.

Die Hindus haben ebenso wie wir die Zeit in Wochen getheilt, und die Namen ihrer Tage sind wie in Europa von der Sonne, dem Monde und den Planeten abgeleitet. Es ist aber unter ihnen das Andenken an den siebenten Tag, als dem Sabbath oder Tag der Ruhe und Heiligung, gänzlich verloren gegangen. Dafür feiern sie nun in jedem

*) Weil der Boden in Indien besonders am Ganges von lehmiger Beschaffenheit ist, so wird derselbe vom Volke zum Reinigen gebraucht.

Jahre unendlich viele Feste zu Ehren ihrer Götter, denn auch der natürliche Mensch hat das Bedürfniß sich das Wohlgefallen seines Gottes zu erwerben, und seinen Zorn durch mancherlei Opfer abzuwenden. Man kann es sich in einem christlichen Lande nicht vorstellen, wie abscheulich die indische Abgötterei ist. Das Allerschändlichste und Schmutzigste ist Gegenstand der Verehrung.

Fast jedes Dorf in Indien hat einen Götzentempel; in den Städten giebt es mehrere und in Benares, der heiligsten Stadt des indischen Reiches geht ihre Zahl weit über tausend hinaus. Wischnu und Schiwa nebst vielen anderen Gottheiten haben eine große Anzahl von Tempeln und Schreinen, Brahm dagegen hat in ganz Indien keinen Tempel. Er hat sich dieser Ehre, wie schon an einem andern Orte darauf hingewiesen, durch eine große Lüge verlustig gemacht und sich durch seine Liederlichkeit und Ausschweifung auch die Verachtung seiner Mitgötter zugezogen.

Man pflegt die Tempel in Indien auf den Spitzen der Hügel, in dunklen Hainen, unter schattigen Bäumen, dem Pipal-Baume „Ficus indicus“ und in der Nähe eines heiligen Flusses oder eines Teiches zu erbauen, damit vor der Anbetung die religiösen Waschungen verrichtet werden können. Im letzteren Falle führt gewöhnlich eine prächtige Treppe vom Wasser bis zum Tempel hinauf. Oft sind die Tempel von einem großen viereckigen Hof umgeben, welcher von einer Mauer eingeschlossen ist. Die Tempel sind nicht geräumig wie unsere christlichen Kirchen, welche zu einem Versammlungsort für die Jünger des Herrn und zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit dienen, sondern sie haben innerhalb nur einen kleinen beschränkten Raum, weil derselbe nur eine Wohnstätte des stummen Götzen ist.

Zuweilen findet man darin eine Panke oder große Trommel. In manchen Tempeln sieht man über dem Götzen, der immer auf einer mäßigen Erhöhung steht, eine große Glocke hängen. Gewöhnlich fällt das Tageslicht durch die Vorderthür, wenn sie weit aufgemacht ist in den innern Raum hinein; denn die Tempel haben keine Fenster, höchstens ein rundes Loch in der Mauer. Da die Götzenzelle in den meisten Fällen wenig erhellt ist, so wird dadurch ein geheimnißvolles Dunkel hervorgerufen. Dies ist hauptsächlich bei den Tempeln, die in dunklen Hainen stehen, oder von schattigen Gärten umgeben sind. Der Fremdling wird schon bei deren Betreten von einem unheimlichen schauerlichen Gefühl ergriffen, wohl deshalb, weil dort Werke der Finsterniß ausgeübt werden.

Dem Götzendienst in den heidnischen Tempeln stehen die Priester, die Brahmanen, vor. Diese wohnen meist in der Nähe des Tempels. Sie werden als die schirmenden und schützenden Diener des Götzen angesehen. Die Verehrer Wischnu's tragen auf der Stirn, Brust und den Oberarmen ein rothes, weißes oder gelbes Zeichen, welches perpendiculär ist. Schiwa's Anbeter tragen das Bild des Lingams oder einen Dreizack auf der Stirn, auch die Sonne als Zeichen des Feuers.

Der tägliche Kultus besteht in den mehr besuchten Götzentempeln gewöhnlich darin, daß der Platz um den Götzen herum von dem dienstthuenden Priester rein gefegt und das Götzenbild gewaschen oder gesalbt wird. Vor dem Bilde brennen Lampen, worauf Weihrauch verdunstet. In vielen Tempeln, besonders in Südindien, führen Götterdienerinnen unter lärmender Musik ihre heiligen Tänze auf. Diesen liegt es außerdem ob, das Lob der Götter zu besingen, die

Schreine zu verzieren und bei den Festen Kränze zu flechten. Sie sind von ihren Eltern schon von Jugend auf zu solchem Tempeldienst bestimmt. Oft sind sie die Buhlerinnen der Priester und werden von diesen, wie von den Eltern darüber belehrt sich als die Frauen und Lieblinge der Götter anzusehen; sie sind sogar berechtigt, was man kaum glauben wird, durch ihre Künste und Schmeicheleien die Zahl der Anbeter ihres Gottes zu vermehren, damit sie sich seiner Gunst und seines Schutzes erfreuen. Die Sünde der Wollust wird somit unter der göttlichen Autorität, als ein Zeichen der religiösen Anbetung, für gesetzlich erklärt.

Das Volk bringt im Tempel dem Götzen seine Opfer dar. Sie bestehen hauptsächlich in heiligen Blumen, Blättern und Kränzen; in Libationen d. h. in Traukopfern von heiligem Wasser, in Milch, Honig und Pisang, in Kokosnußöl, Zucker, Reis, Specereien und anderen Gegenständen, doch Geld, sagen die Brahmanen, sei das angenehmste Opfer für den Götzen. Der Göttin Kali werden auch blutige Opfer: Büffel, Ziegenböcke und Schafe dargebracht. An jedem Tage vernimmt man des Abends nach Sonnenuntergang von manchen Tempeln ein langanhaltendes, dumpfes Glockengeläute und das Wirbeln auf einer großen Trommel. Der Priester will den Götzen dadurch aufmuntern, doch auf die Opfer die jetzt das Volk darbringt, zu merken und die Gebete der Opfernden zu erhören.

Der Götzendiener hat viele, zum Theil kleinliche Vorschriften zu befolgen, wodurch er hofft entweder mit dem erzürnten Gott ausgesöhnt zu werden, oder von ihm irdische Vortheile zu erlangen, oder seinen Zustand in der anderen Welt zu verbessern. Die Veda's enthalten Gebete für jede Gelegenheit, dagegen die Puran's schreiben den Hindus viele

Vorschriften vor, um das Volk recht in der Gewalt der Priester zu erhalten. Alle götzendienerischen Vorschriften lassen sich auf Abwaschungen, Fasten, Opfer, Gebete, Wallfahrten, Processionen und Selbstpeinigungen, die man für verdienstlich hält, zurückführen. Bei allen auf den Götzendienst Bezug habenden Handlungen, ist wesentlich die Abwaschung, die Mundreinigung und das Opfer erforderlich. Es befinden sich deshalb bei den Tempeln, die nicht an heiligen Flüssen stehen, zierliche, mit Steinen eingefaßte Teiche zum Baden.

Die Anbetung des Götzen in dem Tempel wird von Seiten des Volks in folgender Weise verichtet: Der Götzendiener begiebt sich, wenn er in der Nähe eines heiligen Flusses wohnt, zuerst nach demselben und badet sich darin z. B. in dem Ganges, und nimmt in einem Metallgefäß etwas von dem heiligen Wasser mit sich. Er kauft dann die nöthigen Opfer und begiebt sich nach dem Tempel. Sobald er in den Vorhof tritt, verbeugt er sich gegen den Götzen und geht dann um den Tempel ein, zwei, auch dreimal herum. Während er dies thut, murmelt er seine Gebete und Beschwörungsformel her. Da die Gebete in der Sanskritsprache sind, so weiß gewöhnlich das Volk nicht, was es sagt. Was der Hindu aber dadurch in den meisten Fällen von dem Götzen zu erlangen hofft, ist: Gieb mir Gesundheit; gieb mir Reichthümer; gieb mir Kinder; vernichte meinen Feind; erfülle den Wunsch meines Herzens; laß mir dieses oder jenes gelingen, ohne entdeckt zu werden, und solches ist öfters auf Betrug und Ruin des Nächsten abgesehen. Zu solchen Bitten werden die Hindus durch ihre eigenen Religionsbücher veranlaßt. Der Athárawán-Ved enthält viele Beschwörungsformeln um die Vernichtung der Feinde. In dem Sam Ved findet sich folgende Stelle,

„Vernichte, o heiliges Gras, meine Feinde, rotte aus meine Widersacher; vertilge, o köstlicher Edelstein, alle diejenigen, welche mich hassen.“ Und, „o Indra! vernichte alle unsere habsüchtigen Feinde, und erhalte alle unsere mildthätigen Freunde. Gieb uns tausend schöne Kühe und Pferde und rechne uns zu den Großen.“ An einer andern Stelle heißt es: „Wir suchen mehr Reichthümer von Indra, ob du sie von Menschen, oder von den Bewohnern des Himmels, oder von dem untern Himmel, oder von sonst einem Orte besorgst, mach uns nur reich.“ Solcher Stellen giebt es mehrere.

Der Götzendiener weiß nichts von inniger Andacht, von Dank für empfangene Wohlthaten und von Bekenntniß der Schuld; von einer Reue über seine Vergehungen ist nie die Rede. Kein Wort kommt über seine Lippen um Gnade und Vergebung seiner Sünden; oder um Kraft und Stärke zu einem Gott wohlgefälligen Wandel. Denn wie kann er um diese Dinge bitten, wenn er keine rechte Vorstellung von ihnen hat. Alles ist bei ihm neidisch, sinnlich und fleischlich. Jeder will erhört sein. Ist das Gebet zu Ende, dann nähert er sich dem Götzen, nennt seinen Namen, bringt ihm seine Opfer dar, und gießt auf denselben das heilige Gangeswasser als Trankopfer. In diesem Augenblicke schlägt der dienstthuende Priester an die große Glocke, die über dem Götzen herabhängt, damit er auf das verrichtete Gebet und dargebrachte Opfer merken möchte. Die Anbetung ist dann vorüber. Der arme Götzendiener begiebt sich darauf nach Hause und glaubt, daß sein Gebet erhört sei. Erhält er, was er will, so ist er zufrieden. Wenn aber die Erfahrung ihn vom Gegentheil überzeugt, dann glaubt er, daß er irgend ein Versehen in der Ceremonien gemacht haben muß, erneuert vielleicht bei demselben Götzen seine Púdscha

d. h. Anbetung, und verspricht noch größere Opfer zu bringen, im Falle ihm seine Bitte gewährt würde; oder er bricht bei dem nächsten Götzendienste in einen Strom von Verwünschungen über ihn aus, und wendet sich an einen andern der Götter.

Die Mutter verspricht nicht selten den ersten Sohn, den sie erhalten würde, Mahadeo, dem Gotte der Zerstörung opfern zu wollen. Wenn sie nun wirklich einen Sohn erhält, so verschweigt sie diesem ihr geleistetes Gelübde, bis er die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat. Dann aber theilt sie ihm solches mit und gebietet ihm es zu erfüllen. Er hält es dann für seine Pflicht, der Mutter gehorsam zu sein, und betrachtet sich von nun an als einen Gott Geweihten. Ohne Jemand ein Wort zu sagen, was ihm die Mutter mitgetheilt hat, zieht er ein Pilgerkleid an, und besucht alle berühmten, dem Mahadeo geweihten Tempel, und zuletzt auf der Mela, die auf dem Mahadeoberge abgehalten wird, stürzt er sich von einer hohen Felswand herab. Die englischen Beamten haben schon viel aufgeboten dieser Sitte zu steuern, doch ist es ihnen nur theilweise gelungen.

An den großen Festtagen versammelt sich die Menge außerhalb des Tempels. Man betritt nur denselben, um dem Götzen entweder die Trank- Dank- und Friedensopfer, oder die besonderen Gebete vorzubringen. An dem Versammlungsorte selbst findet aber niemals eine Predigt statt. Es wird dort nichts zur Erbauung vorgenommen, um die Seele auf den Flügeln der Andacht von der Erde zum Himmel zu erheben, sie in der Erkenntniß des wahren Gottes zu unterweisen und mit dem Heilsplane zu unserer Seligkeit bekannt zu machen. Keiner wird vom Priester ermahnt die Sünden zu verlassen und der Heiligung nachzujagen, ohne welche

Niemand den Herrn ſchauen kann. Der ganze Hindu-Götzendienſt beſteht nur in einem Kreislauf von Opfern, verſchiedenen Gebräuchen und Ceremonien und in der Ausübung von freiwilligen, auferlegten Selbſtpeinigungen.

Der Götzendienſt iſt bei den Hindus ein wahrer Teufelsdienſt und eine Sklavenarbeit. Sie machen ſich einen Götzen, betrachten ihn mit feindſeligen Augen und beſtreben ſich, ihn mit groben Schmeichelreden, mühſeligen Wallfahrten, ſchweren Dienſten und koſtbaren Opfern, zu beſänftigen. Aus Selbſtſucht oder aus Furcht gehen ſie in den Tempel. Sie kommen aus demſelben wie von einer Arbeit und erlangen keinen weiteren Vortheil, als die Befriedigung ihrer böſen Leidenſchaften, eine größere Entwürdigung ihres Charakters und Verhärtung ihres Herzens. So ſchänden und läſtern ſie Gott, werden voll Hochmuths, betrügen ihr Herz, verwunden ihre Seele und ihr Gemüth. Ihr Herz wird zuletzt ebenſo gefühllos wie der Götze, der aus Holz oder Stein gebildet iſt.

Die Opfer, welche die Hindus ihren Götzen an Geld, Früchten und anderen Erzeugniſſen darbringen, ſind ſehr bedeutend. Männer und Frauen opfern faſt täglich Etwas ihrem Götzen oder dem Prieſter. Niemand thut ſolches mit Murren, ſondern eben ſo gern, als wenn er ſonſt die Koſten ſeines Haushaltes beſtreitet, vorausgeſetzt, daß Gott nach ſeiner großen Gnade und Barmherzigkeit, nach ſeiner Geduld und Langmuth, ihm das gewährt, was er von ſeinem Götzen bittet und erwartet. Die Opfer des Volks werden zum Unterhalte der Tempel und der großen Zahl der faulen, hochmüthigen und unzüchtigen Prieſter verwendet. Viele von den Tempeln gehören den Prieſtern als Eigenthum. Dieſe Wölfe ſind ſehr darauf bedacht den Götzen-

dienſt unter dem Volke zu erhalten, und ihn durch alle Mittel demſelben beliebt zu machen, um davon ihren Nutzen zu ziehen.

Faſt alle Feſte der Hindus werden hauptſächlich des Nachts gefeiert und zwar bei ſchreiender und lärmender Muſik. Das Ganze hört ſich recht unheimlich und teufliſch an; ja man bekommt den Eindruck, als wenn die Hölle im Aufruhr wäre.

16. Das religiöſe Leben der Hindus.

Jeder Hindu hat ſeinen Götzen, dem er dient und deſſen Zeichen er auf ſeine Stirn malt. Hauptſächlich iſt es die Göttin des Schickſals und der Gott der Weisheit und des Reichthums, die eine allgemeine Verehrung genießen. Dieſen Hausgötzen brennen ſie bei Nacht eine Lampe und ſtellen ihnen Reis und Waſſer vor, in der Meinung, ſie genöſſen wenigſtens die darin enthaltene Nahrungskraft. Wenn der Götze ihre Bitten nicht erhört, ſo ſtellen ſie ſich vor denſelben hin und drohen ihm, daß, wenn er nicht bald helfe, ſie ihn in einen Kaſten ohne Licht ſperren und ihm keinen Reis und kein Brot geben würden. Hilft das nicht, und wird die Sache noch ſchlimmer, ſo bringen ſie zitternd den Götzen wieder an's Licht, ſetzen ihm Speiſe vor und bitten ihn knieend ab. Bei den Feſten zu Ehren der Götter ſind die Leute ſehr verſchwenderiſch und ſcheuen dabei keine Unkoſten.

Die Hindus geben ihre Religioſität in allen Lagen und Verhältniſſen ihres Lebens zu erkennen. Wenn der Hindu eine Ehe ſchließt, ſo begeht er ſie ſtets in heidniſch-religiöſer Weiſe. Durch den Brahmanen wird das Jahr

und der Tag der Hochzeit festgesetzt. An dem Hochzeitstage selbst darf der Brahmane nicht fehlen. Die Götter werden angebetet und ihr Segen wird erfleht. Schenkt Gott dem Ehepaar ein Kind, so erhält es in vielen Fällen einen recht bezeichnenden Namen, der eine religiöse Bedeutung hat, z. B. Deoparsád, „Gottesgabe", Rámdayál, „der barmherzige Ram," Rámdás, „der Diener Rams", Gopál, ein Anbeter Krischna's u. s. w.

Jedes Kind der götzendienerischen Eltern wird am 6. Tage nach seiner Geburt der Göttin des Schicksals und am zwölften Tage dem Gott der Weisheit mit großem Gepränge geweiht. Bei dieser Gelegenheit werden dem Brahmanen Opfer gegeben. Die Feierlichkeit findet im Hause der Eltern statt. Die Mutter tritt mit dem Kinde auf dem Arme hervor und giebt zuerst selbst ein Opfer und betet den Götzen an; dann giebt sie dem Kinde eine Frucht oder etwas Reis, oder ein Stück Silber, oder eine Kupfermünze in die rechte Hand, hebt es vor dem Götzen in die Höhe, läßt das Geld in den Schoß des dienenden Priesters fallen, beugt den Kopf des Kindes vor dem häßlichen Götzen aus Holz, Lehm oder Stein, und weiht es so, ehe es den Vater- oder Muttern amen lallen kann, zu einem Götzendiener ein. Solche und ähnliche Ceremonien macht sie alle Tage, so lange es noch unmündig ist, und glaubt durch dies Alles den Götzen hoch zu verpflichten, damit derselbe sie und ihr Kind in dieser und in jener Welt segne. Beim Götzenfeste des Dschaganath sieht man, wie die heidnische Mutter sich angelegen sein läßt, das Köpfchen ihres Säuglings zu beugen, damit es schon frühe diesen Götzen anbeten lerne. Viele Eltern pflegen die Händchen ihrer kleinen Kinder, wenn der Götzenwagen durch die Straßen gezogen wird, auf das Seil zu

legen, und bemühen ſich ſo dieſelben, ſchon von Jugend auf in der Religion ihrer Väter zu erziehen und mit den religiöſen Pflichten und Gebräuchen eines Götzendieners bekannt zu machen.

Auf dieſe Weiſe wird der Hindu zum Götzendiener herangebildet. Das Kind, das zuerſt das Bild des Mahadeo, Ganeſch, oder eines andern Götzen, als Steine oder Puppen betrachtete, ſieht zuletzt, je mehr es heranwächſt, dieſelben als ſeine Götter an, obgleich ihn ſein Verſtand im Anfange vom Gegentheil belehrte, weil es von den Eltern zu ihrer Verehrung fortwährend angehalten wird. Der Ausſpruch bleibt darum wahr: „Mit wem man umgeht, dem wird man zuletzt ähnlich.“ Geht der Menſch mit Gott um, ſo wird er ihm ähnlich, und geht er mit einem Götzen von Holz und Stein um, ſo wird er gleichſam verſteinert und verliert Herz und Verſtand.

Der Hindu nimmt die Götzenbilder, welche er vorhin als Steine anſah, ſchmückt und liebkoſt ſie, ladet ſie ein ſich niederzuſetzen, ihre Juwelen ſich anzulegen, ſich an dem Wohlgeruche der Blumen zu ergötzen, und ſich an den köſtlichen Speiſen zu erfriſchen. Er fächelt ihnen mit dem Fächer, damit ſie ſich der Kühlung erfreuen, und giebt ihnen mehr Kleider, damit ſie ſich nicht erkälten; er umgiebt ſie mit Vorhängen, damit ſie die Moskitos und Fliegen nicht beläſtigen; er beſchmiert ſie mit rother oder einer anderen Farbe, damit ſie ſich über ihre Schönheit freuen; er bringt ſie in den Schlaf, damit ſie ſich ausruhen und dann fällt er vor ihnen nieder, betet ſie an und bittet ſie um Auslegung der Träume, der vorbedeutenden Zeichen und um andere Dinge. Der Hindu fürchtet die Berührung des Muhammedaners und Europäers, damit ſeine Götter nicht verunreinigt oder ver-

nichtet werden. Geſchieht es, daß ſie berührt werden, ſo werden die Götzenbilder gebadet und gereinigt. Zuweilen glaubt der Hindu, daß die Götzen krank ſind; dann nimmt er dieſelben heraus, damit ſie friſche Luft genießen. Das Wort der heiligen Schrift findet hierdurch ſeine Erfüllung, wenn ſie von den verblendeten Götzendienern alſo ſpricht: „Die ſolche machen ſind gleich alſo, und Alle, die auf ſie hoffen.“ (Pſ. 115, 8.)

Der Aberglaube und die Abgötterei haben das Gemüth des Hindu ſo durchdrungen und ſind mit dem ganzen geſellſchaftlichen Verkehr und dem alltäglichen Leben ſo innig verwebt, daß durchaus nichts geſchehen kann, ohne in merklicher Beziehung zu einem ſchmutzigen Gott oder einem abſcheulichen Gebrauche zu ſtehen. Wo der Hindu nicht weiß, wie er ſich zu verhalten hat, da erbittet er ſich bei allen wichtigen Ereigniſſen ſeines Lebens den Rath ſeines Purohits oder Seelſorgers. Jede Handlung, jede Tages- und Jahreszeit hat bei dem Hindu ihre gewiſſen Geſänge, Opfer und dergleichen, Alles iſt aber ſchändlich vor Gott und ſchädlich dem Menſchen.

So abgöttiſch die Hindus ſind, ſo giebt es doch kaum ein Volk auf der Erde, das ſo religiös in ſeiner Art, wie dieſes iſt. Ihre Begrüßungsformel iſt mit dem Namen ihres Gottes z. B. in Oberindien: „Ram! Ram!“ In ihren Geſchäftsbüchern und auch in ihren Briefen ſchreiben ſie am Anfange den Namen ihres Gottes. Wenn ein Hindulehrer Kinder zum Leſen bringen will, ſo lehrt er dieſen zuerſt die **Rámá gatti** d. h. Ramas Heil, welches zu geben er in dieſem Gebete angefleht wird. Dieſe **Rámá gatti** wird vor jeder Stunde hergeplappert, und wenn die Kinder ſchreiben, zuerſt geſchrieben. Wenn der Hindu zu zählen an-

fängt, ſagt er ſtatt eins Ram, und dann fährt er fort zwei, drei u. ſ. w. zu ſagen. Begiebt er ſich auf eine Reiſe, ſo bittet er Gott um einen glücklichen Erfolg.

Viele Hindus tragen einen Roſenkranz mit ſich herum, der von der Frucht eines heil. Baumes, oder von dem Holz eines heil. Strauches verfertigt iſt, nach welchem ſie den Namen ihres Lieblingsgottes wiederholen. Sie haben nämlich den Glauben, je öfterer ſie denſelben herſagen, daß ihr Verdienſt deſto größer ſei. Einige laſſen ſich ſogar angelegen ſein einem Papagei, den ſie auf ihren Gängen in einem Käfig mit ſich herum tragen, die Namen ihrer Götter vorzuſprechen, indem ſie ſagen: „**Bolo (ſprich) Sitá Rám! Sitá Rám!**“ oder: „**Krischn Gopi!**“ bis er zuletzt es ſprechen lernt. Dadurch beabſichtigen ſie ſowohl die Seligkeit des Vogels als ihre eigene zu befördern.

Der Schiffer wird nie eine Fahrt antreten, ohne vorher das Fahrzeug, das ſein Gott iſt, und den Ganges, angebetet zu haben. Die Anbetung des Fahrzeuges geſchieht in folgender Weiſe: Sobald der Schiffer eine Reiſe antritt, behängt er das Vordertheil des Bootes mit einem Kranz von Opferblumen. Er legt dann ſeine Hände flach zuſammen, erhebt ſie gegen die Stirn, verneigt ſich gegen das Schiff und beſprengt daſſelbe mit heiligem Ganges-Waſſer. Darauf beſteigt er das Boot, und wenn er zu rudern anfängt, erhebt er mit ſeinen Gefährten den lauten Ruf: „**Ganga má ki dschai!**“ „Triumph der Mutter Ganges.“ Dieſer Ausruf und die Anbetung des Bootes wird auf's Neue wiederholt, wenn der Schiffer am Ziel ſeiner Reiſe angelangt iſt. Dies thut er darum, weil er ſagt: „das Boot ernährt mich.“

Allenthalben wo die Hindus gehen und ſtehen, unterhalten ſie ſich von ihren Göttern und von dem, was ſie gethan

haben. Sie zeigen in deren Geſchichte eine große Bekanntſchaft, wie man ſie bei den Bekennern des wahren und lebendigen Gottes über die Thatſachen zu unſerer Erlöſung nur ſelten findet.

Was die Gebetszeiten der Hindus anbetrifft, ſo muß man ihnen nachrühmen, daß ſie dieſelben ſehr gewiſſenhaft beobachten und ſich in der Ausübung ihrer religiöſen Pflichten durch nichts zurückhalten laſſen. Schon am frühen Morgen hört man ſie ihre Gebete hermurmeln und ebenſo beim Sonnenuntergang. Beſucht ein Europäer einen reichen oder vornehmen Hindu, ſo findet er ſich durch den Beſuch zwar ſehr geehrt, ſobald aber die Zeit der Hausandacht kommt, wo er zu ſeinem Götzen zu beten pflegt, da bittet er um Entſchuldigung und ſpricht: „**Púdschá ka waqt áyá, ruchsat hai!**“ „Die Zeit der Anbetung iſt gekommen, ich bitte ſich zu empfehlen.“ Kommt aber Jemand zur Zeit des Hausgottesdienſtes, ſo wird der Beſuch nicht angenommen. Nur bei den Geringeren des Volkes findet eine Ausnahme ſtatt. Dieſe laſſen ſich aber bei ihrem Gebet zu Ram oder Kriſchna, das ſie mit großem Geſchrei verrichten und wobei ſie von Zeit zu Zeit mit einer kleinen Glocke klingeln, damit der Götze auf ihr Gebet achten möchte, durchaus nicht ſtören. Sind ſie damit zu Ende, dann fragen ſie, was man wünſcht. Mancher hält jedoch bei dem lauten Herſagen ſeiner Gebetsformel inzwiſchen einen Augenblick inne und befiehlt dies und jenes für den Fremden zu beſorgen und betet dann wieder laut fort.

Das Gebet des Hindu iſt nur ein Lippenwerk. Sein Herz iſt dabei ganz und gar zerſtreut. Dies wird uns deutlich aus Folgendem entgegentreten: Mein Mitarbeiter beſuchte einſt einen alten, tauben Hindu. Er fand ihn auf

einer Fußdecke ſitzen. Mit großem Geräuſch und Geſchrei verrichtete er ſein Morgengebet. „Als ich kam“, erzählte er, „hielt er in dem lauten Herſagen ſeiner langen Gebetsformel einen Augenblick inne und gab Befehl mir einen Stuhl zu geben. Sodann betete er wieder laut fort und ſahe dabei im ganzen Hofraum umher, was hie und da vorgehe. Als der Stuhl für mich nicht ſchnell gebracht wurde, hielt er wieder inne und rief, den Stuhl ſchnell zu bringen. Endlich war er gebracht, aber vom Diener nicht ſo geſetzt, wie er es wünſchte, weshalb er wieder inne hielt, und erſt ein wenig ſchalt und dem Diener ſagte den Stuhl ſo zu ſetzen. Nachdem ich mich geſetzt, betete er ohne Unterbrechung ſein Gebet laut ſchreiend und mit dem Leibe und den Händen verſchiedene, lächerliche Bewegungen machend, bis zu Ende.“

Nach dem Morgengebet pflegt der Hindu ſeine religiöſen Waſchungen zu verrichten. Dann begiebt er ſich nach dem Tempel, um dem Götzen ſeine Opfer darzubringen. Zu gewiſſen Zeiten macht der Hindu auch eine Pilgerreiſe nach Benares, Gaya, Dſchagannath, Matthura oder einem andern Orte. Er hat ſtets das Heil ſeiner Seele vor Augen und lebt durchaus nicht gedankenlos in den Tag hinein; er läßt ſich keine Koſten, Mühen und Beſchwerden verdrießen und wendet ein gut Theil von ſeinen Erſparniſſen für religiöſe Zwecke an. Frägt man den Hindu: „Weshalb thuſt du dieſes und jenes?“ ſo giebt er zur Antwort: „Akebat ke wáste“ d. h. für das Ende (oder die Zukunft), womit er ſagen will, damit ich einſt in jener Welt ſelig werde.

So geht durch das ganze Leben der Hindus bei all' ihren Handlungen, ſie mögen von geringerer oder größerer Bedeutung ſein, ein Zug zu dem Höheren hin; es iſt ein

Streben ihrer Seele nach Vereinigung mit dem unbekannten Gott und der Wunsch durch das ganze Verhalten seine Gnade und sein Wohlgefallen zu erlangen. O wie Vieles könnten selbst Christen von diesen blinden Götzendienern lernen!

17. Die indischen Heiligen.

Es giebt in Ostindien eine große Anzahl Hindu-Heiliger, die von Almosen leben, welche sie vom Volke, theils in Geld, theils in Nahrungsmitteln erhalten. Ihre Absicht, wenigstens ihr Vorgeben ist, sich ganz der Gottheit zu weihen, und sich mit göttlichen Dingen zu beschäftigen. Mag es unter ihnen auch nicht an Personen fehlen, die, wahrscheinlich aus tiefen, religiösen Beweggründen den Freuden dieser Welt entsagen und sich den größten Selbstpeinigungen hingeben, um Ruhe für ihre Seele zu finden, so ist es doch gewiß, daß eine sehr bedeutende Anzahl sich den verschiedenen Orden oder Brüderschaften nur deshalb widmet, weil man beabsichtigt ein müßiges, herumstreifendes Leben zu führen, und unter der Maske der Demuth und Heiligkeit sich Schätze zu sammeln.

Die Hindu-Heiligen sind oft die größten Schurken und Betrüger, aber dennoch stehen sie, weil sie sich einen heiligen Schein zu geben wissen, beim Volk in großem Ansehen. Man schreibt ihnen eine ungeheure Macht zu, und man fürchtet ihren Fluch. Viele von den Heiligen gehen fast oder ganz nackt, indem sie dadurch anzeigen wollen, daß sie ihre fleischlichen Lüste und Begierden besiegt haben. Ihr Körper ist mit Asche von Kuhmist über und über beschmiert. Auf Gesicht, Armen und Brust haben sie Striche oder Zeichen, haupt-

ſächlich von gelber oder rother Farbe, die in Beziehung mit der Anbetung des einen oder anderen Gottes ſtehen. Ihr Haar iſt lang und von Schmutz zuſammengefilzt. Einige tragen in der Hand einen Roſenkranz und wiederholen recht oft den Namen ihres Lieblings-Gottes; Andere haben ein Tigerfell, um dadurch anzudeuten, daß ſie hauptſächlich in Wäldern leben u. ſ. w. Manchmal kommt man mit Hindu-Heiligen zuſammen, welche wie Wahnſinnige ausſehen, mehr einem Teufel als Menſchen ähnlich. Ohne Zweifel giebt es Viele unter ihnen, deren geiſtige Kräfte wirklich geſtört ſind, wie man es bei dem Aberglauben des Volkes kaum anders erwarten kann; aber dann giebt es gewiß auch ſolche unter ihnen, welche durch die langen, beſchwerlichen Wallfahrten und die ungeheuren Büßungen, die ihr Herz unbefriedigt gelaſſen haben, zu der ſchmerzlichen Ueberzeugnng gelangt ſind, daß in ihrer Religion nicht der Weg zum Frieden zu finden iſt, und in ſich ein großes Verlangen nach Erlöſung tragen.

Man ſieht die indiſchen Heiligen im ganzen Lande herumwandern, beſonders beſuchen ſie Benares und andere berühmten Wallfahrtsörter, wo ein großer Zuſammenlauf des Volkes ſtattfindet; es giebt aber auch ſolche, welche in ſtillen abgelegenen Orten leben und ſich der religiöſen Betrachtung hingeben.

Der gemeinſame-Name für alle Heiligen iſt Fakir, d. h. Heilige oder Bettler. Beſonders ſind es die Muhammedaner, welche dies Wort für alle religiöſen und gewöhnlichen Bettler gebrauchen. Die Hindus hingegen machen zwiſchen beiden Klaſſen einen Unterſchied, indem ſie ſowohl für die eine als für die andere eigene Namen haben. Die religiöſen Bettler werden von ihnen insgeſammt Sádhú d. h. heiliger Mann, genannt. Man hat aber auch beſondere Namen

für die verschiedenen Sekten oder Brüderschaften, z. B. Bairági, Gosáin, Dschogi Sanyási u. s. w., wodurch man sie nach ihren Lehren, die sie bekennen, und nach ihren Sitten, Gebräuchen und Büßungen, die sie ausüben, unterscheiden will. Unter diesen Orden giebt es wieder viele Unterabtheilungen. Am meisten sind die Bairági's und Gosáin's verbreitet. Diejenigen Fakire oder Hindumönche, welche eine Genossenschaft bilden, haben einen Mahant, d. i. Prior oder Leiter an der Spitze. Alle Bettler und Heiligen, welcher Art sie auch sein mögen, bitten in dem Namen Gottes um Almosen, indem sie ihre Stimme erheben, und laut rufen: „Gieb doch Etwas in dem Namen Gottes dem Fakir und Gott wird dich dafür segnen!" „Möchtest du und deine Kinder für immer glücklich sein!" Möchte deine Lampe nie aufhören zu brennen," womit sie sagen wollen: möchte deine Nachkommenschaft nie aussterben. Es würde zu weit führen, wollten wir uns mit den verschiedenen Heiligen genau bekannt machen, doch wollen wir das Leben der vornehmsten Orden etwas näher betrachten, damit der Leser sich von ihnen einigermaßen eine Vorstellung machen kann.

Alle Bairágis sind Anbeter des Wischnu und heißen deshalb auch Baischnau. Das Wort Bairági bezeichnet einen Menschen ohne Leidenschaft. Die Bairági's versichern, daß sie große Entsagungen, Büßungen und Selbstverläugnungen sich auferlegen, um ihre sinnlichen Begierden und Leidenschaften zu bezähmen und womöglich zu vernichten. Sie halten den Körper für den Sitz der Sünde und glauben, daß es am besten sei, durch die Zerstörung des Leibes von dem Bösen, nämlich von der bösen Lust, dem Zorn, der Habsucht, dem Stolz und der Weltliebe befreit zu werden. Sie zeigen sich für Freude und Schmerz und alle Ge-

nüsse dieser Welt unempfänglich und wollen durch ihre Büßungen und Entsagungen, weil der Mensch durch seine Sinne der Täuschung unterworfen ist, zur wahren Gotteserkenntniß gelangen. Viele von ihnen setzen sich der Kälte und der Hitze, dem Hunger und dem Durst und verschiedenen anderen Selbstpeinigungen aus. Einige knäusen ihren Leib mit einer eisernen Zange, welche sie zu diesem Zwecke mit sich herumführen, und schneiden sich mit einem Messer, bis das Blut in Strömen fließt. Andere lassen sich von den Zweigen eines Baumes, mit dem Haupte nach unten, herunterhängen, und über ein langsames Feuer vorwärts und rückwärts schwenken.

Die meisten Bairágis gehen fast ganz nackt, indem sie nur ein schmales Stück Zeug haben, was zwischen ihren Beinen hindurch geht und an beiden Enden an einem Strick, oder zuweilen an einer Kette, welche sie um ihre Lenden tragen, befestigt ist. Sie lassen ihr Haar, welches über ihre Schultern schmutzig und verfilzt herunterhängt, sehr lang wachsen. Etliche flechten es und haben dasselbe um den Kopf in der Form eines Turbans gewunden. Auf das Gesicht machen sie Striche oder Zeichen von gelber Farbe, und dieses wie der ganze Körper ist mit Kuhmistasche beschmiert. Wenn Jemand diese Leute noch nie gesehen hätte und sie zum ersten Mal in dunkler Nacht durch den Rauch beim Feuer auf dem Felde erblickte, während sie ihr Essen kochen, er würde diese hageren, fürchterlichen Gestalten eher für böse Wesen, als für Menschen halten. Es giebt unter diesen Personen eine große Anzahl, und zwar sind es die meisten Bairági's, die keine besondere Selbstverleugnung offenbaren, denn sie sehen wohlgenährt aus, was deutlich dafür spricht, daß sie mehr Zeit mit Essen, als mit Fasten zubrin-

gen. Aber es fehlt auch nicht an Solchen, welche sehr hager sind, und denen es ein Ernst mit ihrer Seligkeit zu sein scheint.

Die Vairâgi's geben vor mit der unsichtbaren Welt in vertrautem Verkehr zu stehen und übernatürliche Träume und Gesichte zu haben. Da sie ihre wilden Träumereien als Wahrheiten erzählen, so werden dieselben nicht selten vom Volke für Eingebungen der Götter und Geister gehalten. Man findet diese Heiligen in großer Anzahl bei den Ghâts, den Tempeln von Benares und anderen heiligen Oertern. Sie durchkreuzen das Land nach allen Richtungen, entweder einzeln, oder in einer Gesellschaft von 8 bis 10 Mann, und suchen sich häufig Geld oder Nahrung durch verheißene Segnungen oder angedrohte Flüche von den armen Dorfbewohnern zu erpressen; ja Manche sollen sich sogar körperliche Mißhandlungen erlauben, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben. Das Volk fürchtet sich deshalb vor ihnen, wenn sie in ihren entlegenen Dörfern erscheinen, und bemüht sich ihren Wünschen so viel als möglich nachzukommen, um ihre Gunst zu erwerben.

Was die Gosâin's anbetrifft, so befleißigen sich dieselben eines frommen, tugendhaften Wandels und wünschen dadurch das Wohlgefallen Gottes zu erhalten. Sie haben ihre weltlichen Geschäfte nicht wie andere Orden ganz aufgegeben. Einige besitzen sogar Ländereien und bebauen sie; Andere treiben Handel und Gewerbe, aber Viele leben auch von Almosen. Diejenigen, welche sich mit weltlichen Geschäften abgeben, werden nie für so heilig wie die andern gehalten. Die Gosâin's stehen beim Volke sehr im Ansehen. Man fällt vor diesen Heiligen nieder, küßt ihnen die Füße, sagt ihnen große Schmeicheleien und bringt ihnen Opfergaben dar.

Fast Alle tragen ein einfaches Obergewand und ein Stück baumwollen Zeug, das die Lenden bedeckt, beides von orangengelber Farbe, und in der kalten Zeit eine Kappe von demselben gefärbten Stoff, deren Klappen bis über die Ohren reichen; aber in der heißen Zeit lassen sie gewöhnlich Kappe und Gewand weg. Außerdem beschmieren sie ihr Gesicht und den ganzen Körper mit Kuhmistasche, welche zusammen mit der orangengelb gefärbten Kleidung ihnen ein sehr auffallendes Ansehen giebt. Wenn der Hindu diese Kleidung sieht, so weiß er gleich, daß er einen Gosáin vor sich hat. Ein solcher Mann bekommt von Arm und Reich, so viel er nur immer will zu essen. Wo er hinkommt erhält er auf Reisen eine Bettstelle, eine Bettdecke, Tabak, Pfeife, kurz Alles, was er für die Nacht braucht, und wenn er des Morgens weggeht, so giebt er dies wieder. So lange ein solcher Mann in seiner Heiligenkleidung einhergeht, lassen es die Leute nicht an Achtung und Ehrenbezeugungen fehlen, wenn er aber dieselbe abgelegt hat, dann hört gleich Alles auf. Einst kam ein solcher Gosáin in seinen heiligen Kleidern auf unsere Station und wünschte Christ zu werden. Der Diener meldete diesen Mann bei meinem Collegen zum ersten Mal mit den Worten an: der Maharadsch d. i. „der große König, ist da," später aber, als der Gosáin seine Heiligenkleidung abgelegt und die gewöhnliche Kleidung angezogen hatte, und es auch bekannt wurde, daß er Christ werden wolle, sagte der Diener, so oft er ihn zum Unterricht anmeldete: der Fakir, d. i. „der Bettler" ist da.

Die Gosáin's haben eine kleine dreieckige Flagge von orangengelber Farbe an der Spitze einer Bambusstange befestigt, welche sie bei ihren Tempeln, Wohnhäusern oder sonstigen Plätzen, wo sie sitzen und ihre Andacht verrichten, auf

richten. Dieſe Oerter ſind gewöhnlich kleine Hütten oder Schuppen an dem Stamme des Pipal, des indiſchen Feigenbaumes. Man findet dieſe Goſain's entweder mit ihrer Andacht beſchäftigt, oder man ſieht ſie leſen und Andere mit ihren Lehren bekannt machen. Einige derſelben haben ihren Aufenthalt an Brunnen unter dem Schatten der Bäume an der Landſtraße aufgeſchlagen, wo ſie den durſtigen Reiſenden mit friſchem Waſſer tränken. Dieſe Handlung wird im heißen Lande für etwas ſehr Verdienſtliches gehalten. Gewöhnlich ſind die Brunnen von den Goſain's ſelbſt oder von ihren Verehrern gegraben. Auf dieſe Weiſe machen ſie ſich nützlich und werden vom Volke ſehr geachtet. Andere reiſen wie die Vairâgi's einzeln oder in Geſellſchaften im Lande umher. Viele von ihnen gehen zu den Gebirgsvölkern in Central- und Nord-Indien, und ſuchen dort ihre Lehren unter den Ureinwohnern zu verbreiten. Es giebt mehrere Goſain's, die Brahmanen ſind, und dieſe werden vom Volke für doppelt heilig gehalten. In den Lehren dieſes Ordens iſt Pantheismus und Buddhaismus vermiſcht.

Das Wort Goſain wird zur Bezeichnung der Gottheit gebraucht. Die Sekte dieſer indiſchen Heiligen hat ſich dieſen Namen darum beigelegt, weil er bezeichnen ſoll, daß ſie glauben, die menſchliche Seele, oder, wie ſie es ausdrücken, „dasjenige, welches ſpricht und denkt", iſt Gott. Auf die Frage: „Wer iſt Gott?" geben ſie gewöhnlich zur Antwort: „Das, was in mir ſpricht, iſt Gott." Sie halten nämlich die Sprache und die Vernunft für weſentliche Eigenſchaften der Gottheit. Da nun die menſchliche Seele das Vorrecht hat die Sprache und die Vernunft zu beſitzen, ſo iſt ſie deshalb Gott. Doch wollen ſie keineswegs damit ſagen, daß jedes Individuum die göttlichen Eigenſchaf-

ten beſitze, ſondern daß jeder Einzelne einen ergänzenden Theil jenes Weſens bilde, welches die Gottheit ausmacht. Die Goſáin's glauben wie die Buddhaiſten, daß das göttliche Weſen von dem Weltall nicht getrennt, ſondern, daß es das Weltall ſelber iſt. Die Götter, welche zu verſchiedenen Zeiten ſich auf Erden verkörpert haben, ſind weſentliche Theile derſelben Gottheit. Auch nehmen ſie an, daß der Menſch durch ſeine Frömmigkeit ſich einen Einfluß ſelbſt über die Götter verſchaffen könne, und daß dieſe genöthigt ſind ihnen, wenn auch mit Widerwillen, zu gehorchen. Die Lehre, daß in der Welt Alles Täuſchung ſei, haben ſie mit anderen Sekten gemein.

Diejenigen von den Goſain's, welche im Lande umherreiſen, beſchäftigen ſich häufig mit Muſik und erwerben ſich dadurch zum Theil ihren Unterhalt. Sie ſind die Sänger des Volks, welche das Lob der Götter und der berühmten Heiligen beſingen und den Geſang mit einem Inſtrument, einer Art Guitarre begleiten; einige ihrer Melodien ſind ſogar ſchön. Die Goſáin's laſſen ihre Geſänge, wodurch ſie die Lehren des Hinduismus in anziehender Weiſe unter dem Volke verbreiten, auf den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen der Städte und auf den Melas hören.

Die dritte Klaſſe der indiſchen Heiligen ſind die Dſchogi's. Dieſe Klaſſe iſt nicht ſo zahlreich, wie die der Vairagi's und Goſáin's. Es giebt auch Frauen, welche dieſem Orden angehören. Das Wort Dſchog bedeutet Vereinigung und hat Bezug auf ihre Andacht, ihre großen Büßungen und geheimnißvollen Ceremonien, welche ſie ausüben, wodurch ſie mit Gott und der Geiſterwelt in Verbindung treten wollen. Diejenigen, welche dieſem Orden angehören, ſuchen wie die Vairagi's den Sitz des Böſen in der Mate-

rie. Sie ziehen ſich, wie es ihnen das Geſetzbuch empfiehlt, in öde, entfernte Gegenden, in die ſtille Einſamkeit zurück, wo ſie durch Faſten, durch Bezähmung aller ſinnlichen Begierden und durch die verſchiedenſten Selbſtpeinigungen ſich ſowohl die Gunſt der Götter, als auch die höchſte Seligkeit erwerben wollen. Sie glauben durch ihre Bezähmungen, denen ſie ſich unterziehen, den Göttern jede Bitte abtrotzen zu können und erwarten nach ihrem Tode gleich in die Gottheit aufzugehen. Es giebt indeſſen auch Dſchogi's, welche man in Benares und an anderen vielbeſuchten Plätzen ſieht. Ihre Kleidung und Erſcheinung iſt oft ſehr fanatiſch. Einige gehen nackt, Andere tragen ein Tigerfell und haben ein Stück rothes Zeug um ihre Lenden. Sie haben ihr Haar in mancherlei Weiſe gewunden oder geflochten; ihr Körper iſt mit Kuhmiſtaſche eingerieben und außerdem haben ſie verſchiedene Striche, hauptſächlich von rother und gelber Farbe, an ihrem Leibe. Einige tragen eine Halsſchnur von Menſchenknochen und haben eine gemachte Schlange um ihr Haupt befeſtigt. Andere haben in einer Hand eine ausgehöhlte Kürbisſchale oder einen Menſchenſchädel, worin ſie Alles hineinthun, Geld, Reis, Früchte und was ſie ſonſt empfangen, und in der anderen einen großen Stock, den ſie ohne Zweifel auch dazu gebrauchen, um ſich die Gaben mit Gewalt zu verſchaffen, wo man ihnen dieſelben nicht gutwillig giebt. Da Niemand einen ſolchen Menſchen vor ſeiner Thür zu ſehen wünſcht, ſo giebt man ihm ſchnell etwas, damit er nur fortgeht.

Obgleich ſich Viele dieſem Orden aus Selbſtſucht widmen, um unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ihr gottloſes Leben ungeſtört führen zu können, — denn ſchon Mancher hat große Verbrechen begangen und iſt in dem öffentlichen

Gerichtshofe für ſchuldig erfunden; — ſo giebt es doch auch ſolche unter ihnen, welche das Gelübde, ein Dſchogi zu werden, wohl darum ablegen, weil ihr Herz mit ſchweren Sünden belaſtet iſt, und ihr Gewiſſen ſie drängt, die Strafe dafür zu büßen und ein heiliges Leben zu führen, wie dies in der römiſch-katholiſchen Kirche oft vorgekommen iſt.

Das Volk glaubt, daß die Dſchogi's übernatürliche Kräfte beſitzen, magiſche oder teufliſche Künſte treiben, und ſie ſelbſt ſind eifrig bemüht, es in dieſem Wahne zu erhalten, damit ſie ungeſtört und ungeſtraft ihre Verbrechen ausüben können. Nur ſelten hat Einer den Muth, ſie bei der Obrigkeit anzuklagen, oder als Zeuge gegen ſie aufzutreten, weil Jedermann ihre Rache fürchtet. Selbſt die eingebornen Polizeibeamten, meiſt Hindus, haben eine abergläubiſche Furcht vor ihnen und ſind nicht ſchnell zur Hand, dieſe Nichtswürdigen zu fangen.

Die Dſchogi's halten ihr Thun und Treiben ſehr geheim. Sie haben geheimnißvolle Symbole und Ceremonien. Viele glauben, daß ſie geheime, übernatürliche Kräfte beſitzen und mit den böſen Geiſtern der Finſterniß im Bunde ſtehen. Diejenigen, welche in dieſen Orden aufgenommen zu werden wünſchen, müſſen durch gewiſſe Myſterien gehen und empfangen dann die Parole oder das Wahrzeichen, das ſie niemals einem Andern mitzutheilen haben.

Das im Aberglauben verſunkene Volk erzählt oft ſchreckliche Dinge von den Dſchogi's und Vieles mag davon wahr ſein. Wahrſcheinlich ſind Einige von ihnen mit den geheimen Künſten der Gaukler vertraut, wodurch ſie ihre Behauptung, daß ſie übernatürliche Kräfte beſitzen, unterſtützen.

Die Büßungen der Dſchogi's, wodurch ſie die Vereinigung mit Gott ſuchen, ſind ſehr mannigfaltig und oft un-

glaublich. Einige liegen im Winter im kalten Waſſer, oder ſtehen Tagelang auf den Zehſpitzen; Andere werfen ſich den Krokodillen im Ganges hin oder ſtürzen ſich von Felſen; noch Andere laſſen ſich den Rücken mit eiſernen Haken durchbohren oder an einem großen Rade ſchwingen. Manche liegen auf einem Stachelbette, oder ſtehen ſo lange frei, bis ihre Glieder geſchwollen oder geſchwürig geworden ſind; oder ſie bleiben auf einem Fuße ſtehen, bis der andere verdorrt iſt. Einige halten einen oder beide Arme in die Höhe bis ſie dieſelben nicht mehr herunterbringen können, und die Säfte zu circuliren aufhören. Andere wälzen ſich um einen Felſen herum, der einen großen Umfang hat; oder ſie hängen ſich mit den Beinen an einem Baume auf, oder ſie tragen einen eiſernen Ring um ihren Hals und Feſſeln an ihren Gliedern. Manche laſſen ſich mit ſchweren Ketten behängen und bringen ihre ganze Lebenszeit in einem Käfig zu; wieder Andere meſſen den Weg von Benares oder einem andern Orte bis Dſchagannath mit der Länge ihres Körpers, (ſiehe darüber Seite 68 und 69) und erdulden unterwegs Froſt und Hitze, Hunger und Durſt.

Dann giebt es auch ſolche Dſchogi's, welche mit Nägeln beſchlagene Schuhe anziehen, deren Spitzen hindurch gehen, worin ſie große Reiſen machen. Andere gehen oder kriechen auf ihren Händen und Knieen, bis ſie zuſammengezogen und ganz entſtellt ſind. Viele binden ſich mit Stricken und Ketten an Bäumen, bis ſie ſo ihren Tod finden; oder ſie vergraben ſich und laſſen in der Erde nur eine kleine Oeffnung übrig, durch welche ſie athmen. Noch Andere ſitzen zwiſchen vier Feuern mit der brennenden Sonne über ihrem Haupte. Endlich findet man auch ſolche, welche mit einem ſtieren, unverwandten Blick nach dem Himmel ſe-

hen, bis zuletzt die Muskeln des Nackens sich zusammenziehen und sie nicht im Stande sind, feste, sondern nur flüssige Nahrung zu sich zu nehmen.

Die Dschogi's sind die Gymnosophisten oder nackten Philosophen der Alten, mit denen schon das Kriegsheer des Alexander auf seinem Zuge nach Indien zusammenkam.

Richten wir noch unsern Blick auf die Sanyasi's. Diese sind im Alter schon vorgerückt und werden wegen ihrer besondern Heiligkeit mit großer Achtung und Ehrfurcht behandelt.

Der Sanyasi ist ein solcher Heiliger, der in der Welt Alles, was ihm lieb ist, verlassen hat. Der, welcher ein Sanyasi werden will, muß vor einem Guru seiner Frau, seinen Kindern wie seinem Vermögen gänzlich entsagen, um die Familie zu unterhalten. Er trägt zu Ehren des Schiwa über der Schulter ein Tigerfell, läßt die Nägel stets wachsen, scheert weder sein Haupthaar noch seinen Bart, macht keine geheiligten Zeichen an seinem Körper, sondern bestreut sich bloß nach dreimaligem, täglichen Baden mit der Asche von Kuhmist und nimmt Almosen von den Vorübergehenden, doch ohne ein Wort zu sagen. Bei seinem Eintritt in's Haus, fällt man ihm zu Füßen. Er besucht nie einen Tempel, opfert auch nicht, beschäftigt sich nicht mehr mit der Betrachtung des Sichtbaren, sondern bloß mit der Betrachtung des unsichtbaren Gottes und dessen unendlichem Wesen. Die Büßungen und Selbstpeinigungen dieser Heiligen sind oft außerordentlich. In der Regenzeit stehen sie bei den heftigsten Regengüssen unbedeckt und ohne Kleidung und in der kalten Zeit tragen sie ein feuchtes Gewand. Manche von ihnen legen das Gelübde ab, daß sie den rechten Arm oder beide Arme so lange in die Höhe halten wollen, bis dieselben er-

ſtarren und ſie nicht mehr herunterbringen können. Zuweilen dauert das Gelübde bis zum Tode, zuweilen nur eine Zeit lang. In dieſem Falle ſuchen ſie den Armen die frühere Geſchmeidigkeit und Brauchbarkeit dadurch wieder zu geben, daß ſie dieſe mehrere Wochen lang mit geſchmolzener Butter einreiben.

Wenn Jemand entſchloſſen iſt, ein ſolcher Heiliger zu werden, ſo ruft er ſeine Freunde und Anhänger zuſammen, und macht ſie mit ſeinem Entſchluſſe bekannt. Er ſpricht dann einen fürchterlichen Fluch über Jeden aus, welcher ihm davon abrathen oder ihn nachher befreien will. Er wird dann an einen Pfahl in der Stellung, welche er zu haben wünſcht, gebunden. Und wenn er einmal angebunden iſt, ſo kann er bitten, ſchelten oder fluchen, er wird dennoch nicht losgemacht; eben ſo wird man auch nichts thun, um nachher ſeinen Untergang zu verhindern. Die Sanyaſi's ſtehen beim Volke ſehr im Anſehen und werden als große Heilige verehrt.

Man glaubt, daß die Sanyaſi's gleich nach ihrem Tode zur höchſten Seligkeit gelangen und niemals zur Erde zurückkehren, wie es mit den Seelen der andern Menſchen der Fall iſt, die erſt durch viele Thierkörper zu wandern haben, ehe ſie in den Himmel kommen. Ihr Tod wird daher nicht beweint, weil ihnen die höchſte Seligkeit zu Theil geworden iſt. Man begräbt ſie ſitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen in einer mit Salz angefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Kokosnuß ein und vertheilt die Stückchen dieſer Nuß als etwas ſehr Heiliges an die Umſtehenden.

Die meiſten Hinduheiligen verehren nur den Gott, den das Bild darſtellt, doch giebt es auch ſolche, welche keine Götzen anbeten.

19. Der Muhammedanismus.

Die Muhammedaner glauben an Einen Gott und an Muhammed, den falschen Propheten. Ihr Glaubensbekenntniß ist: „La illá il lilláh Muhammad o Rassúl Alláh" d. i. es giebt nur einen Gott, und Muhammed ist Allah's Prophet. Das Religionsbuch derselben ist der Koran, das nach der Erklärung von Einigen ein Buch bedeutet, das gelesen werden soll; Andere übersetzen es mit „sammeln", also etwas Gesammeltes. Muhammed hat darin seinen Anhängern den Glauben daß es nur Einen Gott giebt, sehr eingeschärft, dagegen den Götzendienst, insbesondere den Sterndienst und die Vielgötterei streng verboten.

Die Muhammedaner theilen sich in zwei Hauptklassen, in die Sunni's und Schia's. Die Ersten nehmen außer dem Koran noch die Hadi's an, worin die Traditionen oder Ueberlieferungen von Muhammed enthalten sind, während die Letzten dieselben als apokryphisch und unglaubwürdig verwerfen. Es bestehen unter den Muhammedanern 72 Sekten von denen, wie sie selber sagen, nur eine für den Himmel bestimmt ist, während die anderen zur Hölle fahren; nun aber behauptet eine jede Sekte von sich, daß sie diejenige ist, welche Gott für den Himmel bestimmt hat.

Der Koran ist den Muhammedanern das, was den Christen die Bibel ist. Sie sagen, Gott hätte den Menschen 104 Bücher vom Himmel gesandt, von diesen wären aber nur die vier letzteren, nämlich: das Gesetzbuch (durch Moses), die Psalmen (durch David), die prophetischen Bücher und das Evangelium oder das Neue Testament (durch Christum) erhalten; aber Juden und Christen hätten diese Schriften

verfälſcht. Zuletzt hätten wir den Furkán oder Koran bekommen, der die letzte Offenbarung Gottes durch Mnhammed an die Menſchen enthält, und wir haben jetzt nichts mehr zu erwarten. Die früheren Bücher ſind durch dieſe letzte Offenbarung aufgehoben, während der Koran allein in ſeiner Kraft beſteht.

Muhammed ſagt, der Koran ſei ihm von Gott durch den Engel Gabriel geoffenbart worden, und daß es von dem Original, welches noch jetzt im Himmel aufbewahrt werde, eine Abſchrift ſei. Er hat den Inhalt deſſelben nicht auf einmal, ſondern zu verſchiedenen Zeiten in Abſchnitten empfangen. Es ſind in dem Koran viele Thatſachen der Bibel anf das Entſetzlichſte entſtellt, nnd man mnß ſagen, das ganze Bnch enthält ein Gemiſch von Lüge und Wahrheit.

Mnhammed beabſichtigte durch die Lehren, die er dem Volke verkündigte, den Heiden, Juden nnd Chriſten zu gefallen, und für Alle eine gemeinſchaftliche Religion herzuſtellen, und um dies zu erreichen, ſnchte er ſich Allen anzubequemen. Leider hat er durch den Schein der Wahrheit Viele für ſeine Lehre gewonnen, um ſo mehr, da es Niemand nöthig hat, mit der Sünde zu brechen, ſondern ihr ungeſtört fröhnen kann, weil er für ſein beunruhigtes Gewiſſen in ſeinem Religionsbnche eine Stütze und einen Rückhalt findet. Diejenigen, die ſich zu dieſer, angeblich von Gott geoffenbarten Religion bekennen, nennen ſich Muſelmán oder Moslemim (von Moslem) „Gläubige", oder nach Muhammed, den Begründer ihrer Religion Muhammedaner. Man wird ein Mitglied ihrer Gemeinſchaft dnrch die Beſchneidung, die an den mnhammedaniſchen Knaben zwiſchen dem 6. und 10. Jahre vollzogen wird, ſobald ſie ihr Glaubensbekenntniß ablegen können. Die Religion ſelbſt heißt Islám, d. i. Hin-

gebung (des Menſchen in den Willen Gottes). Der Islám zerfällt in Imán und Din. Der Imán iſt den Muhammedanern der Glaube an und für ſich in ſeiner Theorie und dazu gehört: 1. Der Glaube an Gott, 2. an ſeine Engel, 3. an die heiligen Schriften, 4. an die Propheten, 5. an die Auferſtehung und den Gerichtstag und 6. an Gottes unwiederbringlichen Rathſchluß und die Vorherbeſtimmung des Guten und Böſen; dagegen iſt Din die Religion in ihrer Praxis, wozu ſie rechnen: 1. Die Waſchungen und Reinigungen, 2. das Gebet, 3. Faſten, 4. Almoſen geben und 5. Wallfahrten.

Die Muhammedaner glauben, daß Gott 24,000, nach Anderen 124,000 Propheten in die Welt geſandt habe, damit ſie der Menſchheit ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeinen Willen und zukünftige Dinge verkündigen möchten; unter Allen iſt Muhammed der größte Prophet, auf den ſchon die vorhergehenden hingewieſen haben. Alle Propheten ſind nach ihrer Meinung rein von ſchwerer Sünde.

Muhammed, der falſche Prophet der Muhammedaner, iſt der Sohn eines Heiden, Namens Abdullam. Er war zu Mekka in Arabien im Jahre 571 geboren. Bis zu ſeinem vierzigſten Jahre war er Kaufmann und lernte auf ſeinen Reiſen die Religion der Juden und Chriſten, aber nur in ihrer Entartung kennen. Im Jahre 610 trat er mit der Behauptung auf, daß Gott ihn zu ſeinem Propheten berufen habe. Er verkündigte dies der Welt, und die erſten Gläubigen des Islam waren ſein Weib Chadidſcha, ſein Schwiegerſohn Ali, ſein Vetter Haretha und ſein Sklave Said. Die Muhammedaner glauben, Muhammed ſei der letzte Prophet, der in die Welt gekommen iſt, und behaupten er iſt der, von dem ſchon Moſes geweiſſagt, wenn er ſpricht:

„Einen Propheten wie mich wird Gott erwecken, den ſollt ihr hören.“ Ja, ſie ſagen, Chriſtus ſelbſt habe von ihm geweiſſagt, indem er ſeinen Jüngern verheißen, ihnen den Paraklet, das ſie in Paraklut entſtellt haben, zu ſenden. Antwortet man ihnen, daß dieſes Wort den Tröſter, den heiligen Geiſt bedeutet, und die Jünger Jeſu Chriſti, die auf die Erfüllung ſeiner Verheißung in Jeruſalem warten ſollten, ihn bereits am Pfingſtfeſte empfangen hätten, ja daß jeder wahre Chriſt ihn noch jetzt erhalte, und es deshalb Muhammed nicht ſein könne, ſo wollen ſie es nicht glauben. Dann behaupten die Muhammedaner, um die Hoheit und Herrlichkeit ihres Propheten zu beweiſen, daß er der Fürſt dieſer Welt ſei, von dem Chriſtus in den Worten: „Es kommt der Fürſt dieſer Welt“, geſprochen habe. Man zeigt ihnen aber darauf aus der Schrift, daß der Fürſt dieſer Welt der Satan iſt. Ja Muhammed dünkt ſich ſelber in ſeinem Hochmuth über Alles erhaben, indem er im Koran von ſich ſpricht, daß Gott zu ihm geſagt habe: „O Muhammed, wenn du nicht wäreſt, dann hätte ich nicht den Himmel und die Erde geſchaffen.“

Um die Ehre des Herrn Jeſu Chriſti zunichte zu machen, erzählen die Muhammedaner oft Folgendes: In den Hadis iſt die Nachricht, daß einſt Jemand zu Muhammed ſagte, daß der Herr Jeſus doch wirklich groß geweſen ſei, weil er mit den Worten: „Qum baázan Allah“ d. i. „ſtehe auf, auf den Befehl Gottes,“ die Todten erweckt habe, worauf Muhammed antwortete, er kenne Jemand, der doch noch herrlicher und mächtiger ſei, weil er mit den Worten: Qum ba izzini (issini) d. i. ſtehe auf, auf meinen Befehl, die Todten erweckte. Zwar bekennen die Muhammedaner, daß Chriſtus lebt und Muhammed todt ſei, um aber

ſeine Ehre zu retten, ſagen ſie: „der Herr ſchläft, bis ihn ſein Diener aufweckt.“

Der Gott, den Muhammed bekannt gemacht und den ſeine Anhänger anbeten, iſt nicht der wahre und lebendige, der heilige und gerechte, der treue, wahrhaftige und unveränderliche Gott, wenn ſie ihm auch viele herrlichen Eigenſchaften beilegen, ſondern er iſt vielmehr ein Hirngeſpinnſt ſeiner ſündlichen Phantaſie, ein Götze, den er ſich nach den Gelüſten ſeines eigenen Herzens gemacht hat. Nach dem Religionsbuche der Muhammedaner iſt Gott der Urheber der Sünde und Heiligkeit, des Guten und Böſen, ja ſelbſt des Götzendienſtes, den wir in der Welt vorfinden. Obgleich Gott beim Beginn jeder Sure oder jedes Abſchnittes in dem Koran als der Barmherzige geprieſen wird, ſo ſind doch viele Menſchen nur deshalb von ihm geſchaffen, damit ſie in dieſer Welt ſündigen und nachher verloren gehen. Ein Menſch kann und darf nicht anders thun, wie es vorher in ſeinem Schickſal beſtimmt iſt, es ſei Gutes oder Böſes, und nachher beſtraft ihn Gott dafür, wenn er etwas Böſes begangen hat. Gottes Gerechtigkeit ſteht ebenfalls nur dem Namen nach im Koran, indem Nichts dafür ſpricht, ſondern Alles vom Gegentheil zeigt, daß er höchſt ungerecht und grauſam ſei. Denn, wenn ein Menſch in dieſem Leben auch gottlos geweſen iſt, hat ihn aber Gott für den Himmel beſtimmt, ſo kommt er dahin, während ein Anderer, der in ſeinem ganzen Leben fromm geweſen, zur Hölle verſtoßen wird.

In Bezug auf die Prädeſtination oder Vorherbeſtimmung wird im Koran in den ſtärkſten Ausdrücken gelehrt, daß Gott durch einen unbedingten Rathſchluß das ganze Schickſal, ja ſelbſt die moraliſche Beſchaffenheit des Menſchen unabänderlich beſtimme, und zwar das Gute durch ſeine Lei-

tung, ſein Wohlgefallen und Befehl, das Böſe dagegen durch Irreleitung, Mißfallen und Verbot. Die Böſen werden ſtufenweiſe in ihrer Sündhaftigkeit beſtärkt, bis ſie die höchſte Strafe verdienen. Durch dieſe Lehre des Fatalismus pflanzte Muhammed ſeinen Anhängern fanatiſche Todesverachtung, Muth und Gleichgültigkeit, aber mitunter auch Unthätigkeit in Gefahren ein. Dieſelbe mußte ſchon frühzeitig heftigen Widerſpruch erfahren, iſt aber deſſenungeachtet die herrſchende Anſicht unter den Muhammedanern geworden.

Was die religiöſe Moral der Muhammedaner anbetrifft, ſo wird ihnen Ergebung, Vertrauen und Dankbarkeit gegen Gott anbefohlen. Im Umgange mit ihrem Glaubensgenoſſen empfiehlt der Koran vorzüglich die Tugenden der Wahrhaftigkeit, Treue, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth, Ausdauer und Geduld; dagegen wird Ehebruch, Meineid, Mord, Verläumdung, falſches Zeugniß, Wucher, Spiel und Trunk ſtreng verboten. Beim Verkehr mit Andersgläubigen finden ſich die entgegengeſetzten Ausſprüche im Koran. Das Lügen iſt ihnen in gewiſſen Fällen erlaubt; ſie können ihren Eid brechen, den ſie Andern geſchworen. Wenn den Bekennern des Islam auch Gaſtfreundſchaft anempfohlen wird, ſo wird ihnen das Gebot der Nächſtenliebe doch nirgends zur heiligſten Pflicht gemacht, im Gegentheil es wird ihnen befohlen gegen die Ungläubigen, die ſie Kâfir nennen, Religionskriege zu führen, die bei ihnen der „Weg Gottes“ heißen und, wenn ſie nicht ihren Glauben annehmen, mit dem Schwert umzubringen und ihre Ländereien ſich anzueignen, oder ſie ſich tributpflichtig zu machen. Wer Krieg gegen Ungläubige führt und in irgend einer Weiſe dabei behülflich iſt, verrichtet eine verdienſtliche That und erwirbt ſich dafür den Himmel. Diejenigen, die

in einem ſolchen Religionskriege ſterben, heißen Märtyrer. Die moraliſche Tedenz im Koran iſt eine ſehr unheilige, und wenn die Muhammedaner nicht wie in alter Zeit Unheil und Verderben anrichten, ſo iſt es aus dem Grunde, weil ihre Macht gebrochen iſt, doch hat ſelbſt die neuere Zeit in Indien und Syrien gezeigt, wie gern ſie ihrem Fanatismus Luft machen möchten.

Was die Sittenlehre und religiöſen Pflichten der Muhammedaner anbetrifft, ſo ſind dieſe, wie ſchon oben angegeben 1) die Waſchungen und Reinigungen, 2) das Gebet, 3) Faſten, 4) Almoſengeben und 5) Wallfahrten. Die Waſchungen und Reinigungen ſind meiſt ceremonieller Art und faſt in denſelben Fällen geboten, wie dem Volke Israel. Es giebt aber auch religiöſe Waſchungen, die jedesmal dem Gebet voran gehen müſſen. Die letzteren Waſchungen geſchehen immer von der Spitze der Finger bis zu dem Ellbogen, und von der Fußſohle bis zu dem Knie, als denjenigen Theilen, die der Befleckung am meiſten unterworfen ſind. Man findet deshalb bei allen Moſcheen, welches die Gotteshäuſer der Muhammedaner ſind, Waſſer in vielen Gefäßen für dieſen Zweck aufgeſtellt. Wer an dem Gebet in den Moſcheen nicht Theil nehmen kann, unterläßt häufig dieſe Waſchungen.

Das Gebet ſoll fünfmal am Tage ſtattfinden, nämlich Morgens, gegen Mittag, Nachmittags, Abends und Nachts, wobei kurze Gebetsformeln herzumurmeln ſind. Das Gebet erfordert bei den Muhammedanern körperliche Reinheit, einen reinen Ort, genau die beſtimmte Zeit, jedesmal die Richtung des Geſichts nach Mekka, und verſchiedene Stellung des Leibes und Richtung der Hände und Finger, darunter vorzüglich das Aufrechtſtehen, die Beugung, das Hinwerfen

auf den Boden und die ſitzende Stellung u. ſ. w. zu befolgen ſind. Die fünfmaligen Gebetszeiten werden nur von dem ſehr frommen Muſelmán gehalten; die Meiſten begnügen ſich nur dreimal des Tages zu beten, nämlich beim Sonnenaufgang, gegen Mittag und beim Sonnenuntergang. Dieſe Gebetszeiten werden den Gläubigen durch das laute feierliche Ausrufen: **„Ayasú fullá: Lá illá il lilláh Muhammad o Rasúl Alláh“** „dies iſt der Befehl: Es iſt nur ein Gott und Muhammed iſt Allah's Prophet“, angekündigt. Jedenfalls liegt dabei der Gedanke zu Grunde, daß das Volk, indem es an Gott und ſeinen Propheten erinnert wird, doch daran gedenken möchte, ſeiner Pflicht gegen ihn nachzukommen. Das Ausrufen geſchieht entweder von den Minarets d. h. von den Thürmen an den muhammedaniſchen Bethäuſern, oder von der bei den Moſcheen erhöhten und zum Gebet beſtimmten Plattform. Der Ausrufer ſchreit ſo laut wie er kann, und pflegt dabei ſeine Hände flach auf's Ohr zu legen, oder die Fingerſpitzen in's Ohr zu ſtecken. Das Rufen vertritt gewiſſermaßen das Glockengeläute und macht einen recht feierlichen Eindruck auf den Fremdling. Sobald man den Ruf vernommen hat, begeben ſich alle frommen Muhammedaner nach der Moſchee, um dort ihr Gebet zu verrichten. Sie ſtehen dabei auf der erhöhten Plattform, mit dem Geſicht nach Mekka gerichtet, Einer voran, die Andern hinter ihm in Reihen aufgeſtellt, und während ſie das Gebet herſagen, fallen ſie häufig auf ihr Antlitz nieder.

Wer die Moſchee oder den Gebetsplatz zur Gebetszeit nicht beſuchen kann, verrichtet ſein Gebet, wo er ſich gerade befindet, ſelbſt auf dem freien Felde, auch in Gegenwart von anderen Menſchen. Vornehme Muhammedaner führen auf Reiſen zu dieſem Zweck einen kleinen Teppich mit ſich. Frauen

dürfen bei den öffentlichen Gebeten nicht mit beten, auch nicht mit ihren Männern zugleich die Moſchee beſuchen. Die Moſcheen und Gebetsplätze nehmen in dem Orte die beſten Plätze ein und ſind gewöhnlich an Straßenecken errichtet. Ueberhaupt lieben es die Muhammedaner, ihre Heiligkeit und Gerechtigkeit zur Schau zu tragen.

Die verſchiedenen Gebetszeiten haben ihre beſonderen Namen. Namaz heißen diejenigen Gebete, welche durch das muhammedaniſche Geſetz vorgeſchrieben und fünf mal am Tage zu verrichten ſind. Jedes andere freiwillige Gebet heißt Dua „Anrufung.“ Einige der Gebete ſtammen von Muhammed ſelbſt her. Die Tasbihat oder Lobpreiſung beſteht in dem Herſagen der 100 Namen, nämlich des Eigennamens Allâh und der 99 Eigenſchaften Gottes, wobei man ſich eines Roſenkranzes (Tasbih), von 33, 66 oder 99 Kugeln an einer Schnur, an denen man die Namen abzählt, bedient. An den Gräbern der Vornehmen ſind Beter mit gutem Einkommen angeſtellt. Die Sprache der Hauptgebete und vieler anderer Gebete iſt arabiſch, ſonſt die Landesſprache.

Das Faſten geſchieht von den Muhammedanern im Monat Ramadân oder Ramaſân, der neunte muhammedaniſche Monat, in welchem der Koran vom Himmel herabgekommen ſein ſoll. Es wird von ihnen den ganzen Monat hindurch, an jedem Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, ein ſtrenges Faſten beobachtet, indem ſie ſich in dieſer Zeit von Speiſen, Getränken, Tabakrauchen und anderen Genüſſen enthalten; ſie pflegen aber nachher ſich reichlich zu entſchädigen.

Die Almoſen (Zakât), ſind nach dem Geſetz $2^1/_2\%$ vom Vieh, Geld, Getreide, Früchten und Waaren, zu ent-

richten und zwar im zwölften Monat; dazu kommen noch die außergewöhnlichen Gaben, welche von dem freien Willen eines jeden Gläubigen abhängen. Mit dem Wallfahrten ſieht es aber in Indien, da die Muhammedaner von dem Wallfahrtsorte Mekka weit entfernt leben, ſehr ſchlecht aus. Nur Wenige begeben ſich dahin, wo ſie die Kaaba d. i. den Tempel zu Mekka, vom ſchwarzen Stein ausgehend, ſiebenmal umkreiſen. Die, welche es thun, ſtehen unter dem Volke im großen Anſehen; man nennt ſie Hádſchi oder Wallfahrer.

Die Muhammedaner glauben durch alle dieſe Handlungen ſich ein großes Verdienſt zu erwerben. Außerdem erwähnen wir über ihre Pflichten noch Folgendes:

Die Polygamie iſt den Muhammedanern erlaubt, doch dürfen ſie nur 3 bis 4 Weiber nehmen. Die Eheſcheidung geſchieht durch die einfache Verſtoßung der Frau, und man darf ſie erſt dann wieder nehmen, wenn ſie das Weib eines Andern geweſen iſt, der ſie ebenfalls verſtoßen hat. Was den Genuß des Weins und des Schweinefleiſches und Blutes anbetrifft, ſo iſt ihnen dies ſtreng unterſagt.

Der Kultus oder Gottesdienſt beſteht bei den Muhammedanern in Gebet und Predigt. Ihre Feſte und Feiertage ſind 1. der wöchentliche Feier- und Ruhetag, 2. Jid, 3. Bakra Jid, 4. Schabi Barát und 5. Muharram. Der wöchentliche Feier- und Ruhetag iſt der Freitag. Von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags pflegt kein Muhammedaner zu arbeiten. Der Freitag iſt ihnen das, was den Chriſten der Sonntag iſt. Wer ſonſt die Moſchee nicht beſucht, thut es am Freitage. Jeder wäſcht und reinigt ſich, zieht reine Kleider an und begiebt ſich nach der Moſchee, um dort ſein Gebet zu verrichten.

An dieſem Tage wird jedesmal von dem Maulwi (Doktor der muhammedaniſchen Theologie) in der innern Halle des Gebäudes eine Predigt gehalten, worin die Gläubigen zur Treue im Glauben, zum Feſthalten an den Lehren Muhammed's u. ſ. w. ermahnt werden.

Jid iſt ein heiliger Feſttag. Er wird durch beſondere Feierlichkeiten, Gebete und andere Dinge ausgezeichnet. Die Muhammedaner pflegen ſich an dieſem Tage in großer Anzahl in den Moſcheen zu verſammeln, wo eine Anſprache an ſie gehalten wird, und wer ſonſt nicht viel an Gott gedacht und zu ihm gebetet hat, thut es an dieſem Feſttage.

Bakra Jid iſt das Feſt, welches auf die große Faſtenzeit folgt, wo jeder Hausvater zum Andenken an das Opfer Abrahams, und wie es ſcheint auch als ein Verſöhnungsopfer, für ſeine Familie einen Ziegenbock ſchlachtet. Das Fleiſch wird nachher von der Familie aufgegeſſen. In Delhi iſt ein Tempel, $^1/_4$ Meile von der Stadt entfernt, der den Namen Jidgah führt, wo alle Ziegen geſchlachtet und nachher in die Stadt gebracht werden.

Schabi Barát, das Lampen- oder Todtenfeſt, iſt am 14. Tage des Monats Schában, an welchem der Todesengel und die beiden ſchreibenden Engel ihre Bücher im Archiv des ſiebenten Himmels auswechſeln. Die Muhammedaner bringen an dieſem Tage den Geiſtern der verſtorbenen Verwandten mancherlei Opfer, die von Mehl, Butter und Zucker gemacht ſind, und nachher aufgegeſſen werden. Am Abend findet ein großes Feuerwerk ſtatt.

Muharram iſt das Märtyrerfeſt. Es wird an dieſem Feſte das Andenken an den Tod des Huſein, Sohn des Ali, der bei Kufa getödtet und bei Karbala in Irak begraben wurde, zehn Tage lang gefeiert. Die Muhammedaner

verehren ihn als einen Schahîd, d. i. Märtyrer ihres Glaubens. Es giebt Viele, die ihn anbeten und ihm Geld und andere Dinge opfern. Bei dem Muharram finden große feierliche Proceſſionen ſtatt, die götzendieneriſcher Art ſind. Da Viele dies nicht billigen, ſo kommt es manchmal zwiſchen den Anhängern des Islám, bei dieſem Feſte zu harten Kämpfen.

Die Moſcheen, die Gebets- oder Gotteshäuſer der Muhammedaner, bilden gewöhnlich ein längliches Viereck und haben zwei oder mehrere ſehr ſchlanke, oft achteckige, etagenweiſe übereinanderſteigende Thürme mit einem Halbmond an der Spitze. Von der bei Feſten und Feierlichkeiten ſtattfindenden Beleuchtung heißen die Thürme Minnaret's d. i. Leuchtthürme. Das Innere der Moſcheen iſt einfach verziert, die Wände weiß angeſtrichen, manchmal mit Koranſprüchen beſchrieben. Der Boden iſt beim Gottesdienſt nicht ſelten mit Teppichen belegt. Außerdem befindet ſich in dem inneren Raum eine niedrige Kanzel, aber ſonſt weder Tiſch noch Bänke. Von Außen ſind die Moſcheen mit einem Vorhof und einer niedrigen Mauer umgeben. Wenn ein Europäer die Moſchee betreten will, ſo verlangen die Muhammedaner von ihm, daß er aus Achtung gegen das Heiligthum die Schuhe auszieht und auf Strümpfen hineingeht.

An der Spitze der Geiſtlichkeit ſteht der Mufti, deſſen Verordnungen unter den Muhammedanern geſetzliche Kraft haben. Die anderen Beamten ſind der Maulwi, der die Predigt und bei der Moſchee auch Schule hält. Ferner gehört dazu der Vorbeter, der Ausrufer, der Küſter, der Ausfeger und der Todtenwäſcher; außerdem giebt es noch Fakire.

Wie die Hindus, ſo haben auch die Muhammedaner ihre Heiligen, die ſie göttlich verehren. Am heiligſten gilt

ihnen ihr Prophet Muhammed, an den ſie ihre Gebete richten, damit er, der bei Gott in ſo großer Gunſt ſteht, ſich für ſie verwenden möchte. Ihm zunächſt erfahren die Sayyad's, die Nachkommen von Huſein, einem Enkel des Muhammed, die größte Verehrung. Man geht oft zu ihren Gräbern. In der Nähe derſelben findet man gewöhnlich eine Tukia oder Fakirhütte, wo ein Fakir wohnt. Hauptſächlich ſind es Frauen, die ſich gegen Abend nach dem Grabe eines Sayyad's begeben und die nöthigen Opfer mit ſich nehmen. Alles wird dem Fakir mit der Bitte übergeben, das Opfer dem Heiligen darzubringen und ihn zu bitten, damit dieſer ſich bei Gott für das beſondere Anliegen des Opfernden verwende. Bei der Anbetung wird immer eine Lampe angezündet, welche in die Niſche eines am Kopfende des Grabes aufrechtſtehenden Steines hineingeſetzt wird. Die anderen Gaben werden von dem Fakir dem Sayyad mit einem Gebet präſentirt, und der Opfernde ſpricht ebenfalls dabei ſein ſtilles Gebet.

Was den Glauben der Muhammedaner an die überſinnliche Welt anbetrifft, ſo ſagen ſie, daß es einen Himmel und eine Hölle, gute und böſe Engel giebt. Der Himmel iſt nach dem Koran in ſieben Abtheilungen getheilt, er iſt aber nicht ein Ort, worin Heiligkeit und Gerechtigkeit wohnt und die Seligkeit im Anſchauen Gottes beſteht, ſondern er iſt ein ſehr ſinnlicher Ort, wo Schwelgerei, Ueppigkeit und Ausſchweifung ſanctionirt ſind, indem die Gläubigen, welche fromm geweſen, im Paradies die köſtlichſten Speiſen, Getränke und ſchöne Jungfrauen erhalten, herrlich und in Freuden leben. Unter den guten Engeln, die ſich im Himmel befinden, nehmen ſie vier Erzengel an: 1) Gabriel, den Offenbarer des Willens Gottes, den Einige für

den heiligen Geiſt (Rúh i Qud-) halten, 2) Michael, den Freund und Beſchirmer der Juden, 3) Azrail (Aſrail) den Engel des Todes, und 4) Iſrafil, den Engel, der bei der Auferſtehung die Poſaune blaſen wird. Die Folterengel Munkir und Nekir befragen den Verſtorbenen und thun dem Gottloſen die ſogenannte Grabespein an.

Die Hölle wird als ein ſchaudererregender und ſchreckensvoller Ort mit einem ewigen Feuer dargeſtellt. Sie hat ebenfalls ſieben Abtheilungen, nämlich: 1) Dſchahannam für gottloſe Muhammedaner; 2) Ladha für Juden, 3) Hotama für Chriſten, 4) Sair für Sabianer; 5) Sakar, für die Magier; 6) Aldſchahim für die Götzendiener, und 7) Al-Hawiyat, der ſchlimmſte Ort für Heuchler. Kein Muhammedaner wird auf ewig verdammt. Die ſchlechteſten gehen zur Hölle, werden aber, nachdem Alles abgebüßt iſt, wieder erlöſt, dagegen wird kein Kafir, „Ungläubiger," ſelig, ſondern er geht ewig verloren. Unter den böſen Engeln führt das Oberhaupt derſelben, der Teufel, den Namen Iblis, der vor ſeinem Fall, ehe er vom Himmel verſtoßen wurde, Azazil (Aſ'ſil) hieß. Er ſoll ſich bei der Schöpfung Adams gegen Gott empört haben. Dann giebt es für die verſchiedenen Sünden und Leidenſchaften noch beſondere Teufel. Außerdem nehmen die Muhammedaner zwiſchen Engeln und Menſchen noch gute und böſe Geniuſſe an, die aus Feuer geſchaffen ſind, eſſen, trinken und ſich fortpflanzen.

Von dem Gerichtstage wird geſagt, daß an demſelben das Gericht oder Urtheil durch das Wiegen der guten und böſen Handlungen auf der Wage (Mizán) geſchieht. Die mit überwiegend guten Werke kommen in's Paradies, die Sünder gehen zur Hölle. Die mit gleichwiegend guten und böſen Werken kommen in einen Mittelzuſtand und werden aus

dieſem durch die Vermittelung Muhammed's in's Paradies verſetzt. Das Erſcheinen des Antichriſts geht nach Einigen dem Gerichtstage voran, an welchem Chriſtus, ſelbſt nach dem Koran, die Welt über ihre Werke richten wird.

Der orthodoxe Muhammedaner, der ſich angelegen ſein läßt den Himmel zu verdienen, weiß nichts von Wiedergeburt, von Heiligkeit und Gerechtigkeit. Ihm genügt es, wenn er die äußeren Vorſchriften des Korans befolgt. Wir finden deshalb bei Allen eine große Selbſtgerechtigkeit. Die Meiſten ſind anmaßend, ſtolz und hochmüthig. Höchſt ſelten iſt es der Fall, daß Einer die ſchwere Sündenlaſt fühlt und ein Verlangen nach Erlöſung offenbart. Die Bitte um Gnade und Vergebung der Sünden kommt nur bei ſehr Wenigen über ihre Lippen. Ueberhaupt haben ſie in ihrem Weſen und Charakter mit den Phariſäern zu Chriſti Zeiten viel Aehnlichkeit.

Der Einfluß, den die muhammedaniſche Religion auf das Herz und Gemüth ſeiner Anhänger ausübt, iſt ein ſehr trauriger. Der Muhammedaner wird durch ſeine Religion nicht aus ſeinem Sündenſchlaf aufgeweckt, ſondern vielmehr darin beſtärkt. Man möchte faſt ſagen, ein Muſelmán wird durch ſeine Religion nicht beſſer, ſondern ſchlechter, wie er ſchon von Natur iſt. Die Miſſionsthätigkeit iſt unter dieſem Volke eine ſchwierige, denn es zeigt ſich für die Wahrheiten des Evangeliums ſehr unempfänglich.

Ein ſehr trauriges Bild gewährt uns ein Muhammedaner, der über ſeine Sünden erſchreckt iſt, und an den Tod und das jüngſte Gericht gedenkt. Muhammed ſelbſt iſt bei dem Gedanken an den Tod und das jüngſte Gericht mit banger Ahnung erfüllt geweſen, denn er betete fünfmal des Tages: **„Rabná átainá waqiná azában nár, azábul qabr**

azábul haschr“ d. i. „O Gott errette mich von der Hölle von der Pein des Grabes und von der Qual der Auferſtehung.“ Giebt ein Muſelmann der Stimme des Gewiſſens Gehör, daß im Himmel ein heiliger und gerechter Gott iſt, der die Sünde nicht ungeſtraft läßt, ſo erfüllt ihn der Glaube an Gott mit Furcht und Zittern, denn er weiß nicht, wie er zur Verſöhnung mit ihm gelangen und Vergebung der Sünden erhalten kann. Betrachtet er das Leben Muhammed's ſeines Propheten, den er für einen Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen hält, ſo muß er gänzlich an ihm irre werden und ihn verwerfen. Er fühlt, ein Mittler muß heilig und gerecht ſein, und ein vollgültiges Sühnopfer iſt nothwendig für ſeine Sünden; aber ſeine Religion giebt ihm keinen Troſt und keinen Frieden und überläßt ihn der Folter und Qual eines aufgeſchreckten Gewiſſens. Und ereilt ihn der Tod, dann ſtirbt er ohne Gewißheit der Vergebung ſeiner Sünden und ohne Hoffnung des ewigen Lebens.

III.

Die Miſſionsthätigkeit.

1. Beginn der Miſſionsthätigkeit.

Nach einem Aufenthalt von 14 Monaten in Oſtindien machten wir im Februar 1844 die erſten Verſuche im öffentlichen Predigen in Ghazipur. Daß wir uns nicht ſchon früher zu den Volksmaſſen auf offener Straße begaben, geſchah aus dem Grunde, weil wir noch nicht im Stande waren

den wahrscheinlichen Einwürfen mit gehöriger Gewandtheit zu begegnen und uns vielleicht für immer um unser Ansehen bei dem Volke hätten bringen können. Wir wandten uns zunächst mit der Predigt des Evangeliums an arme Leute, die zum Empfange von Almosen nach unserm Hause kamen und keinen Widerspruch befürchten ließen. Auch vermieden wir in der ersten Zeit unsres öffentlichen Auftretens absichtlich die volkreichen Plätze und suchten mehr die einsamen Straßen auf. Aber der Herr löste bald das Band unserer Zunge, so daß wir uns frei in der Landessprache bewegen konnten, und gab uns Muth und Freudigkeit von seinem Namen auch vor großen Volksversammlungen von Hindus und Muhammedanern ein Zeugniß von Christo abzulegen.

Das Predigen auf dem Markte und auf den Straßen ist sehr eigenthümlicher Art. Der Missionar geht früh am Morgen zur Stadt und stellt sich auf einen besuchten Platz, gewöhnlich auf den Bazar (Marktplatz) hin, oder er begiebt sich nach einer belebten Straße, wo er immer Leute antrifft, die des Morgens baden und opfern gehen. Womöglich wählt er sich eine Straßenecke, oder eine kleine Anhöhe, oder er betritt auch eine offene Verandah, damit er die Zuhörer übersehen und von Allen recht verstanden werden kann. Darauf nimmt er ein neues Testament oder einen Psalm oder einen passenden Traktat in der Sprache der Eingebornen und fängt an daraus vorzulesen, als hätte er schon eine Versammlung vor sich. Kaum hat er damit begonnen, so bleibt von den Vorübergehenden der Eine und der Andere stehen. Allmählich sammeln sich die Leute um ihn herum, und ehe er einen kurzen Abschnitt zu Ende gelesen, hat er 20, 50, 100 ja noch mehr Zuhörer. Zuweilen aber ereignet es sich, daß alle Leute es eilig zu haben scheinen, denn

Niemand bleibt ſtehen, um das verleſene Wort anzuhören. Doch läßt er ſich dadurch gar nicht irre machen. Er beginnt auf's Neue den Schriftabſchnitt oder Traktat vorzuleſen, und er kann ziemlich gewiß darauf rechnen, daß jetzt wenigſtens Einige ſtehen bleiben. An dieſe hält der Miſſionar eine Anſprache. Und ſiehe, während er zu den Heiden von dem Sündenfall und Sündenelend des Menſchen ſpricht, von ſeiner Schuld und Hülfloſigkeit, von der Sünde und Thorheit des Götzendienſtes, von der Ohnmacht der Götter, uns von der Sünde zu befreien, indem ſie ſelbſt Knechte der Sünde waren und die Strafe dafür büßten; und wenn er dann an ihre Erlöſungsbedürftigkeit anknüpft und ihnen den Rathſchluß Gottes zu unſerer Seligkeit kund thut, wächſt die Zahl der Zuhörer immer mehr. Obgleich nicht Alle die ganze Rede mit anhören, indem Einige inzwiſchen weggehen, ſo hat man doch oft eine ziemlich große Verſammlung vor ſich.

Unter den Zuhörern ſind wohlgenährte Brahmanen und arme Tagelöhner, ſchmutzige, faſt ganz nackte Fakire, die den Leib und das Geſicht mit Kuhmiſtaſche beſchmiert und verſchiedene Zeichen mit weißer, gelber oder rother Farbe auf Stirn, Arme und Bruſt gemacht haben; Hindus, die eben von dem Ganges kommen, wo ſie, wie ſie meinen, ihre Sünden abgewaſchen haben; ſtolze Muhammedaner, in deren Geſichtszügen Iſmaels Geſinnung ausgedrückt iſt; Kaufleute, die auf dem Wege ſtehen bleiben, um zu hören, was der Padri zu ſagen hat, Bettler und Vagabunden, die zum Zuhören immer genug Zeit haben, Kinder, die von der Neugierde herangezogen, manchmal durch ihr Plaudern ſtören; und nicht ſelten hören auch vornehme Eingeborne zu, auf Elephanten, Kameelen oder Pferden reitend, oder im

Wagen ſitzend, ſo daß die ganze Verſammlung ein gar bun=tes Ausſehen hat.

Man ſieht es Vielen ſchon am Geſicht an, was für einen Charakter ſie haben. Der Eine iſt ein ſchlauer, geld=gieriger Brahmane, ein Anderer ein bigotter Götzendiener, noch ein Anderer iſt ein Wollüſtling; dieſer iſt ein einfäl=tiger Tagelöhner, aus deſſen Augen nicht viel Verſtand her=vorleuchtet, jener iſt ein ſogenannter Gelehrte, der nicht, um zu hören, ſondern um zu disputiren kommt und auf eine Gelegenheit wartet, vor Andern ſeine Weisheit zu zeigen. Auch der Mammonsdiener findet ſich nicht ſelten ein, deſſen Aufmerkſamkeit nur erregt wird, wenn er das Wort Paiſa (eine Kupfermünze) oder Rupie (eine Silbermünze) hört.

Zuerſt hat die Predigt den Reiz der Neuheit. Die Leute hören mit Aufmerkſamkeit zu und geben der Rede ih=ren vollen Beifall, wenn man ihnen ſagt, daß in dem Her=zen Wolluſt, Haß, Zorn, Feindſchaft, Geiz, Habſucht und viele andere Sünden wohnen, und daß das Waſſer des Gan=ges nur den Leib, und nicht die Seele berührt, und darum wohl den Leib nicht aber die Seele vom Schmutz der Sünde reinigen könne. Macht man die Hindus auf die Hülfloſig=keit ihrer Götter aufmerkſam, die z. B. beim Ausbruch eines Feuers, wenn man ſie nicht aus dem Hauſe hin=aus trägt, ſelbſt verbrennen, ſo geben ſie zu, daß dieſe nimmer im Stande ſein können, ſie vom ewigen Feuer zu befreien. Wenn ſie aber nachher ſehen, was wir mit unſerer Predigt beabſichtigen, ſo macht ſich bei ihnen all=mählig Haß und Feindſchaft geltend.

Der Hindu bekommt in der Predigt Dinge zu hören, die er in ſeinem Leben noch nicht vernommen hat. Wenn man ihm die frohe Botſchaft verkündigt, daß Gott alſo

die Welt geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben; oder wenn man ihm von der großen Sünderliebe des Heilandes erzählt, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist: so ist dies dem Heiden etwas ganz Neues, was er von seinem Gott und seiner Incarnation noch nie gehört hat. Denn sein Brahmane, der Priester, hat ihm bis jetzt nur mitgetheilt, wie der und jener Gott, dem er göttliche Ehre erweist, gelogen, betrogen, Mord, Ehebruch, Hurerei und andere schreckliche Sünden begangen habe.

Oft sind unter den Zuhörern solche, die noch nie mit einem Missionar in Berührung gekommen, entweder aus der Stadt, oder vom Lande. Nicht selten ist ein Pilger gegenwärtig, der jetzt zum ersten Mal erfährt, warum er sich auf seinen langen und beschwerlichen Wallfahrten bisher vergeblich bemüht hat, sein geängstetes Gewissen zu stillen und Ruhe für seine Seele zu finden, und was er thun muß um selig zu werden. Bisweilen sind auch Solche zugegen, welche, ohne viel darauf zu achten, was der Missionar sagt, ihn unterbrechen und sagen: „Eure Religion ist gut für euch, die unsere ist gut für uns; bleib bei deiner Religion, wir wollen bei der unsrigen bleiben. Ein jedes Land hat seine Religion, andere Länder andere Sitten.“ Oder sie schimpfen, streiten und zanken. Bleibt der Missionar dabei still und gelassen, so werden die Hauptzänker endlich müde und sagen zu den Umstehenden: „Warum hört ihr diesem zu? Geht doch weg! Die verführen euch“ u. s. w., und so gehen sie fort und nehmen eine Menge mit sich.

Ereignet es sich, daß man an einem Festtage auf den Bazar geht, so hat man immer eine große Anzahl Zuhörer.

Der Miſſionar nimmt dann Veranlaſſung über die Geſchichte des betreffenden Gottes zu predigen, zu deſſen Ehren das Feſt gefeiert wird. Bei einem Feſte z. B. des Kriſchna weiſt er den Hindus nach, daß Kriſchna kein Gott iſt, ſondern ein Hurer, ein Dieb, ein Zauberer, ein Lügner, ein Säufer und Mörder, der zuletzt ſich ſelbſt ermordet und im Walde von Vögeln und Thieren gefreſſen worden ſei. Und wenn er ihnen dabei ſeine Geſchichte aus ihren eigenen Büchern anführt, ſo werden ſie über die Predigt durchaus nicht erbittert, im Gegentheil, ſie lachen über ihren Gott und geben zu, daß es allerdings Thorheit ſei, was ſie thäten, aber ſie meinen, es ſei ein Volksfeſt, das ſie feiern und einmal ſo Brauch und Sitte. Der Miſſionar weiſt dann auf Jeſum Chriſtum hin, und zeigt den großen Unterſchied zwiſchen Kriſchna und Chriſtum, wie Erſterer ein unreines und unheiliges, Letzterer ein reines und heiliges Leben auf Erden geführt habe und daher auch ſie heiligen und von Sünden reinigen könne und wolle, und zuletzt fordert er ſie auf an ihn zu glauben. — Auch nimmt er oft Veranlaſſung davon zu reden, daß, weil er von der Wahrheit ſeiner Religion überzeugt iſt und den Segen derſelben an ſeinem Herzen erfahren hat, er deshalb einen Weg von vielen Tauſend Meilen zurückgelegt hat, um ihnen das Wort des Lebens zu bringen. Denn es iſt in keinem Andern Heil, iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darin wir können ſelig werden, als der Name Jeſus (Apſtg. 4, 12.). Während ſie aus Erfahrung wiſſen, daß durch ihre Religion keine Vergebung der Sünden und kein Frieden des Herzens zu erhalten ſei, deshalb hielten ſie es auch der Mühe nicht werth zu andern Völkern zu gehen und ſie mit ihrer Religion bekannt zu machen.

Nur selten gelingt es dem Missionar den Vortrag ruhig zu vollenden, weil der Eine und der Andere ihn mitten in der Rede unterbricht und frägt: „Was lehrst du?" „Was ist die christliche Religion?" oder: „Wer ist Jesus Christus?" „Hat sich Jesus, als er auf Erden war, wirklich als Sohn Gottes erwiesen?" Oder sie sagen auch: „Zeige mir Jesum, so will ich an ihn glauben. Kurz, die Eingebornen bringen die verschiedensten Fragen vor, die der Missionar gleich beantworten muß. Doch läßt er sich jetzt auf lange Erörterungen nicht ein, sondern er bittet sich bis zur Beendigung der Ansprache zu gedulden, wo er ihnen dann über Alles Aufschluß geben wolle. Geht der Fragende darauf ein, so vollendet der Missionar den Vortrag, und am Schluß fordert er die Zuhörer auf, jetzt ihre Fragen, Zweifel und Bedenken vorzubringen; es beginnt dann oft eine lange Disputation oder Religionsgespräch.

Zwei ganz gewöhnliche Frage der Hindus sind: „Wie ist die Welt entstanden?" und: „Wie ist die Sünde in die Welt gekommen?" Der Hindu-Philosoph tritt mit der Behauptung auf: „Gott ist die Welt und die Welt ist Gott." „Es giebt keine Sünde; Gott wohnt in mir und thut Alles; denn der in mir spricht das ist Gott." Der Muhammedaner macht dagegen sehr häufig Einwendung gegen die Gottheit Christi. Er sagt: „Wie kann Gott einen Sohn haben? Wo ist sein Weib?" Andere aber sprechen nur, um Beifall von Menschen zu erhalten. Zu unserer Freude trifft man aber, wenn gleich selten, doch auch heilsbegierige Seelen an, welche ihre Zweifel mit Milde und Bescheidenheit vorbringen, und sich eine nähere Erklärung ausbitten, wie sie zum Frieden ihres Herzens kommen können.

Unter denen, welche als Vertheidiger der falschen Re-

ligion auftreten, ſind es hauptſächlich die Brahmanen und Muhammedaner. Dieſe bieten Alles auf, um ihren Glauben theils durch Gründe, theils durch Schmähungen gegen die Chriſten, in Schutz zu nehmen. Bei den Religionsgeſprächen iſt Alles ſehr geſpannt, um zu ſehen, auf welche Seite der Sieg ſich hinneigen wird. Einige können bei ſolcher Gelegenheit nicht unterlaſſen der chriſtlichen Wahrheit vollen Beifall zu ſchenken und dem Miſſionar ihre Achtung zu bezeigen. Andere aber rufen laut aus, ſobald ſie merken, daß es auf die Vernichtung ihrer Religion und den Sieg des Chriſtenthums abgeſehen iſt, mitten oder am Schluß des Geſprächs: **„Sitá Rám ki dschai,“** „Triumph dem Gotte Ram und der Göttin Sita,“ worin gewöhnlich Viele von den Umherſtehenden einzuſtimmen pflegen, um als treue Anhänger ihrer Religion zu erſcheinen; auch kommt es vor, daß Manche mit den Händen klatſchen und dadurch ihrem Herzen Luft machen. Zuweilen iſt der heidniſche Lärm ſo gewaltig, daß man aufhören muß zu ſprechen und genöthigt iſt mit betrübtem Herzen über die Blindheit der Heiden davon zu gehen. Es wiederholt ſich demnach noch heute in der Heidenwelt daſſelbe, was bei der Miſſionspredigt des Apoſtels Paulus geſchah, wo auf Veranlaſſung des Goldſchmieds Demetrius, welcher der Diana ſilberne Tempel machte und davon mit ſeinen Handwerksgenoſſen nicht geringen Gewinn hatte, alles Volk ſchrie und ſprach: „Groß iſt die Diana der Epheſer!“ (Apoſtg. 18, 28.)

Bei den Disputationen laſſen wir uns womöglich auf unnütze Fragen gar nicht ein und ſuchen bei der Hauptſache zu bleiben. Die Frage: „Wer iſt Chriſtus?“ giebt dem Miſſionar Gelegenheit die ganze chriſtliche Lehre in ihren Hauptzügen auseinander zu ſetzen. Es iſt eine allgemeine Erfah-

rung, daß die einfache Erzählung von dem Leben, Leiden und Sterben Jeſu Chriſti für die Sünden der Welt, und daß er Allen, die an ihn glauben, die Seligkeit aus Gnaden ſchenkt, einen tiefen Eindruck auf das Gemüth der meiſten Zuhörer macht. Die einfache Predigt vom Kreuz verbannt den Geiſt des Streitens und des Zankens und nöthigt dem Heiden das Bekenntniß ab, daß unſere Religion beſſer als die ihrige iſt. „Gut! gut! dies iſt Alles gut und ſchön", iſt die Antwort, welche man von Vielen erhält, wenn ſie von Jeſu Chriſto und ſeinem Verſöhnungstode gehört haben. Dem, der da fragt, wie kann ich Jeſum ſehen, ſagt man, daß es nur mit den Augen des Geiſtes geſchehen könne.

Bei der Frage: „Wie iſt die Sünde in die Welt gekommen?" legt man den Zuhörern an's Herz, daß ſie doch erſt ſuchen möchten von der Sünde loszuwerden und dann nach ihrem Urſprung ſich zu erkundigen, wie man ja auch bei einer Krankheit zuerſt bemüht iſt, geſund zu werden und ſich nicht vorher in lange Erörterungen einläßt, wie die Krankheit entſtanden ſei; oder, wenn in einem Hauſe Feuer ausbricht, man zuerſt Sorge trägt, den Brand zu löſchen, erkundigt ſich aber nicht vorher, wie das Feuer entſtanden, oder wer der Brandſtifter geweſen ſei. Man bittet ſie deshalb dem Götzendienſt, dem Wallfahrten, den Waſchungen, das ihnen bis jetzt nichts genützt habe, zu entſagen und an Jeſum zu glauben, und ſie würden dann erfahren, daß er in Wahrheit der Heiland iſt.

Denen, welche ihre Weisheit zur Schau tragen, zeigt man, daß ſie die Hauptſache nicht wiſſen, wie ſie aus der Knechtſchaft der Sünde befreit werden, einen gnädigen Gott erhalten und dem zukünftigen Zorne entrinnen. Nimmt Jemand Anſtoß an der Niedrigkeit des Herrn, ſo macht man

auf die vielen Wunder des Herrn aufmerksam, durch welche seine göttliche Majestät aus seiner Knechtsgestalt hervorstrahlte, und daß er dem Tode die Macht genommen und durch seine eigene Kraft auferstanden ist. Die bigotten Hindus und Muhammedaner sucht man aber womöglich durch eine Menge Beweisgründe zum Stillschweigen zu bringen. Man zeigt ihnen, daß ihre Religion, weil sich in ihren heiligen Büchern Widersprüche auf Widersprüche und viele ungöttliche Thatsachen vorfinden und nirgends davon die Rede ist, was zur Tilgung der Sünde geschehen, und wie der Mensch ein neues Herz, Kraft und Stärke zu einem heiligen Wandel empfange, durchaus nicht die wahre sein könne. Alle Fragen dagegen, die von den bekümmerten und heilsbegierigen Seelen vorgebracht werden, sucht man, wie es gerade die Umstände mit sich bringen, in der gebührenden Weise zu beantworten. Man giebt ihnen Rath und ist bemüht von ihrem Gemüthe Furcht und Zweifel zu entfernen.

Nimmt die Straßenpredigt einen guten Verlauf, was in den meisten Fällen einzutreten pflegt, so giebt der Missionar denen, welche lesen können, Traktate oder Abschnitte der heiligen Schrift und bittet Jeden, der sich über Religion näher zu besprechen wünscht, daß er nach seiner Wohnung kommen möchte.

Wenn der Missionar sich etwa zwei Stunden in der Stadt aufgehalten hat, geht er nach Hause. Auf dem Rückwege laufen ihm oft noch Manche nach und schreien: „Mein Herr, ein Buch! Bitte, geben Sie mir ein Buch!“ Er giebt ihnen dann ein Buch, das sie mit einem Salam und einer Verbeugung annehmen und sich darauf entfernen.

Der Hindu und Muselmann läßt sich die Bücher geben, um darin entweder die Wahrheit zu suchen oder gegen

das Christenthum Beweise zu finden. Nach dem Tode finden die Kinder diese Bücher und denken, der Vater hat die Lehre geachtet, welche darin steht; deshalb lesen sie diese Schriften mit weniger Vorurtheil und werden dem Christenthum geneigt. Auf diese Weise wird der Hinduismus und Muhammedismus untergraben und dem Christenthum im Heidenlande Bahn gemacht, wenn es dem Missionar manchmal auch lange verborgen bleibt, was das ausgestreute Wort an den Herzen der Hindus ausgerichtet hat.

2. Reise von Ghazipur nach Calcutta.

Von der Abreise unserer Bräute von Europa nach Ostindien zeitig in Kenntniß gesetzt, begaben wir uns im Monat Juli 1844 auf den Weg nach Calcutta, um ihre Ankunft daselbst abzuwarten. Leider wurden sie uns auf unsern Wunsch nicht direkt von London aus mit einer Missionsfamilie, der sie sich hätten anschließen können, nach Calcutta geschickt, sondern auf dem großen Umwege über Singapur, wo sie unterweges mancherlei Gefahren ausgesetzt waren. Ehe der Herr uns das fröhliche Wiedersehen erleben ließ, nahm er sowohl uns als unsere Verlobten und künftigen Lebensgefährtinnen und Gehülfinnen in unserm Amte in seine Schule.

Wir legten unsere Reise von Ghazipur nach Calcutta auf dem Ganges in einem Fahrzeuge der Eingebornen zurück und besuchten auf dem Wege hinunter die verschiedenen Missionsstationen, welche an diesem Flusse liegen. Schon waren wir dem Ziele unserer Reise ganz nahe gekommen. Wir befanden uns bereits am 22. August auf dem Hugly, einem Arm des Ganges, bei Kásipore, zwei englische Meilen

von Calcutta. Den Tag über hatten wir etwas ſtürmiſches Wetter von Norden her, jedoch nicht ſtark, und, da es Tag war, ohne Gefahr. Gegen Abend wurde der Wind etwas ſchwächer, und unſere Bootsleute warfen vor Kaſipore Anker. Wir ahnten keine Gefahr und legten uns ruhig ſchlafen. Bald darauf als ich eingeſchlafen war, hatte ich einen Traum. Mir kam es vor, als wären alle Gewäſſer in der Hand des Herrn, und als ſähe Gott auf unſer Fahrzeug herab. Was, dachte ich, ſieht Gott auf uns herab und hält er alle Gewäſſer in ſeiner Hand, ſo kann uns kein Unglück treffen! Aber ſiehe in der Nacht vom 22. auf den 23. Auguſt wurden wir um Mitternacht von einem heftigen Sturm und ſchrecklichen Regenwetter aus dem Schlafe geweckt. Der Wind hatte ſich gewandt, und es ſtürmte jetzt von Süden her. Die Nacht war rabenſchwarz, Blitze durchzuckten wild den Himmel, und die Erde dröhnte vom mächtigen Donner. Der Regen ſtürzte in Strömen vom Himmel herab und drang durch alle Fugen und Oeffnungen in's Boot hinein. Der Sturm wurde immer ſtärker und ſtärker, und machte unſere Lage in unſerm indiſchen Fahrzeuge ſehr bedenklich. Da wir wußten, wie äußerſt gefährlich der Hugly beſonders in der Regenzeit iſt, wo er in all ſeinen Ufern voll iſt und hie und da einem See gleicht, fingen wir an ein wenig beſorgt zu werden und ſeufzten in der Stille zum Herrn, er möge uns doch gnädig bewahren. Indeß wir fürchteten noch immer keine Gefahr, weil wir dachten, wir ſeien nicht weit vom Ufer vor Anker. Auf einmal aber fing unſer Boot, das durch den Sturm mit ſeinem Anker fortgeriſſen und mitten auf dem Strome hinuntergetrieben wurde, dermaßen an zu ſchwanken, daß die Wellen über daſſelbe hereinſchlugen und unſer Schifflein zu verſinken drohte. Dieſe Gefahr wurde

noch dadurch vermehrt, daß unſer Fahrzeug in ſtockfinſterer Nacht vom Winde und von der Strömung auf andere Böte hingetrieben und dadurch ſtark beſchädigt wurde.

Zuerſt bemühten ſich die heidniſchen Bootsleute das Waſſer auszuſchöpfen, da aber die Schwankung des Bootes zunahm und neues Waſſer hineinſtürzte, gaben ſie gleich alle Hoffnung auf Errettung auf. Sie ließen Alles ſtehen und liegen, beſtiegen das Dach des Bootes und ſchrieen zu ihrem Gott: „Ram! Ram! Ram! Ram!“ damit er ſich ihrer erbarmen möchte. Ich verſuchte nun ſelbſt das Waſſer aus dem Boote zu ſchöpfen, aber je länger ich ſchöpfte, deſto mehr kam herein, bis ich endlich von Anſtrengung erſchöpft zu meinen Brüdern ſagte: Ich kann nicht mehr. Schon hatten wir uns zum Sterben bereitet und ſchwebten mehrere Stunden in großer Todesgefahr. Der Gedanke fuhr mir ſelbſt durch die Seele, in's Waſſer zu ſpringen und mich durch's Schwimmen zu retten. Doch wohin? Man konnte nichts vor ſich ſehen. Wie leicht kann dies dein Tod ſein, dachte ich bei mir; das Beſte iſt, du bleibſt bei deinen Brüdern. Und ſo reichten wir uns die Hände und warteten, was der Herr über uns beſchloſſen hatte, es gehe zum Leben oder zum Tode. Nach einiger Zeit, es mochte gegen 3 Uhr Morgens ſein, rief uns der Kapitain, ein heidniſcher Hindu, zu: „Es iſt mir als ſehe ich Land.“ Auch uns kam es ſo vor, doch waren wir uns unſerer Sache nicht ganz gewiß. Bald darauf ſprang der Kapitain in's Waſſer. Da wir ſahen, daß er feſten Boden unter ſeinen Füßen hatte, ſprangen wir ihm gleich nach und halfen ihm und ſeinen Leuten das Boot an's Land ziehen und am Ufer zu befeſtigen, damit es von der Strömung nicht fortgeriſſen würde und wir womöglich unſere Sachen retten könnten.

Wie freuten wir uns, daß wir jetzt festen Boden unter unseren Füßen hatten! Das Gefühl des Dankes und der innigsten Freude, das jetzt unsere Brust erfüllte, läßt sich nicht beschreiben. Soeben hoffnungslos im Rachen des Todes gewesen zu sein und im nächsten Augenblick gerettet und sicher am Ufer. Wir waren, mit Ausnahme des Bruders R., der einen Schlafrock anhatte, noch in unserm Nachtanzuge. Jetzt wo es Tag wurde fanden wir, daß wir durch den Zusammenstoß mit anderen Fahrzeugen in stockfinsterer Nacht das Steuerrad verloren hatten, und obwohl wir Anker geworfen, durch die Gewalt des Sturmes in die Mitte und zuletzt auf die andere Seite des breiten Stromes getrieben waren. Bruder D. und ich suchten nun schnell mit den Bootsleuten unsere Sachen an's Ufer zu bringen, von denen nur Einiges theils beschädigt, theils verloren gegangen war, während Bruder R., da wir europäische Häuser in der Nähe erblickten, halbnackend wie er war, ohne Schuhe und Hut, gleich wegging, um Hülfe zu holen. Er ging zu mehreren Häusern, bis es ihm endlich gelang, einen englischen Kaufmann aus dem Schlafe zu wecken, der uns in seinem Hause freundlich aufnahm, uns sogar sein Schlafzimmer zum Ankleiden einräumte und für die nöthige Erwärmung und Erfrischung auf's beste sorgte. In der That, wenn uns nicht diese Liebe und Aufmerksamkeit wäre zu Theil geworden, wir würden wahrscheinlich Alle sehr schwer erkrankt sein, da wir körperlich und geistig in der verflossenen Nacht viel durchzumachen hatten. Gelobt und gepriesen sei der Herr, der alle Gefahren in Gnaden abwandte.

Nach eingenommenem Frühstück brachte uns der Kaufmann, da Sturm und Regen sich gelegt hatten, in seinem Wagen nach Calcutta. Wie erstaunten wir, als wir auf

unſerem Wege am Ufer viele zertrümmerte Fahrzeuge fanden, die uns lebhaft an unſer eigenes Schickſal erinnerten und auf's Neue in unſerm Herzen das Gefühl der Freude und des Dankes gegen den Herrn erweckten. Als wir durch die Vorſtadt fuhren, mußten die Pferde bis zum Leibe im Waſſer gehen; ja das Waſſer kam ſelbſt in unſeren Palankin-Wagen hinein, ſo daß wir, um trockene Füße zu behalten, dieſelben in die Höhe heben mußten. Noch nie hatte der Engländer, mit dem wir fuhren, etwas der Art geſehen, obgleich er ſchon lange in Indien war. In den Straßen fingen die Leute Fiſche. Ein plötzlicher Wolkenbruch war die Urſache von dieſer großen Ueberſchwemmung.

In Calcutta kamen wir den 23. Auguſt an. Wir beſuchten hier unſere alten Freunde und Bekannten, die ſich herzlich freuten uns wohlbehalten wiederzuſehen.

3. Wartezeit in Calcutta.

Wir hatten damals nicht die geringſte Ahnung, daß wir genöthigt ſein würden, uns in Calcutta lange aufzuhalten, ſondern hofften, daß unſere Verlobten nach wenigen Tagen, da ſie ſchon im Monat Mai zur See gegangen waren, eintreffen würden. Da wir wünſchten bald nach ihrer Ankunft die Rückreiſe nach unſerer Station anzutreten, ſo beſorgten wir gleich die nöthigen Sachen für unſere Wirthſchaft. Bald nach unſerer Ankunft wurde im Monat September in Calcutta das Durgafeſt gefeiert, das in jedem Jahre in ganz Bengal mit großem Gepränge begangen wird. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Viele von den Europäern ſich bei der Feier dieſes Götzenfeſtes betheiligen, und dadurch viel Anſtoß und Aergerniß geben.

Reiche Hindus haben die Göttin Durga aus Gold, Silber, Meſſing, Kupfer, Kryſtall, Stein oder gemiſchtem Metall, welche täglich angebetet wird. Ein ſolcher Götze bleibt als Erbſtück in der Familie und wird vom Vater auf den Sohn, wie andere Güter, vererbt. Zu dem Feſte aber hat man von der Göttin noch andere Bilder, die von Holz, Thon oder aus einem andern wohlfeilen Material bereitet und überall auf offener Straße zum Verkauf ausgeſtellt ſind. Die Größe der Götzenbilder beläuft ſich von einigen Zoll bis zur Höhe von zehn, funfzehn und zwanzig Fuß. Die gewöhnlichen Figuren ſind von Mannesgröße. Alle haben ein und dieſelbe äußere Geſtalt, weil darüber beſtimmte Vorſchriften ſtattfinden. Die Götzendiener können ſich das Götzenbild aus irgend einem Material ſo groß machen wie ſie wollen. Es ſind in Calcutta von Profeſſion eine große Anzahl Götzenfabrikanten, deren Gewerbe ſehr einträglich iſt, weil jede Familie zum Feſt ein Götzenbild braucht. Bei dem Feſte der Durga werden ihre Thaten, ihr ſiegreicher Kampf mit einem Rieſen, der Götter und Menſchen unterdrückte und alle religiöſen Ceremonien abſchaffte, auf's Neue von der anbetenden Menge beſungen.

Das Feſt an dem die Anbetung der Durga ſtattfindet, währt drei Tage, aber mit den vorangehenden Ceremonien vergehen zwei Wochen. In den letzten acht Tagen ruhen alle öffentlichen und weltlichen Geſchäfte, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, zu Land und zu Waſſer, in den Städten und Dörfern.

Früh am Morgen der drei großen Feſttage beginnt der feierliche Ritus, die Götzenbilder einzuweihen. Der dienſtthuende Brahmane tritt mit Blättern vom heiligen Baume und mit andern Dingen verſehen zum Bilde, be-

rührt mit dem Zeigefinger und Mittelfinger seiner rechten Hand die Brust, die beiden Wangen, die Augen und die Stirn desselben und sagt bei jeder Berührung mit hörbarer Stimme: „Möge der Geist Durga's herab kommen, und von diesem Bilde Besitz nehmen." Von nun an wird das leblose Bild, nachdem noch verschiedene Ceremonien verrichtet und Zaubersprüche „Mantra's" gesprochen worden sind, als die Wohnung der Gottheit betrachtet und man glaubt, daß es durch dieselbe eben so, wie der menschliche Leib durch die Seele wirklich belebt sei. Sobald die Götzenbilder geweiht sind, beginnt die Anbetung derselben, und man bringt denselben verschiedene Opfer von Blumen, Früchten, ja selbst blutige Opfer dar, indem viele Ochsen, Schafe und Ziegen geschlachtet werden.

Wie der Morgen des ersten Tages zur Einweihung der Götzenbilder gewidmet ist, so wird der Morgen des vierten zur Entweihung derselben, weil sie ausgedient haben, gebraucht. Das Götzenbild wird dann nach der Straße getragen, auf ein Gestell gesetzt und von Männern auf ihren Schultern fortgeschafft. Doch wird es noch immer, weil es zum Aufenthalt der Gottheit gedient hat, mit großer Ehrfurcht und Hochachtung behandelt. Ein zahlreiches Gefolge mit Musik und Gesang begleitet das Götzenbild zum Flusse, auf beiden Seiten gehen Personen, mit langen Wedeln versehen, die den Staub abwischen und Moskitos und Fliegen wegjagen, damit sie dasselbe nicht entweihen oder belästigen. In der Nähe des Flusses sieht man von allen Seiten große Menschenmassen mit ihren Götzenbildern unter großem Lärm herbeiströmen. Sobald die letzten Ceremonien vorüber sind, fallen die Träger über die Götzenbilder her, zerbrechen sie in Stücke und werfen diese, unter dem lauten Getöse von

musikalischen Instrumenten und lärmenden Menschenstimmen in die Tiefe des Wassers, und die Volksmenge kehrt dann nach Hause zurück.

Indem so Manches an uns in Calcutta vorüber ging, wurde unser Herz allmählig mit banger Besorgniß erfüllt. Denn der Monat September und October ging dahin, aber noch immer erhielten wir keine Nachricht von unseren Verlobten und warteten mit großer Sehnsucht vergeblich auf ihre Ankunft. Die Frist, in der gewöhnlich die Reise von Singapur nach Calcutta zurückgelegt wird, verstrich. Mehrere Schiffe, die später dieselbe Reise angetreten hatten, kamen wohlbehalten in Calcutta an, nur das Schiff, auf welchem unsere Lieben anlangen sollten, blieb aus. Zuletzt machte sich bei uns die Besorgniß geltend, daß ihnen irgend ein Unglück zugestoßen sein müßte, indem nach aller Berechnung, wenn die Fahrt auch noch so langsam gewesen wäre, sie schon längst hätten in Calcutta eintreffen müssen. In dieser unserer bangen Ahnung wurden wir durch die Aussage eines Kapitains bestätigt, der ein Schiff in einer gefährlichen Gegend auf dem Wege von Singapur nach Calcutta wollte gesehen haben. Wir konnten nicht anders denken, als daß dies das Schiff sei, auf dem unsere Verlobten müßten Schiffbruch gelitten haben, um so mehr, da sie in der gefährlichsten Jahreszeit im bengalischen Meerbusen, wo fürchterliche Stürme, plötzliche Windstöße herrschen und Wasserhosen in großer Anzahl sich zu bilden pflegen, die Reise zu machen hatten.

Auch unsere Freunde und Bekannten theilten mit uns unsern Schmerz und unsere Besorgniß. Schon gingen wir mit dem Gedanken um, uns zur Abreise nach unserer Station fertig zu machen, indem wir wenig oder gar keine

Hoffnung hatten, daß unsere Verlobten je ankommen würden. Für den Fall, daß sie noch ankommen sollten, wollten wir unsere Freunde ersuchen für ihre schnelle Weiterbeförderung zu sorgen. Doch was geschah? Ganz wider Erwarten wurde unsere Traurigkeit in große Freude verwandelt. Denn eines Tages erhielten wir nach langem, schmerzlichen Sehnen und Warten Briefe von unseren Lieben, von Arracan in Hinterindien, worin sie uns meldeten, daß ihr Schiff in der Nacht am 8. October bei Präparis in der Nähe der Andamanen-Inseln, von einer heftigen Strömung ergriffen auf ein Felsenriff geworfen und nur durch Gottes gnädige Bewahrung vor einem gänzlichen Untergang bewahrt geblieben sei. Auch theilten sie uns mit, daß sie nach dem nächsten Hafen ihre Zuflucht genommen hätten, damit ihr Schiff, das schwer beladen sei und Wasser ziehe, untersucht werden möchte, und daß sie in Calcutta bald einzutreffen hofften. Einige Tage darauf empfingen wir die Nachricht, daß das Schiff **Faiz Robahny**, auf dem unsere Verlobten sich befanden, bei Sandheads in Kedgery, (an der Mündung des Hugly) angekommen sei. Wir mietheten uns deshalb gleich ein Boot und fuhren ihnen auf dem Fluß entgegen.

Am 6. November kamen wir mit unseren Verlobten zusammen. Die große Freude des Wiedersehens nach so schweren und ernsten Führungen und wunderbaren Bewahrungen unseres barmherzigen und treuen Gottes läßt sich zwar denken, aber nicht so leicht beschreiben. Am folgenden Tage, den 7. November erreichten wir mit unsern Lieben glücklich Calcutta.

Unsere Vermählung fand am 18. November 1844 im Hause des Herrn Dr. Häberlin statt. Dr. Häberlin mit seiner Frau und die Missionare de Lacroix und Ma-

kai, erſterer von der Londoner, letzterer von der Schottiſchen Miſſionsgeſellſchaft waren unſere Trauzeugen. Die Vermählungsfeier war einfach und endete mit einem fröhlichen Mahl, das Dr. Häberlin uns ſeinen Gäſten, und all' ſeinen Freunden gab.

Welch eine wunderbare Fügung vom Herrn, daß er ſowohl uns auf dem Ganges, als unſere Lieben auf dem indiſchen Ocean, ehe er uns mit einander vereinigte, in die allergrößte Gefahr führte und uns mit ſeinem ſtarken Arm herrlich errettete. So hätten wir Alle das Leben aus der Hand des Herrn neu geſchenkt erhalten. Wie konnte es da wohl anders ſein, als daß wir auf's Neue dem Herrn gelobten, uns ganz ſeinem Dienſte zu weihen.

Die Fahrt meiner lieben Frau nach Calcutta, die anfangs einen ſehr glücklichen Verlauf hatte, war zuletzt mit allen Gefahren einer Seereiſe verbunden. Da es wohl Manchem von Intereſſe ſein wird, etwas davon zu hören, ſo will ich von der durch Gottes wunderbare Hülfe glücklich beendeten Seereiſe von den wichtigſten Erlebniſſen meiner Frau hier Einiges folgen laſſen. Gewiß wird Manches dem Leſer zur Glaubensſtärkung dienen, wenn er ſieht, wie der Herr die Gebete der Seinigen erhört, und daß der Herr, wenn die Noth auch noch ſo groß iſt, dennoch mit ſeiner ſtarken Hand aus aller Gefahr zu erretten weiß.

4. Aus dem Tagebuche meiner lieben Frau.

Meine liebe Frau theilt mit Hülfe ihres Tagebuches Folgendes mit: Meine Freundinnen A. B., J. S. und ich wurden am 25. April 1844 unter Gebet und Segenswün-

schen einer überaus zahlreich versammelten Missionsgemeinde zu B. im Missionsbetsaale entlassen. Der apostolische Gruß: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch, wurde uns in der Abschiedsrede des Herrn Prediger K. mitgegeben als ein starker Schutz gegen alle Gefahren, als ein fester Anker, eine Quelle alles Heils und alles Segens. Und die ganze Gemeinde sagte dazu wie aus einem Munde: „Amen. Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi sei mit euch. Amen". Darauf knieten wir nieder, man betete über uns, und wir empfingen den Segen des dreieinigen Gottes. Wir reisten darauf am 27. April von Berlin nach Hamburg und nahmen von dort auf dem Schiff Esmeralda über die Fluthen des weiten Meeres unsern Weg nach Singapur in Hinderindien.

Sonntag den 5. Mai Nachmittags 4 Uhr, begab ich mich mit meinen beiden Gefährtinnen an Bord des Schiffes. Am Ufer war eine große Menge Menschen versammelt, unter denen wir auch viele theilnehmende Freunde und Freundinnen, die wir in Hamburg kennen gelernt, bemerkten. Die Kanonen wurden abgefeuert, und Alle winkten uns ihr letztes Lebewohl zu. Es war mir recht wehmüthig ums Herz, als wir die Elbe hinab fuhren und so manches flatternde Tuch erblickten, das uns den Abschiedsgruß zuwehte, und nun das letzte Band, das uns an die theure Heimath fesselte, sich löste. Bis Cuxhafen begleitete uns noch der Bruder unseres Kapitains, der so freundlich war Briefe von uns an die Unsrigen nach Hamburg mitzunehmen, um sie dort mit der Post zu befördern. Unser Kapitain, ein tüchtiger, erfahrener Seemann, zeigte sich sehr gefällig gegen uns und suchte uns den Aufenthalt auf dem Schiffe so angenehm, wie möglich zu machen. Unsere Fahrt ging sehr schnell und glücklich von Statten. Beim Kap der guten Hoffnung, wo wir

gerade zur Winterzeit vorbeifuhren, hatten wir sehr stürmisches Wetter. Hier sahen wir das großartigste Schauspiel der Natur und bekamen einen tiefen Eindruck von der Größe und Majestät Gottes.

Am 10. August sahen wir nach dreimonatlicher Fahrt zum ersten Mal wieder Land. Es war dies die Insel Java. O wie erquickte uns der Anblick! Fünf Tage darauf warfen wir auf der Rhede von Batavia Anker. Da unser Kapitain hier Ladung einzunehmen hatte und deshalb viel auf dem Lande sein mußte, miethete er in einem Hotel 2 Zimmer für uns, wo wir durch Gottes Gnade vor einer großen Gefahr bewahrt blieben. Hier sahen wir die ersten Malayen, die zu einer eigenthümlichen Menschenrace gehören. Sie sind stark, nervig, haben eine dunkelbraune Farbe, langes, glänzend schwarzes Haar, eine große, aber abgeplattete Nase und große, feurig glänzende Augen. Die asiatischen Malayen bekennen sich meistentheils zur muhammedanischen Religion und lieben den Handel.

In einem chinesischen Hause sahen wir beim Hineintreten geradezu an der Wand in einer Nische das Bild von drei chinesischen Gottheiten, die man in der Hütte fast jedes Chinesen findet, das Bild in der Mitte stellte einen Krieger, das links einen Greis und das rechts eine weibliche Figur dar; vor dem Bilde stand eine Lampe, die immer brennend erhalten wurde.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt verließen wir Batavia am 25. und setzten unsern Weg, der sich durch viele romantische Inseln hindurchwand, nach Singapur fort. Am 4. September ankerten wir auf der Rhede bei Singapur. Es dauerte nicht lange, so kam ein Boot mit 2 Herren, einem deutschen Kaufmann Herrn Meyer, (Sohn des Se-

nator Herrn Meyer in Hamburg) und dem Miſſionar Herrn Kisberry. Letzterer lud uns ein während der Zeit unſeres Aufenthalts in Singapur bei ihm zu wohnen bis wir ein Schiff zur Weiterreiſe gefunden hätten. Wir erfuhren viel Liebe in ſeinem Hauſe und fühlten uns in ſeiner Familie recht wohl. Herr Meyer und manche der Engländer luden uns ein und ſuchten uns den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Wir beſuchten hier den chineſiſchen Tempel in Begleitung des Miſſionars Kisberry, und waren höchſt erſtaunt über dies kunſtvolle und großartige Gebäude. Es enthielt eine große Anzahl Hallen, in denen ſich ſehr viele Götzen befanden.

Endlich nach 14 Tagen fand ſich ein Schiff, welches von China kam und nach Calcutta ſegeln wollte. Da auf demſelben Platz war, ſo ſetzten wir mit dieſem Fahrzeug unſere weitere Reiſe in Gottes Namen fort. Mehrere lieben Freunde begleiteten uns in einem Boote am 16. September nach unſerm Schiffe der „Faiz Robahny," wo wir vom Kapitain und ſeiner Frau ſehr freundlich empfangen wurden. Bald verließen uns nun auch unſere Freunde, und wir waren allein auf unſerm neuen Schiffe, welches uns nach Calcutta bringen ſollte. Das Schiff war aus Bombay, faſt 900 Tonnen groß und ſtand unter der Leitung des Kapitain Steward. Wir bemerkten bald, daß wir die von der Esmeralda her gewohnte Ordnung und Reinlichkeit, hier vergeblich ſuchten. Kakerlaken, ſchwarzbraune Käfer, etwa noch ein Mal ſo groß als Maikäfer, liefen hier über den Schiffszwieback auf dem Eßtiſch und benahmen uns den Appetit. Regelmäßig alle Abende um 8 Uhr kamen dieſe Thiere durch alle Ritzen und Spalten zu Hunderten in der Kajüte zum Vorſchein und ſetzten uns in Angſt und Schrecken. Die Schiffsmann-

ſchaft beſtand aus Negern, Malayen, Chineſen u. ſ. w., welche ſich von den deutſchen Matroſen auf der Esmeralda nicht wenig unterſchieden.

Am 17. September Nachmittags um 5 Uhr wurden die Anker gelichtet und unſere Reiſe ſollte nun vor ſich gehen. Ein ſonderbarer Anblick war es, zu ſehen, wie hier alle Matroſen, 60 an der Zahl, ſich lange bemühten den Anker heraufzuwinden, wozu wenige unſerer deutſchen Matroſen auf der Esmeralda nur etliche Minuten gebraucht haben würden. Dabei fiel hier der hübſche Matroſengeſang fort, und ſtatt deſſen erhoben dieſe Menſchen ein ſo furchtbares Geſchrei, daß man hätte davon laufen mögen. Auf der einen Seite ſtand ein Matroſe mit einer Violine, auf der er ganz unbarmherzig geigte und auf der anderen Seite ein anderer mit einer gellenden Pfeife. Zu dieſer Muſik trat die übrige Mannſchaft mit den Füßen den Takt. Mir war bei dieſer Scene eigen zu Muthe. Es kam mir dies Alles vor wie ein Götzenfeſt. Ich mußte in meine Kajüte eilen und mich ſatt weinen. Eine bange Ahnung erfüllte mein Herz, als ſollte dieſe Reiſe keine ſo glückliche als die erſte ſein. Auch in Singapur hatte man uns ſchon auf eine gefahrvolle Fahrt vorbereitet, denn im Monat September und October ſoll wegen der ungünſtigen Winde die ſchlimmſte Zeit zu einer Reiſe von dort nach Calcutta ſein. Der Herr iſt mit uns, tröſtete ich mich, er wird uns wohl behüten.

Während wir unſere Reiſe durch die Malakkaſtraße fortſetzten, pflegten die heidniſchen Matroſen an Tagen, wo wir Windſtille hatten, in ihren Mußeſtunden ihre ſonderbaren Tänze aufzuführen. Alle tanzten in verſchiedenen Gruppen und ſprangen durcheinander wie Wahnſinnige. Das wilde Geſchrei der Tanzenden war ebenſo unharmoniſch wie

die Muſik, doch die Leute fühlten ſich offenbar glücklich bei dieſen Höllenquadrillen.

Mühſam bewegte ſich unſer Schiff bei ſchlechtem Winde weiter vorwärts. Täglich hatten wir die furchtbarſten Gewitter und ſehr gefährliche Winde, daß es manchmal ſchien, als ſollte unſer Schiff in die Tiefe verſenkt werden. Auf der ganzen Reiſe von Hamburg nach Singapur wußte ich nicht, was es heißt, Furcht haben, obgleich wir beim Kap einen heftigen Sturm zu beſtehen hatten, aber auf dieſem Schiffe lernte ich reichlich kennen, was es heißt, Angſt auf dem Meere ausſtehen.

Am 23. September ſahen wir die Inſel Pinang vor uns, und am nächſten Tage warfen wir daſelbſt Anker. Unſer Kapitain ging an's Land und meldete uns, daß er wohl einige Tage ſich hier aufhalten werde, da er noch Ladung bekommen habe. Der hieſige Hafenmeiſter, Herr Gottlieb, ein lieber frommer Mann, kam, als er von uns gehört hatte, an Bord und lud uns freundlich ein mit ihm in ſein Haus zu gehen und daſelbſt zu bleiben, bis unſer Kapitain weiter fortfahre. Dieſes Anerbieten nahmen wir hocherfreut an, zumal da wir auch von ihm hörten, daß hier ganz in der Nähe ein deutſcher Miſſionar ſei, dem er ſchon geſchrieben, ihn auch zu beſuchen, damit wir zuſammen einen ſchönen Tag verleben könnten. Wir wurden ſehr freundlich von Frau Gottlieb empfangen. Nicht lange darauf erſchien Herr Banſmn, der deutſche Miſſionar, und ſeine Freude in uns Deutſche zu finden, war ebenſo groß als die unſrige. Bei Tiſche erzählte er uns von den Schwierigkeiten mit denen er zu kämpfen habe und klagte, daß das größte Hinderniß die katholiſchen Prieſter wären, die ohne Unterricht zu ertheilen nur taufen, und daß ſie ſchon 1000 Anhänger

hätten, die aber jetzt noch ebenso gut Heiden wären, als vor ihrer Taufe. Wir fanden in ihm einen recht treuen, lieben Jünger des Herrn, der mit großem Fleiß und großer Treue schon 8 Jahre im Weinberge des Herrn arbeitete, bis jetzt aber noch keinen Erfolg seiner Arbeit gesehen hatte.

Am folgenden Tage fuhr Frau Gottlieb mit uns zu einem gewissen Frl. Deyer, die eine chinesische Schule hatte. Wir sahen hier 16 chinesische Mädchen, welche in einer englischen Bibel lasen und die ihnen von dem Frl. Deyer in englischer Sprache vorgelegten Fragen malayisch beantworteten. Zum Schluß sangen sie einen englischen Choral. Am nächsten Tage ganz früh fuhr Herr Gottlieb und Missionar Bausum mit uns aus, um uns auf Pinang einen herrlichen Wasserfall zu zeigen. Wir fuhren durch reizende Gegenden, bis wir endlich am Fuße eines Berges ausstiegen, um denselben zu ersteigen. Der Weg ging erst durch eine sehr schöne Muskatennuß-Plantage und Brotfruchtbäume, wurde aber bald immer enger und unwegsamer, dabei war das Gras oft so hoch, daß es uns bis an den Arm reichte. Manchmal kamen wir an Stellen, wo wir gar nicht weiter konnten, sondern wo erst die Herren mit Messern Baumzweige und Schlingpflanzen wegschneiden mußten. So erreichten wir bei all' den Mühseligkeiten das Ziel unserer Wanderung.

Wir standen auf der Spitze eines Berges, von welchem wir eine herrliche Aussicht hatten. Auf der anderen Seite erblickten wir einen Berg, dessen Gipfel bis an die Wolken ragte. Aus seiner Mitte stürzte ein breiter Wasserfall herab, der mit großem Lärm an uns vorüber rauschte. Die Kunst hatte an diesem Platze noch nichts gethan, und die Natur war, wenngleich wild, doch wunderschön. Prächtige Bäume wuchsen hier, einer neben dem andern, von de-

nen herab verſchiedene Affen ſchrieen; ſchöne Blumen blühten überall in verſchiedener Farbenpracht. —

Die Sonne mahnte uns bald an den Rückweg, und wir langten ziemlich naß (von dem Regen, der noch auf den Bäumen ſaß) bei unſerm Wagen an. Wir beſahen zwei am Wege liegende Götzentempel der Chineſen und Bengaleſen. Erſterer war gleich einem kleinen Hauſe. Man trat erſt in eine Vorhalle, die an drei Seiten offen war, und in der vierten eine große Niſche hatte, in der eine menſchliche Figur, aus Bronze gemacht, ſaß. Dieſer Götze war mit Blumen umgeben und hielt einige friſche in der Hand. Vor ihm ſtand auf einem Stein ein Rauchfaß mit einigen anderen Gefäßen. Der andere Tempel war ſpitz zulaufend gebaut und von außen mit vielen Arabesken und Zierrathen umgeben. Der Götze war ziemlich derſelbe, wie der erſte. Als wir dieſen Ort verließen, kamen eben Leute, um zu opfern. Vor ihnen gingen zwei Prieſter mit ganz glatt geſchorenen Köpfen in dunkelgelbe ſchleppende Gewänder gehüllt; in ihren Händen trugen ſie einen Stab. Hinter ihnen kamen Frauen und Kinder mit Reis, den ſie ihren Götzen opfern wollten. Dieſer Anblick erfüllte meine Seele mit Trauer.

Um 1 Uhr gingen wir wieder an Bord; Miſſionar Bauſum begleitete uns und blieb bei uns bis die Anker hochgezogen waren. Er ermunterte uns zum Vertrauen auf Gott und empfahl uns auf unſerer Reiſe dem Herrn. Wie tröſtlich uns ſolcher Zuſpruch von deutſcher Zunge war, und wie nöthig wir ihn ſobald brauchen würden, ahnten wir damals freilich nicht. — Halb 5 Uhr verließen wir mit gutem Winde Pinang, doch ging unſere Reiſe ſehr langſam vorwärts. Immer wieder hatten wir die ſchrecklichſten Gewitter und heftige Winde oder Squalls, von denen unſer

Schiff tief erschüttert wurde. Der Lärm war bei solchen Gelegenheiten auf unserm Schiffe furchtbar. Wir wußten uns in unserer Noth nicht anders Rath, als uns im Gebete zum Herrn zu wenden. Was unsere Angst noch erhöhte war, daß unser Kapitain sich mit seinem Officier entzweite, ihn seines Amtes entsetzte und in seiner Kajüte einschloß. Dieser rief nach einem Messer, und schrie, er wolle sich das Leben nehmen. Ohne Officier war nun der Kapitain genöthigt dessen Amt beim Messen der Sonne des Mittags durch seine Frau — eine Indobritin — versehen zu lassen. Diese weigerte sich zwar und bat ihn einen der Passagiere dazu zu gebrauchen, weil sie ihre Untüchtigkeit einsah, doch ging er hierauf nicht ein.

Endlich kamen wir durch die Malakka-Straße und gelangten in den Bengalischen Meerbusen. Hier hatten wir täglich Gewitter und die fürchterlichsten Squalls, daß uns oft bange wurde und wir oft in unserer Angst und Noth zum Herrn um Hülfe flehten.

Am 8. October schien sich günstiger Wind einzustellen und unser Schiff ging schnell vorwärts. Der Wind wuchs aber so gewaltig, daß uns, obwohl wir uns freuten, daß es so schnell vorwärts ging, doch etwas beklommen wurde, was durch eine Aeußerung der Frau des Kapitain erhöht wurde, welche zu uns kam und uns auf der Karte den Ort zeigte, wo wir uns befanden, indem sie die Bemerkung hinzufügte: „Wir haben hier ein gefährliches Felsenriff, Namens Preparis (südwestlich von Birma und nördlich von den Andamen) zu passiren, und Mr. Steward wünscht noch vor Abend dort vorbei zu kommen, denn es ist ein sehr gefährlicher Ort.“ Am Abend gingen wir auf dem Verdeck noch etwas spazieren, doch da der Wind zu heftig blies, begaben

wir uns schon früh nach unserer Kajüte. Ich schrieb noch in mein Tagebuch und schloß den Tag mit den Worten: „Der Herr wird uns durch alle Gefahren, die uns noch treffen können, hindurch helfen; auf ihn hoffe ich, er wird mich nicht zu Schanden werden lassen; ohne seinen Willen kann mir nichts geschehen. Amen.“ Wir begaben uns nun, in der festen Meinung, wie wir es bei unserm deutschen Kapitain gewohnt waren, der Kapitain werde, da wir die gefährliche Stelle noch nicht hinter uns hatten, selbst auf dem Verdeck bleiben, bis wir diesen Ort passirt, ruhig zu Bette.

Ich hatte etwa eine Stunde geschlafen, als ich erwachte, und indem ich über einen gehabten Traum nachdachte, mich selig fühlte. Wahrscheinlich muß ich den Spruch: „So du durch's Wasser gehst, will ich mit dir sein, daß dich die Ströme nicht ersäufen, und so du durch's Feuer gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Flamme nicht anzünde,“ im Schlaf laut hergesagt haben, denn ich war ganz davon erfüllt und beseligt. Ich träumte unser Schiff sei auf Felsen gerathen, und sämmtliche Matrosen versuchten vergeblich es darüber fort zu ziehen. Da erwachte ich, und als ich nach meiner Uhr sah, war es erst 10 Uhr. Endlich schlummerte ich wieder ein, wurde aber durch ein Geräusch auf dem Schiffe wieder aufgeschreckt. Ich stand auf und sahe durch das Fenster unserer Kajüte, welche nach der Hauptkajüte führte, und bemerkte, daß einer der Leute schnell hinunter kam, beim Kapitain anklopfte, denselben weckte und sagte: „Kapitain, es ist 12 Uhr, eine sehr schöne Nacht, aber ich sehe Land.“ „Land?“ entgegnete der Kapitain, „Land? das kann nicht sein!“ Sogleich sprang er auf, um nachzusehen.

Unterdeß erwachten meine beiden Gefährtinnen und

wir fingen an mit einander zu ſprechen, während draußen Befehle ertheilt und ſchnell ausgeführt wurden, und die Matroſen einen entſetzlichen Lärm bei dem Wenden der Segel machten. Wir kleideten uns nun ſchnell an, ſahen wieder durch's Fenſter und bemerkten, daß Alles in großer Geſchäftigkeit war. Der großen Finſterniß wegen hatte man Laternen aufgehängt, was der ganzen Sache einen recht ſchauerlichen Anblick gab. Hierauf erzählte ich den Schweſtern meinen Traum und indem ich ſagte: Hört mal, ich glaube wir ſitzen feſt, gab es einen fürchterlichen Stoß und Krach, daß wir gegen einander fielen. Wir hörten den Anker hinunterraſſeln und gedachten nun an Preparis. Sogleich fielen wir auf unſere Kniee und riefen in unſerer Angſt und Noth den Herrn um Hülfe an, oder ſo es anders ſein heiliger Wille ſei, daß wir hier unſern Geiſt aufgeben ſollen, um freudige Ergebung in ſeinen Willen, und um Troſt für die theuren Hinterbliebenen.

Plötzlich klopft Jemand an unſerer Thür; wir öffnen, und zitternd, mit bleichem Angeſicht tritt die Frau des Kapitains herein und ſagt: „Unſer Schiff iſt geſcheitert; ziehen Sie ſich ſchnell an.“ Einigermaßen hatten wir uns ſchon angekleidet. Wir nahmen nun ſchnell noch ein Tuch um und gingen hinaus.

Die beiden Herren, unſere Paſſagiere, kamen eben vom Deck herunter und ſagten mit bebender Stimme: „Wir ſind verloren: was fangen wir an? Es iſt finſtere Nacht; unſer Schiff ſitzt auf einem Felſen!“ Als wir etliche Minuten ſo daſtanden, kam auch der Kapitain zu uns und ſagte: „Meine Damen, das Schiff iſt auf Felſen gerathen; es iſt finſtere Nacht, wir können aber jetzt nichts thun und müſſen geduldig warten, bis es Tag geworden iſt. Ich bitte Sie

daher ruhig in Ihrer Kajüte zu bleiben." Es war dies eine ſchreckliche Botſchaft. Zurückgekehrt nach unſerer Kajüte, vereinigten wir uns wieder im Gebet und riefen den Herrn um Hülfe, Ergebung und um ein ſeliges Ende an. Nach dem Gebete nahmen wir die Looſung des Tages, die alſo lautete: „Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich und ſeine Güte währet ewiglich. — Wir haben unzählige Proben von ſeiner Treue, die täglich neu, o könnten wir ihn würdig loben, ihn, der ſo unausſprechlich treu, ſo gut, ſo liebreich, ſo voll Huld und voll erbarmender Geduld!" Und der Lehrtext lautete: „Sind nicht ihrer zehn rein worden? Wo ſind aber die neun? Hat ſich ſonſt Keiner gefunden, der wieder umkehre und gebe Gott die Ehre, denn dieſer Fremdling? — Nimm du o Lamm zum Opfer hin uns ſelbſt mit Allem, was wir haben. Nimm Geiſt, Seel, Leib, Herz, Muth und Sinn zum Eigenthum ſtatt andrer Gaben." Zum großen Troſt gereichten uns dieſe Worte. Wir waren ruhig und ergeben in dem Willen des Herrn.

Zum Glück hatte ſich der Wind vor Kurzem gelegt, ſonſt wäre das Scheitern des Schiffes unvermeidlich geweſen. Matt und entkräftet von Angſt und banger Erwartung legten wir uns auf unſere Matratze nieder, mußten aber bald aufſtehen, indem die Strömung unſer Schiff empor hob, wo es dann immer wieder mit furchtbarer Gewalt auf den Felſen, worauf wir gekommen waren, ſtieß, ſo daß das Waſſer in Strömen zu unſern Fenſtern herein kam, und unſer Kopf von den gewaltigen Stößen ungemein litt. In dieſer Lage hatten wir eine lange Nacht, Gott weiß unter welchem Seufzen und Flehen zu durchleben; jede Stunde wurde uns zur Ewigkeit. Endlich um 5 Uhr Morgens pochte es wieder an unſerer Thür und herein trat Frau Steward und

ſagte uns: „Kommen Sie nun mal nach meiner Kajüte.“ Wir thaten es, und was erblickten unſere Augen? In einiger Entfernung ſahen wir drei hohe Felſen mit ſchäumender, zu uns herüber brauſender Brandung. Es war ein ſchauderhafter Anblick für uns. Noch dämmerte der Tag. Als es heller wurde, ſahen wir auch ganz in unſerer Nähe eine nackte Inſel, aber kein Strauch, kein Baum war zu erblicken.

Um 6 Uhr wurde auf Befehl des Kapitains, der ſtumm auf dem Verdeck ſaß und ſich um Niemand kümmerte, ein Boot mit 10 Mann fortgeſchickt, um die Tiefe ringsherum zu meſſen und auf dieſe Weiſe einen Ausweg zu ſuchen; denn das Schiff war durch ſeine groſze Nachläſſigkeit zwiſchen Felsklippen gerathen. Die Vermeſſung blieb fruchtlos. Viele Stunden waren die Leute umhergefahren, doch immer kamen ſie mit der höchſt traurigen Nachricht zurück, daß nirgends für das Schiff, welches 18 Fuß im Waſſer ging, die erforderliche Tiefe gefunden werden könne, und es ſei kein anderer Ausweg als wieder über dieſelbe Klippe über welche das Fahrzeug von der Strömung hinweg geriſſen war, zurück zu gehen. Ganz eigenthümlich war uns zu Muthe, wenn wir unſere Lage durchdachten. Bei ſchönem Wetter und ganz ruhiger See ein ſo kühles Grab vor ſich offen zu ſehen. Schrecklich war uns auch das Geſpötte und Witze machen der andern Paſſagiere, welche dadurch nur zu deutlich alle ernſten Gedanken an Tod und Ewigkeit vertreiben wollten, mit anzuhören. Einer von den Paſſagieren, ein Kaufmann, ging zum Kapitain und bat denſelben, ihm ein Boot zu geben, damit er zu der uns nahen Inſel fahren könnte, was ihm jedoch mit den Worten: „Ich brauche es ſelbſt,“ verweigert wurde. Tauſend Gedanken durchzogen mit Blitzesſchnelle mein Gemüth. Bald war ich im Geiſte

in Berlin bei den lieben Meinen, bald in Indien und nahm im Herzen Abschied von Allen. Ich blickte rückwärts und vorwärts, auf die durchlebte Gnadenzeit und auf die Ewigkeit, die nun vor meiner Seele stand. Die 3 großen Felsen erschienen mir wie 3 Grabdenkmale für uns drei Schwestern. O ernste Augenblicke!

Um 2 Uhr ließ der Kapitain die Untersuchung einstellen. Er faßte den Entschluß, da für unser Schiff kein anderer Ausweg zu finden war, wieder über dieselbe Klippe, über die es hergekommen, zurück zu gehen. Zu diesem Zweck befahl er die Segel aufzuziehen; denn er gedachte um 5 Uhr die Anker zu lichten, um mit dem Winde vom Lande, der um diese Zeit sich einzustellen pflegt, zu versuchen, auf Leben und Tod von hier fortzukommen. Alle Vorbereitungen zur etwaigen Rettung wurden getroffen, um im schlimmsten Falle das Leben Einiger auf der naheliegenden Insel zu retten. Ein Boot, welches hinunter gelassen wurde ging in Stücke, weil unser Kapitain nie dieselben naß machen ließ, das zweite hatten die Leute, um den Ausweg zu suchen, und so hatten wir noch ein kleines und ein großes Boot, in welchem die Ladung des Schiffes gewöhnlich an's Land gefördert wird, übrig. Unter den erwähnten Vorkehrungen saßen wir drei Schwestern in unsrer Kajüte und suchten uns durch Gebet und Gottes Wort zu stärken. Wer vermag auch nur schwach zu schildern, wie in diesen Stunden uns zu Muthe war! Wie lernte ich erst jetzt mein verzagtes, kleingläubiges Herz kennen, und wie bengte es mich, daß ich mich nicht glaubensvoller an Gottes Wort und Verheißung halten konnte! Indem ich so innerlich zu kämpfen hatte, und mich im Gebet an Gott, wie ein Kind an die Mutter anklammerte, da fiel mir auf einmal der Spruch ein: „Kauft man nicht

zwei Sperlinge für einen Pfennig und doch fällt derſelben keiner auf die Erde ohne euren Vater im Himmel, darum fürchtet euch nicht, ihr ſeid beſſer denn viele Sperlinge, nun aber ſind auch alle eure Haare auf dem Haupte gezählt.“ Dieſe Worte ſchienen mir ganz neu; mein armes Herz erquickte ſich daran; jedes Wort war Balſam für mich. Fröhlich konnte ich mich nun in Gottes Arme werfen und ihm meinen Leib und meine Seele übergeben.

Inzwiſchen war auch die ernſte und entſcheidende Stunde herangekommen. Der Wind erhob ſich, und der Kapitain befahl die Anker zu lichten. Die Paſſagiere hatten ſich alle Koſtbarkeiten zuſammengepackt oder auf den Körper gebunden, um dieſe zu retten. Wir drei Schweſtern ſtanden am Ausgange der Hauptkajüte und riefen einander Worte der Aufmunterung und des Troſtes zu. Plötzlich fing das Schiff an ſich zu bewegen, aber auch in demſelben Augenblick ſtieß es mit furchtbarem Gekrache wieder auf dem Riff auf, wo wir ſaßen und ging nicht weiter. Verzweiflung lag nun auf allen Geſichtern. Der Kapitain verlor alle Beſinnung und warf in der Verzweiflung Fernrohr, Stuhl u. dergl. vom obern Verdeck hinunter und lief händeringend umher. Wir umarmten uns und ſagten für dieſe Welt ein kurzes Lebewohl und hofften uns droben wieder zu ſehen. Da auf ein Mal trat die Frau des Kapitains, beladen mit allen Koſtbarkeiten, die ſie aus China mitgebracht, zu uns und ſagte: „Wollen Sie ſich nicht etliche Sachen einpacken, um nach jener Inſel zu fliehen, wenn's möglich iſt?“ Ich wandte mich um und ging nach der Kajüte, um Einiges zu holen, und indem ich mir mein Teſtament und die Pſalmen einſteckte, fiel mir wieder mein Spruch ein: „Kauft man nicht ꝛc.“ und unſere heutige Looſung und erhielt die Gewißheit in

mir, daß wir hier an dieſem Orte noch nicht unſer Leben beſchließen würden.

Einer der Paſſagiere, ein Franzoſe, hatte dem Kapitain den Rath gegeben das Ankertau durchzuhauen. „Ich denke“ ſagte er, „das Schiff wird ſich wieder heben.“ Ja er nahm ſelbſt die Axt und hieb das Ankertau durch, und es geſchah, was er erwartet hatte. Denn als wir wieder hinausgingen kamen uns ſchon die Herren voller Freude entgegen und ſagten: „Unſer Schiff iſt flott, es geht wieder, wir können Hoffnung auf Errettung haben.“ Wir gingen darauf in unſere Kajüte zurück und bemerkten durch's Fenſter, daß drei Matroſen, welche in einem Boote hinten am Steuer etwas zu thun hatten, dadurch, daß das Boot auseinander ging, in's Waſſer fielen. Einer von ihnen hielt ſich an einem herunterhängenden Tau noch feſt und hing am Hintertheil des Schiffes. Gleich reichten wir ihm die Hände hinaus und zogen ihn zu unſerm Fenſter herein. Die andern Beiden aber wurden von den Wellen weiter fortgetrieben. Als ich die beiden armen Matroſen in ihrer Angſt um Hülfe rufen hörte, eilte ich auf's Verdeck und bat den Kapitain doch ein Boot nach den Leuten zu ſchicken und ſie vom Untergange zu retten. Dieſer aber antwortete kalt: „Ich muß jetzt für mein Schiff ſorgen, habe keine Zeit dazu.“ „Herr Kapitain, entgegnete ich, die Leute ſind ja mit behülflich geweſen, daß wir aus der Lebensgefahr gerettet ſind, wollen Sie nicht ſo freundlich ſein und ſie retten laſſen?“ Da ich keine Antwort bekam, ging ich betrübt hinunter, ſahe aber bald, daß er doch ein Boot mit 2 Leuten fortſchickte, um die Unglücklichen zu retten. Es gelang ihnen auch endlich und ſo ging bei dieſem Orte Niemand verloren.

Während unſer Schiff ging, waren Viele beſchäftigt,

demſelben Fahrt zu verſchaffen. Das vorausgeſchickte Boot mit der Mannſchaft blieb immer dicht vor uns, um uns die Tiefe des Waſſers anzuzeigen. Der Steuermann ſaß im oberſten Maſtkorbe und hörte auf den Zuruf der Vorausgeſchickten. Etwas tiefer auf der Strickleiter ſtand einer der Paſſagiere, Herr Turner, der, ſobald er vom Erſten Nachricht empfangen hatte, dem Kapitain zurief, der auf dem Hintertheil beim Kompas ſich befand und darnach ſteuern ließ. Als man die Stimme der Bootsleute der Entfernung wegen nicht mehr hören konnte, wurde die Tiefe durch Fahnenſchläge angegeben. Auf dieſe Weiſe wurde uns der Ausweg gezeigt. Bald wurde das Waſſer immer tiefer und tiefer, die Leute im Boote kehrten zurück und kaum waren wir eine Stunde gefahren, ſo erhob ſich ein ſtarker Wind, der uns aus dieſer unheimlichen Gegend herausbrachte.

Mit der hereinbrechenden Nacht verloren wir die Felſen aus den Augen. Der Wind wurde immer heftiger und auch hierin erkannten wir die gnädige Hand Gottes. Denn hätte dieſer Wind ſich 2 Stunden früher erhoben, unſer Schiff wäre ohne Zweifel auf den Felsklippen zerſchellt worden. Das hat der Herr gethan und iſt ein Wunder vor unſern Augen. Unſer Herz und Mund ſtrömte über von Lob und Preis gegen den lieben, treuen Herrn, der uns aus ſo großer Lebensgefahr errettete.

Am nächſten Tage, als wir auf dem Verdeck ſaßen und uns der geſtrigen Ereigniſſe erinnerten, kam plötzlich einer der Leute und ſagte zum Kapitain: „Wir haben im unterſten Schiffsraum 15 Zoll hoch Waſſer.“ Erſchrocken darüber ließ er ſich eine Laterne bringen, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Es wurden ſogleich 2 Pumpen angelegt, und nun wurde Tag und Nacht gepumpt. Uns wurde wieder

bange, aber der Herr gab uns Gnade, daß wir uns im Glauben an ihn halten konnten. Das, was er nur wenige Stunden zuvor uns erwieſen hatte, war uns Bürgſchaft, daß er uns auch jetzt nicht werde umkommen laſſen. Die Leute mußten ununterbrochen pumpen, und als ſie nicht mehr konnten, wurden ſie dazu geprügelt. Außerdem war der Kapitain ſeit der Zeit, daß wir auf Präparis waren, gegen uns Paſſagiere ſo unfreundlich, daß es ſchwer zu ertragen war. Er ſprach kein Wort mit uns, ja ſelbſt mit ſeiner Frau nur wenig. Das Wetter war auch ſehr unfreundlich geworden. Wir hatten nichts als Squalls und Squalls; kaum war einer vorüber, ſo war ein zweiter da, und ſo ging es Tag und Nacht. In 10 Tagen hatten wir keinen Sonnenſtrahl geſehen.

Am 18. October kam die Frau des Kapitains wieder zu uns und ſagte ängſtlich: „Ach, ich glaube Herr Steward hat den Weg verloren; wir wiſſen nicht, wo wir ſind.“ Ein ſchöner Troſt für uns. Als wir des Nachmittags auf dem Deck waren, ſagte einer der Leute zu uns: „Dort iſt Land!“ Unſere Mitpaſſagiere beriethen ſich nun, was das wohl für Land ſein könne. Sie ſagten uns dann, daß ſie Willens ſeien, dem Kapitain einen Brief zu ſchreiben, daß er, da ſie ſich auf dieſem Schiffe nicht ſicher fühlten, an's Land fahren möchte, damit das Schiff dort unterſucht werde, und fragten uns, ob wir unſere Namen nicht auch dabei unterzeichnen wollten. Bei unſerer Stimmung und in unſerer Lage war uns ein ſolches Anerbieten ganz willkommen. Wir unterſchrieben uns, und der Brief wurde dem Kapitain übergeben. War der Kapitain ſchon unfreundlich, ſo wurde er es durch dieſen Brief noch viel mehr, doch bemerkten wir, daß er wirklich dem Lande zuſteuerte.

Am folgenden Tage ſahen wir das Land ganz deut-

lich. Es war Arrakan. Um 10 Uhr bekamen wir ſchon einen Lootſen, der uns ſicher in den Hafen brachte. Als der Lootſe unſer Schiff ſah und hörte, was wir in den letzten 2 Wochen Alles durchgemacht hatten, ſchlug dieſer die Hände zuſammen und wunderte ſich, daß wir mit unſerem ſchweren Schiffe wieder vom Felſen fortgekommen waren. Wir erkundigten uns ſogleich, ob hier in Arrakan Miſſionare wären. Als wir erfuhren, daß hier ein Amerikaner ſei, ſo baten wir den Lootſen, denſelben von unſerer Lage in Kenntniß zu ſetzen und ihn zu bitten, daß er uns drei Verlaſſene doch beſuchen und uns mit Rath beiſtehen möchte. Am anderen Tage kam der Lootſe wieder, theilte uns aber mit, daß der Miſſionar nicht komme und zwar aus dem Grunde, weil er Baptiſt iſt und wir nicht. So ſtanden wir denn auch hier wieder verlaſſen und rathlos da. Doch der liebe Herr ließ es gewiß nur zu, daß wir immer mehr von Menſchen und Menſchenhülfe abſehen und einzig und allein auf ihn hoffen und uns an ihn halten ſollten.

Gegen Abend kamen von Akyab 2 Engländer in einem Boote an Bord mit einer Einladung vom Gouverneur, Major Bogle, den nächſten Tag in ſeinem Hauſe zuzubringen, da unſer Schiff noch lange hier vor Anker liegen werde. Wir nahmen die Einladung mit Freuden an und wurden am anderen Tage früh um 8 Uhr vom Schiffe abgeholt. Major Bogle, ein ſehr freundlicher Herr, that Alles, um uns den Tag recht angenehm zu machen. Hier in Akyab erlebten wir auch ein großes Feſt der Birmanen, welche in Thierhäute gehüllt ihre Tänze aufführten. Die Leute, welche wir hier ſahen, waren von brauner Farbe und hatten ein hübſches Aeußeres. Ihre Tracht gefiel mir. Sie waren in bunte Seide gekleidet, trugen auf dem Kopf einen weißen Tur-

ban, um den ihr ſchwarzes Haar gewunden war, und im rechten Ohrläppchen ein Blumenbouquet. Wir ſprachen viel mit Major Bogle, ob es denn nicht möglich wäre von hier aus zu Lande nach Calcutta zu kommen, doch die Herren riethen entſchieden ab, ja ſie hielten es ganz unmöglich für uns.

Von Akyab ſchickten wir Briefe nach Calcutta und theilten unſern Schiffbruch mit. Am Abend gingen wir wieder auf unſer Schiff. Der Kapitain hatte hier daſſelbe unterſuchen laſſen, und da es zu tief ging, mußte er etwas Ladung zurücklaſſen, was uns 3 Tage aufhielt. Wir gingen dann von Arrakan fort. Da wir aber viel Windſtille hatten, ſo konnten wir nicht vom Fleck kommen.

Sonntag den 27. October, nachdem wir unſere Predigt ausgeleſen hatten, hörten wir in die große Kajüte Leute hereinkommen und den Kapitain rufen, konnten aber nicht verſtehen, warum es ſich handele. Als wir auf's Deck kamen, was erblickten wir? Zwei mächtige Waſſerhoſen ganz in unſerer Nähe. Ein majeſtätiſcher, aber ſchrecklicher Anblick. Auf allen Geſichtern lag wieder Furcht und Verzweiflung. Der Kapitain kam herausgeſtürzt, den Seifenſchaum noch halb im Geſicht und befahl die Kanone, die einzige an Bord zu laden, um die Waſſerhoſe zu zerſprengen, wenn ſie näher käme. Gnädig wandte der Herr auch dieſe Gefahr von uns ab; denn da wir keinen Wind hatten, zergingen die Waſſerhoſen, ehe ſie zu uns herankommen konnten. Bei ſolchen Gelegenheiten unſern Kapitain zu ſehen, gab wenig Muth. Er war bei jeder Gefahr der Verzagteſte. Auch heute lief er ganz verzweifelt umher und war blaß wie eine Leiche.

Endlich bekamen wir ein wenig Wind und ſahen am 30. October die Lootſenſchiffe und erhielten einen Lootſen, der das Kommando auf unſerm Schiffe übernahm. Wie

freuten wir uns, das Schiff jetzt in anderen Händen zu sehen. Unser Schiff ging nur sehr langsam vorwärts, weil es schwer beladen war; und manchmal auch den Grund des Hugly berührte. Nachts wurde der Anker geworfen, und des Morgens gingen wir mit der Fluth weiter. Unsere Passagiere verließen unser Schiff, sobald sie konnten, und fuhren in einem kleinen Fahrzeuge nach Calcutta ab. Durch Briefe hatten wir unseren Lieben in Calcutta von unserer Ankunft auf dem Hugly und unserem Befinden Nachricht gegeben und sie gebeten, uns sobald wie möglich von diesem Schiffe abzuholen.

Am 6. November, als wir eben der Gefahr von einem Dampfschiffe übergefahren zu werden, entkommen waren, und ich ganz verzagt und kleinmüthig in der Kajüte auf- und abging, kam der Lootse und sagte mir: „Dort kommt ein Fahrzeug mit 3 Europäern.“ Gleich ging ich und rief meine beiden Gefährtinnen, und als wir hinauskamen, erkannten wir in den 3 Europäern unsere Verlobten. Die Freude des Wiedersehens nach zwei einhalbjähriger Trennung war unbeschreiblich groß. So oft die Ebbe eintrat, und auf unserm Schiffe der Anker geworfen wurde, bestiegen wir das Boot unserer Lieben und fuhren ans Land. Da aber die Ufer des Hugly bei der Ebbe sehr schlammig sind, und wir nicht wagen konnten ans dem Fahrzeug herauszusteigen, ohne in den Morast zu sinken, so wurden wir von je zwei Hindubootsleuten auf ihren untergebreiteten Armen, die uns zum Sitze dienten, herübergetragen und trocknen Fußes an den Strand gesetzt. Hier machten wir einen kleinen Spaziergang, ergötzten uns an Indiens Fluren und kehrten nach einiger Zeit zu unserm Schiffe zurück, um unsere Fahrt mit der Fluth weiter fortzusetzen. Am 7. kamen wir in Cal-

cutta wohlbehalten an, wo wir Schweſtern im Hauſe des Herrn Dr. Häberlin freundliche Aufnahme fanden. Jetzt ging es an ein Erzählen und aufs Neue trat das Gefühl unſerer Errettung uns lebendig vor die Seele. Aus vollem Herzen konnten wir nun in das Lied einſtimmen: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

So weit die Mittheilung meiner lieben Frau, die uns in vielen Umſtänden das treue und gnädige Walten unſeres Gottes, dem unſer Seufzen nicht verborgen iſt, und der jederzeit über Bitten und Verſtehen hilft, ſo ſichtbar erkennen läßt.

5. Unſere Reiſe zu Waſſer nach Ghazipur. Ankunft und baldiger Heimgang eines neuen Miſſionars.

Noch an demſelben Tage, am 18. November 1844, wo unſere Vermählung ſtattfand, gingen wir auf unſer Boot, das wir uns zu unſerer Reiſe gemiethet hatten. Es war dies ein Bodgerow, ein nettes, indiſches Fahrzeug, welches ein ſchönes, geräumiges Zimmer zur Arbeit, ein anderes zum Schlafen und ein Badezimmer enthielt. An der Seite hatte es Glas- und Jolouſiefenſter. Außerdem hatten wir noch ein anderes Paquetboot, auf dem ſich unſere Küche und Kiſten nebſt anderen Sachen befanden. Die Bootsleute unſeres Fahrzeuges waren lauter Muhammedaner, die des anderen Bootes lauter Hindus.

Erſt am 21. November machten wir uns am Abend bei eintretender Fluth auf den Weg nach Ghazipur. Wir wählten dieſe Reiſe, um die verſchiedenen Miſſionsſtationen und Miſſionsfamilien am Ganges zu beſuchen. Die Stationen, welche wir berührten waren: Berhampur, Kriſchna-

gar, Baglipur, Monghir, Patna, Dinapur und Tschuprah. Ueberall wurden wir von den Missionsgeschwistern herzlich bewillkommt und fanden eine freundliche Aufnahme.

Die Fahrt den Ganges hinauf ging nur sehr langsam vorwärts; sie hatte viel Angenehmes aber auch manches Gefährliche. Das Boot wird nämlich, wenn man nicht mit günstigem Winde hinaufsegeln kann, von den Leuten an einem langen Strick den Strom hinaufgezogen. Da die Ufer auf der einen Seite sehr hoch und steil sind, sich aber dort gewöhnlich das Fahrwasser befindet, so kommt es nicht selten vor, daß große Erdschollen, besonders wenn man bald nach der Regenzeit reist, hinunterstürzen, die im Wasser eine solche Aufregung verursachen, daß das Schiff in Gefahr ist umzuschlagen und unterzugehen, wie es schon mit so manchem Fahrzeuge geschehen ist. Auch wir kamen öfters in Gefahr, aber Gott hatte uns gnädig bewahrt. Da das Flußbett des Ganges einem großen Wechsel unterworfen ist, indem es bald auf der einen bald auf der anderen Seite des Ufers große Landstrecken ansetzt, so entstehen sehr oft an vielen Stellen, wo kurz vorher gutes Fahrwasser war, seichte Stellen, ja selbst Sandbänke, an welchen das Boot festläuft. Tritt dies ein, dann kommen die Bootsleute und fangen an das Fahrzeug mit ihrem Rücken und ihren Schultern zu schieben und zu stoßen, was manchmal mehrere Stunden dauert, bis sie es losbekommen. Dabei pflegen die Schiffer sich zur Aufmunterung zuzurufen: **Hari! Hari! — Hari! Hari!** d. h. o Wischnu! o Wischnu! — o Wischnu! o Wischnu! Zuweilen aber will das Schieben und Stoßen nicht gelingen, und es sammelt sich am Boot eine Menge Triebsand an. In diesem Falle nehmen sie die Ruder zur Hülfe, stechen mit denselben dicht beim Boote hinunter in's Wasser

und lockern den Boden auf, den der Strom schnell wegführt, worauf dann das Boot flott wird. Manchmal hört das Fahrwasser auf der einen Seite des Ufers ganz auf, und die Bootsleute sind dann genöthigt, sich eine neue Wasserstraße aufzusuchen. Oefters müssen sie auch wegen der großen Krümmung des Flusses bis zu den Hüften ja bis zum Halse im Wasser waten, und es ist sehr zu verwundern, daß nicht häufig bei diesen Leuten Unglücksfälle vorkommen, weil in dem Ganges viele Schlangen und Krokodille sind.

Da das Koch- und Paquetboot von unserm Fahrzeuge nicht selten durch mancherlei Hindernisse getrennt wurde, so pflegte unser Koch dem Steuermann des Passagierbootes über dem Ganges mit lauter Stimme zuzurufen, er möchte entweder langsamer vorwärts gehen oder Halt machen, oder hinüber kommen, weil das Essen fertig sei. Am Abend legten wir gewöhnlich bei einem Dorfe an, wo die Bootsleute am Ufer sich ihr Essen kochten, während wir auf- und niedergingen und uns mit dem Einen oder Andern der Hindus in ein Gespräch einließen, und ein Wort an ihr Herz richteten. Nicht selten hatten noch andere Reisende an demselben Platze Halt gemacht. Es war oft interessant mit anzusehen, wie die verschiedenen Gruppen in der Dunkelheit bei ihrem Feuerheerde hockend ihr Essen kochten, und, während der Dampf aus ihren Kochgefäßen emporstieg, sich ihre Erfahrungen und Erlebnisse mittheilten. Nach dem Essen gingen unsere Bootsleute auf das Verdeck und stimmten einen Chorgesang an.

Wenn wir am Ufer unsern Spaziergang machten, wurden wir oft von den Eingebornen groß angestaunt. Die eingebornen Frauen riefen sich einander zu auf meine Frau hinweisend: „Wiláyati mem hai," „es ist eine ausländi-

ſche Frau.“ Auch die Thiere glotzten uns wegen unſerer weißen Hautfarbe mit großen Augen an, und wir waren oft in Gefahr, von den Büffeln, die in Indien zahm ſind, aufgeſpießt zu werden. Schon manchen Europäer haben ſie in Schrecken geſetzt. Gewöhnlich ſtieren ſie den weißen Mann zuerſt an, und dann laufen ſie auf ihn zu. Beſonders können die Thiere die rothe Farbe nicht leiden. Nicht ſelten iſt ein engliſcher Soldat, der eine rothe Uniform trägt, von ihnen aufgeſpießt worden. Sonſt laſſen ſich die Büffel von den kleinen ſchwarzen Kindern, an deren Farbe ſie gewöhnt ſind, mit Leichtigkeit regieren. Wenn wir mit dieſen Thieren zuſammen kamen, riefen wir den Eingebornen zu, ſie aus dem Wege zu bringen. Trafen wir ſie ganz unvermuthet an, ſo ſuchten wir uns, wenn ſie uns verfolgten, dadurch zu retten, daß wir unſern Schirm plötzlich aufſpannten und ihnen vor die Augen hielten, wodurch ſie beſtürzt wurden. Da die Büffel an großer Hitze leiden, ſo pflegen ſie oft, wenn ſie ſich ſatt gefreſſen haben, zuſammengedrängt bis zum Halſe im Waſſer zu ſtehen, wobei ein Thier dem andern den Kopf auf den Nacken legt.

In der letzten Hälfte vom Januar im Jahre 1845 trafen wir in Ghazipur ein, wo ſchon einige Tage früher die Geſchwiſter D. angekommen waren. Hier wurde meiner lieben Frau gleich am anderen Tage nach ihrer Ankunft eine große Freude zu Theil, indem ihr Bruder, mein Schwager, der Miſſionar U., der bereits ſchon mehrere Jahre in Indien auf dem Miſſionsfelde thätig und in der Nacht von Benares nach Ghazipur gekommen war, ſie ganz unerwartet überraſchte. Am folgenden Tage machten wir uns auf den Weg nach Benares, ſahen uns dort die Merkwürdigkeiten an, beſuchten den Visheschwar-Tempel, die alte

Sternwarte und bestiegen die Minarets der von Aurrangzeb erbauten Moschee, von der man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und Umgegend hat. Von Benares reisten wir noch nach Mirzapur, wo wir der Schwester meiner lieben Frau einen kurzen Besuch abstatteten. Wir kehrten dann nach unserer Station zurück, um hier unsere Missionsarbeit fortzusetzen.

Bald nach unserer Rückkehr nach Ghazipur hatten wir die große Freude, unsere Mission durch die Ankunft eines neuen Missionars verstärkt zu sehen. Es war dies der liebe Br. Schultze, der am 27. Januar 1845 in Calcutta und am 7. April in Ghazipúr wohlbehalten eingetroffen war. Noch erinnere ich mich lebhaft, wie er sich außerordentlich freute, als ich auf die Anzeige, daß er am Landungsplatze sei, zu seinem Boote kam, um ihn abzuholen.

Es war uns nicht vergönnt diesen lieben Bruder, der durch seine herrlichen Gaben und seinen glühenden Eifer für die Ausbreitung des Christenthums zu großen Hoffnungen berechtigte, und mit dem wir unser Arbeitsfeld erweitern sollten, lange in unserer Mitte zu haben. Kaum hatte er einen erfreulichen Anfang mit der Erlernung der Sprache des Landes gemacht und sich ein wenig in die indischen Verhältnisse hineingelebt, kaum hatte die erste Stunde seines Tagewerks geschlagen, da mußte er seine Hände sinken lassen. Er sieht die Heiden in ihrem Elende, aber ehe er sich ihnen verständlich machen kann, was ihren Seelen Heil und Frieden giebt, da verstummen seine Lippen, es stockt sein Odem, und er muß davon: „Kommt wieder Menschenkinder, werde zur Erde, wovon du genommen bist" spricht sein Herr und Schöpfer zu ihm. Es gefiel Gott diesen unsern lieben Bruder mitten in der Blüthe seiner Jahre nach einem kur-

zen Krankenlager am 1. October 1845, nach einem Aufenthalt von 9 Monaten in Ostindien und ein halbes Jahr nach seiner Vereinigung mit uns, aus dieser Zeit in die selige Ewigkeit zu rufen.

Den Tag darauf übergaben wir den Leichnam der Erde auf dem dortigen Stationskirchhofe, weil das Klima eine schnelle Beerdigung nothwendig macht. Er wurde nach unserer Weise beerdigt mit den Gebeten unserer Agende. Die am Orte wohnenden Engländer waren beim Begräbniß gegenwärtig. Der Sarg wurde mit seinem Talar überzogen.

So ruht er in dem Schooße des Heidenlandes, dem er hatte zurufen wollen: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Ein ans Stein gehauenes Denkmal, das wir ihm haben setzen lassen mit der Aufschrift: Selig sind die Todten die in dem Herrn sterben," bezeichnet die Stelle, wo seine Gebeine auf den Tag der Auferstehung harren.

6. Fortsetzung der Missionsarbeit.

Nach unserer Rückkehr nach Ghazipur, ließen wir uns angelegen sein, die Missionsarbeit mit frischem Muth und mit erneuter Kraft fortzusetzen. Das Werk der Ausbreitung des Christenthums in Ostindien wird auf vierfache Weise getrieben: 1. durch Predigt, 2. durch Vertheilung von Büchern, 3. durch Schulen und Waisenanstalten und 4. durch Missionsreisen.

1. Predigt.

Ueber die Art und Weise des Predigens auf den Straßen und Märkten der Stadt ist schon früher die Rede gewesen (siehe Seite 281). Diese Thätigkeit setzten wir

jetzt getroſt weiter fort, und dehnten dieſelbe auch auf die benachbarten Dörfer aus. Da das Volk es liebt in Gleichniſſen zu ſprechen und ſeine Gedanken darin Andern anſchaulich zu machen, ſo beobachteten wir daſſelbe Verfahren.

Je mehr es uns mit des Herrn Hülfe gelang uns die Landesſprache anzueignen, je mehr wir mit den Gräueln des uns umgebenden Heidenthums und dem nachtheiligen Einfluß der Irrlehren des Korans bekannt wurden, und je kräftiger wir deshalb dagegen auftreten konnten: deſto lauter wurde auch der Widerſpruch unter unſern Zuhörern und deſto entſchiedener die Schmach, welche wir um des Namens Jeſu willen zu erdulden hatten. Denn ſobald wir die Schäden und Gebrechen aufdeckten, und die Leute einzuſehen anfingen, daß ſie mit ihren heidniſchen Sitten und Gewohnheiten brechen, ihr Vertrauen auf ihre Götter, Heiligen, und verdienſtlichen Werke als: Wallfahrten, religiöſe Waſchungen, freiwillige Büßungen, Almoſengeben u. dergl. daran geben müßten und einzig und allein durch Buße und Glauben der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens theilhaftig werden könnten: da regte ſich auch gleich die Feindſchaft in dem Herzen der Eingebornen. Dieſe hatten nicht genug daran uns bei unſerm öffentlichen Predigen durch Gegen- und Zwiſchenreden zu unterbrechen, uns zu ſchmähen und zu läſtern und Zank und Streit mit uns anzufangen, ſondern ſie ſtellten ſogar mehrere Verſuche an, um uns allen Muth und alle Freudigkeit für die Verkündigung des Evangeliums zu rauben und unſerer Thätigkeit wo möglich ein Ziel zu ſetzen. Auf dieſe Weiſe wollten ſie die etwaigen Nachtheile für ihre Religion abwenden.

Schon gegen das Ende des erſten Jahres nach der Wiederaufnahme unſerer Miſſionsthätigkeit, zeigten ſich Spu-

ren von der großen Feindschaft gegen das Evangelium, beſonders von Seiten der Muhammedaner. Als ich mit Bruder D. eines Tages in der Stadt war, und dieſer aus einem Traktate vorlas und ſich durch die Schimpfreden eines Muhammedaners nicht ſtören ließ, trat Letzterer ganz in unſerer Nähe auf eine Erhöhung und begann ebenfalls aus einem Buche zu leſen, wodurch er einen Theil unſerer Zuhörer um ſich ſammelte. Unter lauten Verhöhnungen und Schimpfreden der tobenden Menge mußten wir den Platz verlaſſen, und mit einem über das verblendete Volk betrübten Herzen nach Hauſe gehen. Das Jahr darauf widerfuhr mir daſſelbe, doch nahm die Sache diesmal ein günſtigeres Ende. Ich ſtand eines Tages in einer Straße und predigte. Mehrere Zuhörer hatten ſich bereits um mich verſammelt. Da bemerkte ich, daß aus einem nahen Hauſe ein Muhammedaner mit einem großen Buche unter dem Arme kam, und eine Menge von ſeinen Glaubensgenoſſen begleitete ihn. Derſelbe ſtellte ſich nun nicht weit von mir an die entgegengeſetzte Straßenecke hin und fing an, wie es die Miſſionare zu thun pflegen, aus ſeinem Buche zu leſen — es ſchien die Hadis zu ſein, worin die Traditionen und Ausſprüche Muhammeds enthalten ſind — und darüber an ſeine Zuhörer eine Anſprache zu halten. Seine Abſicht war mich dadurch zum Stillſchweigen zu bringen, oder wenigſtens mir meine Zuhörer abwendig zu machen. Ich ließ mich aber nicht ſtören, ſondern fuhr fort zu reden, und ſeufzte inzwiſchen zum Herrn, daß er mir Weisheit und Kraft verleihen, und Alles zum Beſten lenken möchte. Denn, dachte ich, ſollte es ihm gelingen über mich zu triumphiren, ſo würde dies für meine fernere Thätigkeit zum Nachtheil gereichen. Und ſiehe, was geſchah? Wenn ich auch zu meinem Schmerze bemerkte, daß Eini-

ge von mir zu ihm hinübergingen, ſo hatte ich doch die Freude zu ſehen, daß Manche zu mir wieder zurückkamen, und der Gegner mußte ſich, ohne ſeinen Zweck erreicht zu ſehen, von ſeinem Platze viel früher als ich zurückziehen. Derſelbe Mann machte an einem andern Tage, als ich in einem ganz andern Stadttheile predigte, noch einmal den nämlichen Verſuch, indem er mit einem Haufen Menſchen ankam, die ſchon in der Ferne einen Lärm erhoben; ich hatte aber glücklicher Weiſe meinen Vortrag bereits beendigt und ging ruhig weg, ohne mit ihm in die geringſte Colliſion zu gerathen. Da er nun einſah, daß all ſein Bemühen umſonſt war, ſo wurde ich von ihm in Zukunft nie wieder beläſtigt und durfte nur im Allgemeinen die Feindſchaft der Muhammedaner erfahren. Auch mein College R. hatte einen ſehr ſchlimmen Widerſpruch zu erdulden, aber nachher ließen uns die Muhammedaner, mit denen das Streiten faſt ganz aufhörte, unſer Werk ruhig fortſetzen, aus dem Grunde, weil ſie von uns immer wieder und wieder überwunden und durch das Licht des Evangeliums ihre Irrthümer an's Licht gebracht wurden.

Es ſtellte ſich in unſerer Erfahrung heraus, daß, wenn man Hindus und Muhammedaner als Zuhörer hat, es meiſtens ſehr gut iſt, daß man auf das Religionsgebiet der Muhammedaner nicht näher eingeht, weil dieſe Letzteren gern ſtreiten und zanken, heftig und aufbrauſend werden, und dadurch den heilſamen Eindruck, den die Predigt auf die Hindus gemacht hat, oft verwiſcht wird. Kann man es aber durchaus nicht vermeiden, ſo muß man im Geſpräche mit ihnen vorſichtig zu Werke gehen, damit ſie nicht erbittert, ſondern vielmehr zum Nachdenken gebracht werden. Wir baten die Muhammedaner uns ruhig reden zu laſſen und nicht

zornig zu werden, wenn wir aus ihrem eigenen Koran Beweise vorbrächten, daß ihre Religion nicht von Gott und Muhammed kein wahrer Prophet sei, und daß er wie ein jeder andere Mensch einen Heiland nöthig habe. Sobald sie uns das Versprechen abgegeben hatten ruhig zu sein, ließen wir uns mit ihnen in ein längeres Gespräch ein. Bei Manchem hatte die Disputation zur Folge, daß derselbe von der Unvollkommenheit ja Ungöttlichkeit seiner Religion überzeugt sich gern ein Neues Testament oder andere religiöse Bücher geben ließ, um darin nach dem Wege zur Seligkeit weiter zu forschen; Andere dagegen gingen mit verhärtetem und verstocktem Herzen davon.

Fast alle Muhammedaner zeigen sich gegen das Christenthum äußerst feindselig. Sie wollen durchaus nicht die Heiligkeit ihres Korans und den Ruhm ihres falschen Propheten geschmälert wissen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mit ihm verdammt würden. Wenn der Missionar in seiner Predigt das Bekenntniß ausspricht: „Jesus Christus ist der Sohn Gottes, der auch ihr Heiland ist, und auch ihre Sünden getragen und für sie sein Leben in den Tod zu ihrer Erlösung dahin gegeben hat," so rufen sie ihm oft entgegen: **Tum Qufr bakte ho**, d. h. du sprichst eine Gotteslästerung. Muhammed gilt ihnen über Alles. Er ist nach ihrer Ansicht der größte Prophet, um dessen Willen Gott Himmel und Erde geschaffen habe. Die Muhammedaner zeigten sich meist sehr verstockt und verhärtet und sind für die Wahrheit sehr unzugänglich. Sie sind höchst selbstgerecht und wollen nichts von einem Heiland wissen. Ebenso hat ein Himmel, worin Heiligkeit und Gerechtigkeit wohnt, und worin die Seligkeit des Menschen in der Freiheit von der Sünde und in dem Anschauen Gottes besteht, keinen Reiz für sie; denn

sie sind so grobsinnlich, daß sie nur nach einem Paradies, wo dem gläubigen Muselmann, wie im Koran geschrieben steht, viele Jungfrauen und köstliche Speisen und Getränke zu Theil werden, verlangen.

Im Allgemeinen sind Muhammedaner und Hindus große Feinde, indem die Ersteren auf die Letzteren mit großer Verachtung herabsehen und so umgekehrt. Besonders dünkt sich der Muhammedaner, weil er frei vom groben Götzendienst ist und an Muhammed den falschen Propheten glaubt, von Gott sehr bevorzugt und meint des Himmels gewiß zu sein. Sobald aber das Licht des Evangeliums mit der Finsterniß des Heidenthums und den falschen Lehren des Muhammedanismus in Berührung kommt, da reicht sich der Muhammedaner und der Hindu die Hand, und Beide werden wie Herodes und Pilatus Freunde, wo es gilt die Wahrheit zu bekämpfen und der Ausbreitung des Evangeliums Hindernisse in den Weg zu legen.

Da wir bei unserm Predigen auf öffentlicher Straße nicht vielfachen und oft unvermeidlichen Störungen ausgesetzt sein wollten, — denn oft wurden uns unsere Zuhörer, wenn wir im besten Sprechen waren durch einen Ochsenwagen oder durch Elephanten, welche vorbei kamen, auseinandergetrieben: so mietheten wir uns in Ermangelung von Kapellen 2 Predigtplätze. Es waren dies Dukâns (buchstäblich Läden), welche aus kurzen Verandah's mit einem kleinen Kämmerchen zum Verschließen bestanden und gaben für jeden Dukân monatlich 1 Rupie Miethe. Hier konnten wir und die uns hören wollten ungestört und ungehindert sprechen und disputiren. Im Kämmerchen schlossen wir unsere Bücher ein, wenn wir den Bazar verließen. Doch fuhren wir auch jetzt noch fort an verschiedenen Orten der Stadt zu predigen. Die Dukân's

dienten uns nur zum Nothbehelf, bis wir in einem geeigneten Stadttheil eine Kapelle würden erbaut haben. Das Geld, das der Bau kosten sollte, hatten wir größtentheils durch Subscription schon in Händen. Aber so sehr wir uns auch bemühten ein passendes Grundstück zu kaufen, so wollten die Eingebornen, die unsere Absicht kannten, daß wir daselbst ein Gotteshaus zu bauen beabsichtigten, es uns nicht überlassen. Sonst fehlt es in solchen Sachen immer zuerst an Geldmitteln, bei uns aber stellte sich eine andere Schwierigkeit heraus, wir konnten trotz aller Bemühung keinen Platz bekommen.

Außer dem Predigen auf freien Plätzen suchten wir die Heiden an den Ufern der Flüsse auf, wo sie ihre religiösen Waschungen verrichten, und sich auch viele Schiffer, Reisende und Handeltreibende aufzuhalten pflegen. Auch gingen wir nach den heidnischen Tempeln, wo man immer welche findet, die dem Götzen ihre Opfer darbringen, oder wir gingen nach der Sarai oder Karavanserei an den Landstraßen, wo Reisende fast immer vorhanden sind; oder wir begaben uns in die Nähe der öffentlichen Gebäude als: Gerichtshöfe, Colectorei u. s. w., wo immer zu gewissen Zeiten eine große Anzahl Menschen vorhanden sind. Wenn wir in den Vorstädten unter den hohen schattigen Tamarinden-Bäumen, oder in den Mangowäldchen, welche man an den Landstraßen bei allen Städten in Hindustan findet, Reisende oder Landleute sahen, die sich meist gruppenweise zu lagern pflegen, so gingen wir auch zu diesen und statteten ihnen einen Besuch ab. Wir ließen uns zunächst mit ihnen in ein freundliches Gespräch ein, und leiteten dabei ihre Gedanken von irdischen zu himmlischen Dingen über, oder wir nahmen ein Buch, lasen daraus und fingen an darüber zu sprechen. Dabei standen

Einige, Andere ſaßen oder hockten auf dem Boden. Am Schluß unſerer Anſprache forderten wir die Anweſenden auf uns ihre Wünſche, Zweifel und Bedenken vorzubringen. Gewöhnlich findet man bei ſolchen Gelegenheiten, weil Brahmanen und Pandits nicht zugegen ſind, recht aufmerkſame Zuhörer. Manchmal bekam ich den Eindruck, daß von dem Samen des göttlichen Wortes nicht Alles auf den Weg, auf's Steinigte und unter die Dornen, ſondern Vieles auch auf guten Acker gefallen ſei, wenn man vielleicht auch ſehr lange auf die Frucht warten muß. Beſonders ſchienen die Landleute, welche in ihren Geſchäften nach der Stadt kamen, für das Wort Gottes ſehr empfänglich zu ſein. Vom Monat April bis Juli kamen Tauſende von ihnen aus dem Ghazipur-, Benares-, Azimghar- und Gorrockpur-Diſtrikt, kurz von weit und breit nach unſerm Orte, um auf unſerer Station den gewonnenen Opium an die Faktorei der engliſchen Regierung abzuliefern. Gar Mancher von ihnen erhielt während ſeines 5- bis 7-tägigen Aufenthaltes auf unſerer Station, wo er uns in Muße anhören konnte, einen tiefen Eindruck von der Predigt des Evangeliums. Wären die Brahmanen und Pandits nicht ſo bigott, ſo würde man gewiß in Indien von der Verkündigung des Evangeliums ſehr große Erfolge erleben. Dieſe Leute aber ſind wie die Phariſäer zu Chriſti Zeiten; ſie ſelbſt wollen nicht in das Himmelreich eingehen und wehren auch denen mit Gewalt, durch verſchiedene Droh- und Schreckmittel, die gern hineingehen möchten.

Oft wurde mir beim Predigen von den ſchlichten Landleuten ein umgekehrter Korb als Sitz angeboten, und Alle kauerten ſich um mich herum und hörten mit großer Andacht an, was ich ihnen über das Eine, was noth thut, zu ſagen

hatte. Es war mir eine wahre Erquickung mit dieſen Perſonen zu verkehren.

Manchmal ſtattete ich auch einzelnen Hindus und Muhammedanern Beſuche ab, weil man mit ihnen ſelten beim Predigen auf den Straßen und Marktplätzen in Berührung kommt. Ich ſetzte mich dann mit ihnen in ihre Veraudah und hatte ein Religionsgeſpräch mit ihnen, dem oft viele andere Heiden beiwohnten!

Dann wurde uns Gelegenheit geboten, auch einer großen Anzahl Bettlern das Evangelium zu verkündigen. Sie kamen an einem beſtimmten Tage in der Woche zu uns, wo wir ihnen im Namen der auf der Station wohnenden Engländer irdiſche Gaben: Reis, Salz, Dhal, und zur Winterzeit auch wollene Decken gaben. Dadurch wollte man dem Betteln auf der Station ein Ende machen. Dieſe Leute beſuchten uns längere Zeit und haben manche Geſchichte von Gott, von der Schöpfung, vom Sündenfall der Menſchen, und von den Lehren, Wunderwerken und Gleichniſſen und dem Verſöhnungstode Jeſu Chriſti unſeres Erlöſers gehört. Mehrere von ihnen ſchienen das Wort Gottes zu lieben. Sie waren ſehr aufmerkſam, und man konnte es ihnen abfühlen, daß das Wort Gottes einen tiefen Eindruck auf ſie machte, wenn ſie hörten, daß Jeſus die Sünder und auch die Lahmen, Krüppel und Ausſätzigen geliebt habe und noch liebe, und daß er Keinen der zu ihm komme von ſich ſtoße, ſondern ihm Vergebung der Sünden, Ruhe und Frieden ſchenken und zu einem Kinde Gottes und Erben des ewigen Lebens machen wolle. — Daß wir auch in unſerm eigenen Hauſe mit den heidniſchen Dienſtboten Hausandacht hatten, verſteht ſich von ſelbſt. Manche wollten anfänglich nicht kommen, wenn wir ihnen aber ſagten, daß ſie ſich in unſere Haus-

ordnung zu schicken und zu fügen hätten, und daß es unsere Pflicht sei, sie im Worte Gottes zu unterweisen und ihnen den Weg zum ewigen Leben zu zeigen, — es aber ihrem Gewissen überlassen bliebe, ob sie Christen werden wollten oder nicht, — dann fügten sie sich in unsere Anordnung.

So luden wir in Ghazipur und in den Dörfern der Umgegend alle Heiden ein, mit denen wir in Berührung kamen, in's Reich Gottes einzugehen und riefen ihnen zu, wie es im Gleichniß vom großen Abendmahl heißt: „Kommt es ist Alles bereit."

2. Die Vertheilung der Bücher.

Die Verkündigung des Evangeliums ist, wie schon angedeutet, mit Vertheilung von Büchern verbunden, damit die Hörer über die vernommene Wahrheit, auch etwas Gedrucktes in Händen haben. Dieses ist durchaus nothwendig; denn Viele von den Zuhörern gehören zu den Fremden, entweder aus dem Kreise oder aus den entferntesten Provinzen. Wenn dieselben sich augenblicklich vergeblich bemüht haben, eine klare Vorstellung von dem Evangelium zu bekommen, so hilft ihnen das Lesen der Bücher, wenn sie nachher in Ruhe darüber nachdenken, zum näheren Verständniß der gehörten Wahrheit. Oft kommen die Bücher nach Gegenden und finden Eingang in Häuser, welche, wer weiß wie lange dem Missionar noch unzugänglich bleiben, oder aus Mangel an Zeit nicht besucht werden können. Die Bücher und Traktate sind deshalb recht wahre Wegbereiter, indem sie die Herzen der Heiden und Muhammedaner für die Annahme des Evangeliums empfänglich machen.

Die Erfahrung hat es bestätigt, daß viele Leute die zehn Gebote mit Erklärung und andere Traktate und Theile

der heiligen Schrift als einen wahren Schatz aufheben. Dieſe Bücher laſſen als die ſtillen Prediger in dem Gemüth der Heiden, wenn ſie dieſelben in ihrer Zurückgezogenheit leſen, einen tiefen unauslöſchlichen Eindruck zurück, was beim öffentlichen Reden und Disputiren nur ſelten der Fall iſt, indem die Eingebornen den Ausländer mit großem Vorurtheil anhören und ihre menſchlichen Gefühle nur zu ſehr erregt werden. Schon oft ſind durch das Leſen der chriſtlichen Bücher viele Hindus zur Erkenntniß der Thorheit des Götzendienſtes gelangt und haben ſich von demſelben losgeſagt und, aus Mangel einer vollſtändigen Religionserkenntniß, religiöſe Sekten gebildet, die eine reine Gotteserkenntniß unter dem Volke verbreiten. Die Miſſionare geben deshalb gern Jedem ein Buch, der ein Exemplar der heil. Schrift oder ein Traktat zu beſitzen wünſcht und leſen kann, und die Traktat- und Bibelgeſellſchaft in Indien iſt ihnen in dieſer Hinſicht auf jede Weiſe behülflich.

So oft der Miſſionar ausgeht, nimmt er einige Exemplare oder einzelne Abſchnitte der heiligen Schrift und mehrere Traktate mit ſich, die er an ſeine Zuhörer vertheilt. Auf Miſſionsreiſen führt er von religiöſen Schriften mehrere Kiſten voll mit ſich. Das Verlangen nach Büchern iſt an manchen Orten ſehr groß. Manchmal hatten die Leute uns beinahe das Zelt erſtürmt, ſo daß ſie einmal über das andere zurückgewieſen werden mußten. Kaum war die Nacht vorbei, ſo kamen am andern Morgen ganz früh ſchon wieder eine Menge Menſchen nach Büchern; überhaupt werden dieſelben von Hindus und Muhammedanern gern angenommen. Aber es ereignet ſich auch, daß manche der Eingebornen dem Miſſionar nachgelaufen kommen und ihm das Buch zurückgeben, weil feindſelig geſinnte Menſchen das

Gerücht verbreiten, daß wir die, welche unſere Bücher annehmen als unſere Jünger betrachten, ſie ſpäter einziehen und zu Chriſten machen.

Wenn ich den Eingebornen Bücher gab, ſo erſuchte ich ſie, darin fleißig zu leſen und über den Inhalt ernſtlich nachzudenken. Wie es die Umſtände mit ſich brachten, richtete ich gewöhnlich an den Empfänger des Buches einige Worte, um ihm daſſelbe recht lieb und werth zu machen. Ich ſagte etwa: Das Buch iſt Gottes Wort; es zeigt dir den Weg zur Seligkeit, und wenn du darnach thuſt, ſo kommſt du in den Himmel.

Wenn manche Bücher auch vernichtet werden, ſo haben die Miſſionare doch genug Beweiſe dafür, daß die Eingebornen ſie mit Nachdenken leſen. Zuweilen hört man ein Wort der Aufmunterung z. B.: „Solche Worte, wie ich im Evangelium gefunden, habe ich ſchon längſt geſucht und ſie ſind es, die mein Verlangen befriedigen.“ Einſt ſagte ein Eingeborner zu mir: „Es kann nicht fehlen, daß die chriſtliche Religion den Sieg über die unſrige davon tragen wird. Denn Mancher empfängt Eure Bücher, bewahrt ſie und hinterläßt ſie ſeinen Kindern, und dieſe denken, daß ihr Inhalt den Eltern lieb geweſen iſt.“ Viele von den Heiden fühlen ſich durch die Schönheit und Erhabenheit des Evangeliums angezogen; und gar Mancher, der zur Erkenntniß ſeines Sündenelendes gekommen, und weil die Anbetung der Götzen und die langen und beſchwerlichen Wallfahrten ihn immer unbefriedigt gelaſſen, gelangt durch das Leſen des Wortes Gottes zu der Ueberzeugung, daß Jeſus der Arzt iſt, der ſeine Seele geſund machen kann.

3. Die Missionsschulen.

Die Missionsschulen sind ein sehr wichtiges Mittel bei der Ausbreitung des Reiches Gottes; denn das heranwachsende Geschlecht ist es immer und überall, auf welches sich die Hoffnung zur Errettung eines tief gesunkenen Volkes richtet. Während der Heilsbote bei der Predigt des Evangeliums mehr die Erwachsenen im Auge hat, sucht er durch die Schulen das Wort Gottes der Jugend nahe zu bringen, um ihr Herz für Gott und Jesum Christum ihren Heiland zu gewinnen. Zwar sind die unmittelbaren Erfolge augenblicklich nicht größer als bei der Predigt, sie werden sich aber gewiß in der Zukunft offenbaren, nur muß man Geduld, Liebe, Eifer und vor allen Dingen rechten Glauben haben. Die Missionare betrachten die Missionsschulen als die Pflanzstätten, aus denen die nöthigen Prediger, Katecheten und Lehrer hervorgehen sollen und bereits hervorgegangen sind. Man hat Schulen für Knaben, Mädchen, Waisenkinder und ganz kleine Kinder. Diese Schulen findet man auf jeder älteren Station alle beisammen. Hätte die Mission über hinreichende Mittel zu verfügen, so wäre es ihr leicht die heranwachsende Generation in allen wichtigen Plätzen fast ausschließlich in die Hand zu bekommen.

Den niedrigsten Stand nehmen die Bazar-Schulen ein, welche man für Hindu- und Muhammedaner-Knaben errichtet hat. Man nennt sie Bazar-Schulen, weil sie gewöhnlich in der offenen Verandah eines Hauses am Bazar gehalten werden. Aus Mangel an christlichen Schullehrern sind bei denselben heidnische Lehrer angestellt. Ungeachtet der großen Schattenseiten, die sich dabei geltend machen, indem man selten Männer findet, die Aufrichtigkeit und Treue beweisen und im besten Falle doch immer Heiden und weiter

nichts als Bauchdiener ſind, dagegen, wenn ſie ſchlecht ſind immer wieder verderben, was man gut macht, bis die Schule zu Grunde geht: ſo ſind ſie dennoch bei den Bazar-Schulen von großem Nutzen. Denn die Eingebornen ſind gegen ſie mit keinem Vorurtheil erfüllt, was bei chriſtlichen Lehrern, wenn man ſich auf ſie auch beſſer verlaſſen kann, von vorn herein ſich geltend macht, und es hält ſehr ſchwer die Schule in Gang zu bringen.

Die heidniſchen Lehrer dürfen nur das lehren, was der Miſſionar für gut findet. Obgleich ſie in dem heidniſchen Aberglauben befangen ſind, ſo fügen ſie ſich doch gern darein, um Lohn und Brot zu erhalten. Der Lehrer holt die Kinder ſelbſt zuſammen, und die Eltern geſtatten ihm an denſelben ſtrenge Zucht zu üben. Die Knaben werden in den Bazar-Schulen im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Da das Leſen in der Hindu Weiſe (ſiehe Seite 136) viel Zeit in Anſpruch nimmt, ſo ließ der Bruder, der auf unſerer Station die Leitung der Schulen hatte, es hierin anders machen. Die Kinder mußten erſt die Conſonanten und Vokale lernen, und als ſie dieſe gut inne hatten und auch bei den zuſammengeſetzten Conſonanten im Stande waren, ſich die einzelnen Buchſtaben herauszuſuchen: da ließ er gleich Worte und Sätze zuſammenſtellen. Die Frucht davon war, daß in jeder Schule die fähigen Kinder nach wenigen Wochen leſen konnten.

In Ermangelung von guten Lehrbüchern gebrauchten wir die Evangelien, beſonders Matthäus und Lukas, das 1. Buch Moſis und die Pſalmen. Die Kinder lernten einen kleinen Katechismus, in welchem die chriſtlichen Hauptwahrheiten enthalten ſind, auswendig. Das Rechnen ließen wir, wie alle Miſſionare, in der Hindu Weiſe lehren.

Der Hauptzweck bei den Bazar-Schulen ist, die Heiden schon in ihrer Jugend mit den Heilswahrheiten bekannt zu machen und die Zahl derer, welche lesen und das gepredigte Wort besser verstehen können zu vermehren. Wir hatten auf unserer Station drei solcher Schulen, die ziemlich besucht wurden. Bei jeder war ein Lala d. h. Lehrer angestellt, der von Morgens 7 bis 10 Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr unterrichtete. Wir mußten diese Leute streng beaufsichtigen, und mein College, der die Aufsicht führte, hatte manchmal seine Noth mit ihnen. Entweder sie waren müßig oder ließen die Kinder im Geheimen statt christlicher die verbotenen heidnischen oder muhammedanischen Bücher lesen, die meist so voll Greuel und Unzucht sind, daß nur verworfene Gemüther dieselben ohne Scham lesen können. Da wurde den Lehrern bei Verlust ihres Amtes verboten keine andern Bücher in der Schule zu haben als die, welche wir ihnen gegeben. Das wirkte; denn seit jener Zeit wurde kein heidnisches Buch in der Schule wieder bemerkt.

Die Bazar-Schulen, in denen ein längerer Aufenthalt des europäischen Missionars im indischen Klima, ohne die Gesundheit zu gefährden, nicht zulässig ist, wurden von uns in jeder Woche 2 bis 3 mal besucht. Bei der Prüfung der Kinder pflegten sich oft Eingeborne zu versammeln, so daß wir auch an diese ein Wort der Ermahnung richten konnten. Es war für uns recht erfreulich zu sehen, welche schöne Kenntnisse sich einige Knaben erworben hatten. Die in unserer Nähe wohnenden Kinder, welche direkt von Bruder R. den Religionsunterricht erhielten, waren mit der Schöpfungsgeschichte, mit dem Sündenfall, mit der Geschichte des Heilandes, mit seiner Geburt zu Bethlehem, seinen Wunderwerken, der Geschichte seines Todes, Begräbnisses, Auferstehung

und Himmelfahrt, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und Todten, vertraut geworden und blieben uns nur wenig Fragen schuldig. Wer die Prüfung gut bestanden hatte und immer fleißig gewesen war, erhielt eine Prämie theils an Geld, theils an Büchern.

Jeden Sonnabend Nachmittags kamen die Lehrer zu dem Bruder, der die Aufsicht hatte, wo er sie dann noch weiter unterrichtete und ihnen für den Unterricht der Kinder manche Winke gab. Diese Lehrer bekamen jeder 5 Rupie (3 1/3 Thaler) monatlich. Für das Haus, in welchem die Schule gehalten wurde, zahlten wir bis zu 1 Rupie hinauf monatlich Miethe. Es waren dies ganz gewöhnliche Häuser, wie sie die Eingebornen bewohnen, mit zwei kleinen Zimmern inwendig, und einer Veraudah nach außen, welche zum Unterricht gebraucht wurde.

Was die höheren Knaben-Schulen für die Eingebornen anbetrifft, von denen manche den höheren Bildungsanstalten in unserm Vaterlande in vieler Beziehung gleich stehen, so nehmen diese auf dem Missionsgebiete eine wichtige Stellung ein. Sie stehen stets unter der persönlichen Leitung eines Missionars, der selbst in mehreren Gegenständen unterrichtet, und einige eingeborene Lehrer, womöglich Christen, zu Gehülfen hat. Die Kinder erhalten guten Unterricht. Sie werden außer den Elementargegenständen in der Religion, Geschichte, Geographie, Astronomie, Mathematik, Englisch, Persisch, Urdu und Hindui unterwiesen. In manchen Schulen, wo zwei und noch mehr Missionare thätig sind, werden die Kinder im Gesang, auch im Griechischen, selbst im Hebräischen unterrichtet. Der Unterricht fängt mit Gebet an. Man hat einen bestimmten Lectionsplan für jede Schule, der genau befolgt wird. Die Bibel ist in den

Missionsschulen ein Klassenbuch und die Knaben lesen sie gern. Es giebt Hindus, welche bekennen, daß die Bibel aus ihren Söhnen gute, gehorsame Menschen macht, sie wollen aber nicht, daß sie sich bekehren. Die Missionare sprechen nichts desto weniger zum Volke ganz frei darüber, daß man wünscht, ihre Kinder möchten Christen werden. Die Heiden lassen sich aber dadurch, wenn Alles seinen richtigen Gang geht, nicht zurückschrecken, die Kinder nach der Schule zu schicken, weil ihnen der Unterricht nichts kostet und später den Kindern gute Aemter, theils bei den Civilpersonen, theils bei der Regierung, offen stehen.

Obgleich in den Missionsschulen keine Rücksicht auf die heidnischen Vorurtheile genommen wird, und die Kinder über die Thorheit des Götzendienstes und die Wahrheit des Christenthums belehrt werden, so sind dieselben doch noch besser als die der Regierung besucht. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß die Hindus ihre Kinder nach der Missionsschule schicken. Wenn es auch vorkommt, daß die Eltern zuweilen die Kinder zu Hause behalten, um zu sehen, ob der Missionar nicht seinen Plan ändere, so geschieht es doch nur auf wenige Tage. Sie denken aber: das Kind lernt Etwas in der Schule und wenn ihm dort Manches gesagt wird, was ich nicht glaube, so bekomme ich's zu hören, und ich kann es dann niederreißen. Aber die Eingebornen betrügen sich sehr. Denn Viele von den Erwachsenen, welche bekehrt werden, bekennen, daß sie die ersten Eindrücke von der Wahrheit in der Schule der Missionare bekommen haben.

In den höheren Knaben-Schulen erhalten die fleißigen Schüler, welche sich durch ihr Betragen auszeichnen und den Missionar zu großen Hoffnungen berechtigen, Stipendien und gelegentlich auch Prämien. In jedem Jahre werden von

den Miſſionaren faſt überall den reiferen Schülern Themata zu Preisſchriften geſtellt über die Hindu-Religion, über ihre Sitten und Gebräuche Die Zöglinge der Anſtalt ſind dadurch genöthigt, ſich in ihre eignen Religionsbücher hinein zu vertiefen und ſelbſt die Waffen an die Hand zu geben, wie man die Irrthümer und Mißbräuche in dem Hinduismus am beſten widerlegen und bekämpfen kann. Wenn die öffentliche jährliche Prüfung der Schulen ſtattfindet, zu der ſowohl die Eltern der Kinder, als auch die Engländer eingeladen werden, ſo wird jedesmal erwähnt, wem der Preis zuerkannt iſt, oder wer die goldene oder ſilberne Ehrenmedaille bekommen hat. — Man hat für die höheren Knaben-Schulen entweder paſſende Häuſer der Eingebornen gemiethet, oder auf manchen Miſſionsſtationen auch ein beſonderes Gebäude erbaut.

In den Mädchen-Schulen iſt die Zahl der Schülerinnen ſehr gering, denn die Hindus halten es für unnütz, daß die Frauen Etwas lernen. Dieſe Schulen ſtehen unmittelbar unter der Aufſicht der Frau eines Miſſionars, was für den religiöſen Einfluß von großer Wichtigkeit iſt. Es hält ſehr ſchwer, Mädchen zum Unterricht zu bekommen, und auch dieſe ſind nur aus der niedrigſten Kaſte. Nach vielen Bemühungen hat man in einigen Orten nur wenige Kinder aus der höheren Kaſte erhalten. Eine Frau der Eingebornen geht der Frau des Miſſionars immer zur Seite. Sie ſammelt die Mädchen und bringt ſie nach dem Miſſionshauſe. Ehe die Mädchen den zur Schule beſtimmten Raum, gewöhnlich die Verandah des Hauſes, betreten, werden ſie nach dem Fluſſe oder Brunnen geführt, damit ſie ſich baden und reinigen. Sie ziehen darauf ein von der Miſſion ihnen gegebenes Gewand an und erſcheinen dann anſtändig und rein-

lich zum Unterricht, der mit Gebet begonnen wird. Nach Beendigung der Schule müſſen die Mädchen ihr eignes Gewand anziehen und das ihnen geliehene wieder zurückgeben. Bei der Erziehung dieſer Kinder legt man das größte Gewicht auf den Religionsunterricht. Außerdem werden ſie in den Elementargegenſtänden, im Leſen, Schreiben, Rechnen und in den weiblichen Handarbeiten unterrichtet. Die indiſchen Mädchen ſind gewandt und geſchickt und können ſehr leicht europäiſche Arbeiten nachmachen. Manche von ihnen ſind ſpäter im Stande, wenn ſie lange genug in der Schule geblieben ſind, ſich durch ihre weibliche Handarbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Die Kinder erhalten, damit ihre Eltern ſie der Miſſionarin zum Unterricht überlaſſen möchten, eine kleine Geldſumme, damit das, was den Eltern an Erwerb durch ſie verloren geht, einigermaßen erſetzt wird. — Auf unſerer Miſſionsſtation hatten wir ebenfalls eine Mädchenſchule; die Zahl der Kinder belief ſich eine Zeit lang bis auf 24.

In allen Schulen der Miſſionare wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt. Die Koſten werden meiſt von den Engländern auf den betreffenden Stationen getragen; auch wir erhielten das Geld, das zur Erhaltung unſerer Schulen erforderlich war, von ihnen durch Subſcription und zwar ſehr reichlich. Da der Nutzen des Unterrichts auch den Eingebornen deutlich in die Augen tritt, ſo iſt es erfreulich, zu ſehen, daß die Wohlhabenden und Liberalen unter ihnen, wenn ſie ſich ein wenig mit der Miſſion befreundet haben, zur Erhaltung der Schulen recht anſehnliche Beiträge geben.

Die oben erwähnten Schulen ſind oft einem großen Wechſel unterworfen. Durch den Umſtand, daß an Stelle der heidniſchen Hindu-Schriften chriſtliche Bücher eingeführt

werden, und auch die Bibel ſelbſt beim Unterricht gebraucht wird, werden den heidniſchen Eltern dieſe Schulen von vorn herein verdächtig. Sie halten daher ihre Kinder, ſobald ſie zu leſen anfangen, und es ihnen zum Bewußtſein kommt, daß es chriſtliche Bücher ſind, die ſie leſen, vom Schulbeſuch zurück. Die Beſorgniß der Eltern, ihre Kinder möchten Chriſten werden, wird aber hauptſächlich dadurch vermehrt, daß die Feinde des Chriſtenthums, vornämlich die Brahmanen und Muhammedaner, oft die widernatürlichſten und unſinnigſten Gerüchte ausſprengen, um ihnen Furcht und Schrecken einzujagen. Sie ſagen z. B. „Die Miſſionare wollen die Kinder mit Gewalt zu Chriſten machen;" oder: „Man werde ſie ganz unerwartet eines Tages auf ein Boot bringen und nach England ſchicken, damit dort aus ihnen Oel gemacht werde." Dadurch verloren wir einſt die beſten Kinder aus der Bazar-Schule, und wir hatten oft nicht einen Einzigen der leſen konnte, ja wir waren ſogar genöthigt, die eine und andere Schule, ja zuweilen alle, theils weil keine Kinder kamen, theils weil die heidniſchen Lehrer nicht gehorchen wollten, auf eine Zeitlang zu ſchließen, bis ſich die Aufregung der Gemüther gelegt hatte. Unter ſolchen Umſtänden hieß es dann Geduld haben und im Glauben die Schule wieder anfangen, bis endlich ein Stamm blieb, durch den der Sauerteig des Evangeliums, unter die ungeſalzene und ungeſäuerte Volksmaſſe gebracht werden konnte, um dieſelbe vom gänzlichen Verderben zu erretten. Wenn aber Manche von den Kindern auch nicht wiederkamen, ſo waren ſie doch mit der Geſchichte des neuen Teſtaments bekannt geworden, was ihnen für ihr Seelenheil noch ſpäter zu Nutzen kommt.

Wie mit den Bazar-Schulen, ſo ging es uns auch mit der Mädchen-Schule, die die Frau des Miſſ. R. auf unſerer

Miſſionsſtation errichtet hatte. Wir erhielten nämlich von einem engliſchen Geiſtlichen zu Baglipur, der ſeiner Geſundheit wegen nach England gehen mußte, im Monat Juli 1846 9 Waiſenkinder, 8 Knaben und ein Mädchen im Alter von 3 bis 13 Jahren. Als die Kinder aus der Mädchenſchule die Knaben ſahen, fragten ſie ſogleich die Schweſter R., wo dieſe ihre Frauen würden herbekommen. Als ſie ihnen antwortete, dafür würde ſchon geſorgt werden, wenn die Knaben würden erwachſen ſein, da liefen augenblicklich drei von den Mädchen davon und ſagten: „Wir ſollen gewiß mit dieſen Knaben verheirathet werden.“ Daß die theilweiſe noch ſehr kleinen Mädchen zu allererſt nach der Verheirathung fragten, darf aber Niemand befremden, indem es Sitte des Landes iſt, daß die Kinder in Indien früh verheirathet werden. Kaum hatte ſich die Schule einige Tage darauf mit 18 Mädchen gefüllt, da liefen beinahe alle wieder davon. Miſſ. Sternberg von Muzaffirpur ſtattete bei ſeiner Durchreiſe mit ſeiner Familie uns einen Beſuch ab und landete mit ſeinem Boote gerade bei dem Hauſe des Br. R. Sobald die Mädchen das Boot und den Miſſionar geſehen hatten, fingen einige an zu weinen, und liefen davon, indem ſie ſagten: „Jetzt ſollen wir gewiß aufgepackt und fortgeſchickt werden.“

Den nachtheiligſten Einfluß erfahren aber die Schulen, wenn Jemand von den Hindus und Muhammedanern oder gar ein Zögling der Anſtalt ein Chriſt wird. Alle bekommen dann einen ungeheuren Schreck; denn die Beſorgniß drängt ſich den Eingebornen auf, daß vielleicht auch zwiſchen ihnen und ihren Kindern in nächſter Zeit in Folge der Entſagung der väterlichen Religion und Annahme des Chriſtenthums eine Scheidewand aufgerichtet wird. Die kleinen Schulen pflegen bei ſolchen Gelegenheiten oft ganz einzuge-

hen, und man muß wieder von vorn anfangen. Hat aber die Miſſion auf der Station ſchon einen feſten Fuß gefaßt, und hat man das Vertrauen der Heiden gewonnen, ſo bleibt dennoch in der Schule, ungeachtet aller Anfeindungen, und ſelbſt wenn Taufen ſtattfinden, immer eine gute Anzahl Schüler zurück, und die Verringerung iſt nur unbedeutend. Man darf ſich aber auch gar nicht darüber wundern, daß bei einem ſolchen wichtigen Ereigniß Hindus und Muhammedaner ſehr aufgeregt werden, und die Miſſionsſchulen einen nachtheiligen Einfluß erfahren. Denn die Eingebornen wiſſen es ja, daß der Mann, der auf den Straßen und Märkten der Stadt gegen den Hinduismus und Muhammedanismus predigt, derſelbe iſt, dem die Schule und der Unterricht der Kinder anvertraut iſt. Ganz natürlich denken ſie, daß er ihre Kinder lehren wird die Religion ihrer Väter zu verachten, und ſie ſehen auch zuweilen, daß ſie ſich nicht gänzlich getäuſcht haben. Denn die Kinder ſprechen entweder mit Verachtung von der heidniſchen Religion, oder man bemerkt gelegentlich, daß ſie an die Heiligkeit ihrer Religionsbücher nicht mehr glauben. Wenn dies die Eltern ſehen, nehmen ſie die Kinder entweder von der Schule weg, oder ſie verſuchen Alles, um das, was dort aufgebaut iſt, wieder nieder zu reißen. Es giebt indeſſen einige Kinder, welche allen Bemühungen ihrer Eltern widerſtehen und ſich von der Schule durchaus nicht trennen wollen. Es fehlt aber auch nicht an Solchen, die nur deshalb in der Schule bleiben, oder von den Eltern darin gelaſſen werden, damit ſie nicht die Stipendien verlieren und die kleine Beihülfe zur Erziehung ihrer Kinder einbüßen. Indeſſen giebt es auch bigotte Hindus und Muhammedaner, welche gar nichts danach fragen, auch nicht nach den Vortheilen des beſſern Un-

terrichts, der ihnen keine Unkosten verursacht, weil ihnen ihre Religion mehr als jeder andere Nutzen gilt.

Alle Missionsschulen, die in dem ganzen Lande sehr zahlreich errichtet sind, üben auf das Volk einen mächtigen Einfluß aus. Die Zahl der getauften Kinder ist zwar bis jetzt noch sehr gering, man muß aber bedenken, daß den Kindern mit dem Uebertritt zum Christenthum, Verlust der Kaste, Ausstoßung aus der Familie, Schmach und Verachtung, ja selbst Verfolgung und Enterbung bevorsteht. Manche von den Kindern begeben sich erst in ihren späteren Jahren um der Verfolgung von ihren Verwandten zu entgehen, nach einer andern Station und lassen sich dort taufen. Dagegen ist die Zahl derer sehr groß, die durch den Schul-Unterricht, ohne es zu wissen, auf ihr Herz einen heilsamen Einfluß empfangen, was man erst später sieht.

Von großer Wichtigkeit in der Mission sind auch die Waisenanstalten. Wir finden sie auf vielen Missionsstationen in Ostindien. Auch auf unserer Station wurde damit ein ganz kleiner Anfang gemacht. Kinder, die dem heidnischen Elende unfehlbar preisgegeben wären, werden in die Waisenanstalt aufgenommen. Große Theuerung und Hungersnoth führen den Missionaren sehr viele Kinder zu. Ueber ihre frühere Lebensgeschichte kann man von ihnen wenig erfahren. Nur soviel wissen sie, daß entweder ihre Eltern gestorben, und sie dann von den erwachsenen Geschwistern oder Anverwandten aus dem Hause hinausgetrieben worden, oder daß ihre Eltern davon gelaufen sind, und sie in irgend einem Orte zurückgelassen haben. Da die Kinder sich nun im größten Elend ihr Brot haben erbetteln müssen, so geschieht dies meist so lange, bis sie endlich von der Polizei aufgegriffen und zur Ortswache gebracht werden, von wo sie entweder

der engliſche Geiſtliche oder ein anderer chriſtlicher Engländer herausholt und ſie vorläufig in ſein Haus aufnimmt, bis er ſie einem Miſſionar zur Erziehung überwieſen hat. Die Waiſenanſtalten ſtehen in ſpecieller Pflege der Miſſionare, und die Kinder erhalten einen guten Unterricht, ſowohl in der Religion als in andern nützlichen Gegenſtänden.

Die Koſten auch für die Waiſenanſtalten werden durch milde Gaben, hauptſächlich von Seiten der Engländer, dann aber auch von chriſtlichen Freunden in Europa und Amerika beſtritten. Jedes Kind koſtet monatlich 3 Rupien (2 Thaler). Viele von den Waiſenkindern erhalten bei ihrer Taufe nicht ſelten die Namen ihrer Wohlthäter, die ſich verpflichtet haben für ihren Unterhalt in ihrer Kindheit zu ſorgen. Die Kinder, wenn ſie in die Anſtalt aufgenommen werden, ſind gewöhnlich ſehr jung. In dieſem Falle werden ſie bald getauft, ſind ſie aber ſchon etwas groß, ſo erhalten ſie vorher einen kurzen Religionsunterricht. Kinder der Eingebornen, welche ſich in den Waiſenanſtalten befinden, ſind daher dem Namen nach Chriſten. Doch giebt es, dem Herrn ſei Dank auch viele Beiſpiele, wo ſich das Evangelium am Herzen der Kinder als eine Gotteskraft bewieſen und ſie zu neuen Kreaturen gemacht hat.

Die Errichtung von Waiſenanſtalten iſt faſt auf allen Miſſionsſtationen dringend geboten. Wer ſonſt ſollte ſich der Waiſenkinder annehmen, als der Miſſionar, da die Heiden kein Herz der Liebe und des Erbarmens für ſolche arme Kinder haben? Aber das iſt zu bedauern und zu beklagen, daß mit den Kräften und Mitteln, die dazu verwendet werden, nicht haushälteriſcher umgegangen wird. Oft haben Miſſionare von ein und derſelben Geſellſchaft, deren Stationen nicht weit von einander liegen, an jedem

Orte ein Waiſenhaus für Knaben und Mädchen, während es gerathener wäre, entweder an einem Orte das Waiſenhaus für Knaben und am andern das für Mädchen oder nach Umſtänden auch beide Anſtalten nur an einem Orte zu haben. Dadurch würde Vieles auf dem Gebiete der Miſſion geſpart, denn der Miſſionar oder die Frau, welche die Leitung eines Waiſenhauſes mit 20 Kindern haben, könnten ebenſo gut auch 40 und noch mehr beaufſichtigen. Auch eingeborne Helfer brauchten nicht ſo viel angeſtellt zu werden, oder man könnte ſie vielleicht beſſer verwenden. Man findet aber ſeine Luſt und Freude an den Waiſenanſtalten, welche gleichſam Gewächshäuſer ſind, um darin ſeltene Pflanzen zu ziehen, und ſie dem chriſtlichen Publicum zu zeigen, damit ſie ſich an den verſchiedenen Raritäten ergötzen möchten. Außerdem iſt es angenehmer ſich mit den Kindern täglich zu beſchäftigen und zu ſehen, wie ſie an chriſtlicher Erkenntniß wachſen und zunehmen, als ſich täglich zu einem Kampf zu rüſten und bei der öffentlichen Verkündigung des Wortes Gottes ſich von den weiſe dünkenden Hindus und Muhammedanern auslachen, verhöhnen und verſpotten zu laſſen, was immer eine große Selbſtverleugnung erfordert, wogegen ſich unſere Natur ſehr ſtreubt.

Dann giebt es auf alten Miſſionsſtationen auch Klein-Kinderſchulen, dieſe werden von einem Mitgliede der Miſſionsfamilie geleitet. Es werden in dieſelben nur Kinder von den eingebornen Chriſten und ganz junge Waiſenkinder aufgenommen. Man ſucht den kleinen Kindern, wie hier in Europa, Alles auf ſpielende Weiſe beizubringen und durch Geſang ihr Herz zu erfreuen. Vor allen Dingen läßt man ſich angelegen ſein, die zarten Seelen mit Jeſu, dem wahren Kinderfreunde, bekannt zu machen, und ſie ihm zuzuführen.

Wir gehen nun zum letzten Mittel der Miſſionsthätigkeit über, um das Reich des Herrn zu fördern; dies ſind:

4. Die Miſſionsreiſen.

Wie ſchon beim Beginn der chriſtlichen Kirche die Apoſtel des Herrn nicht nur einzelne Gemeinden gründeten, ſondern ſich auch angelegen ſein ließen, die entfernt liegenden heidniſchen Länder zu bereiſen, um dort, wo der Name des Herrn noch nicht bekannt war, den Heiden den Weg zur Seligkeit zu verkündigen, ſo geſchieht daſſelbe noch heute von den Miſſionaren in Oſtindien. Es iſt eine außerordentliche große Wohlthat, daß der Miſſionar, er ſei Engländer, Amerikaner, oder Deutſcher, das ganze Land durchreiſen kann, ohne daß je nach einem Paß gefragt wird, und überall unter Europäern, Heiden und Mnhammedanern Chriſtum frei predigen und Bücher vertheilen darf, und die Regierung nie von ihm eine Vollmacht verlangt.

In Indien wird hauptſächlich die kalte Zeit und im beſchränkten Maße auch die Regenszeit zu Miſſionsreiſen benutzt. Das Reiſen iſt aber mit vielen Umſtänden und Beſchwerden verbunden. Da es dort im Innern des Landes für Europäer keine Gaſthäuſer giebt, ſo muß man Kochgeſchirr, Eßwaare, Federvieh, Bettſtelle, Zelt und dergl. mehr mit ſich führen. Bei den Reiſen zu Waſſer iſt es ſehr nothwendig, auch ein Waſſergefäß mit ſich zu nehmen, weil das verſchiedene Brunnenwaſſer oft Ausſchläge erzeugt. Das Gangeswaſſer hat einen angenehmen Geſchmack, da es aber etwas trübe iſt, ſo pflegt man daſſelbe durch einen kleinen Zuſatz von Alann oder durch Nirmali (ein indiſches Samenkorn, das die Eigenſchaft hat, das Waſſer klar zu machen) zu reinigen. Außerdem hat man einige Diener, die das

Nöthige beſorgen. Manchmal nahm ich auf den Miſſionsreiſen auch meine Familie mit, damit ſie durch den Luftwechſel ſich ſtärken möchte, oder ich reiſte mit meinem Collegen zuſammen, oder auch ganz allein.

Für gute Landſtraßen, die mit Mangobäumen bepflanzt ſind, hat die engliſche Regierung geſorgt, doch trifft man auch ſchlechte Wege an. Zuweilen mußten wir noch nicht völlig ausgetrocknete Flußbette überſchreiten, die uns ihres Schlammes und Waſſers wegen nöthigten, oft einen großen Umweg zu machen.

An manchen Orte mußte ich der vielen Diebe wegen zur Polizei gehen und mir einen oder zwei Nachtwächter ausbitten. Da die Hindus von dunkelbrauner Farbe ſind, ſo können die Diebe in der Nacht leicht unbemerkt bleiben. Sie gehen faſt ganz nackt, beſtreichen ihren Körper mit Oel, und laſſen ſich das Haar auf dem Kopfe abraſiren, damit Niemand ſie feſthalten kann. Sie beſitzen eine ſolche Schlauheit und Gewandtheit, daß ſie dem Europäer Geld und Uhr unter dem Kopfkiſſen weg ſtehlen.

Wir beſuchten auf unſeren Reiſen viele Städte, Flecken und Dörfer, beſonders die Ortſchaften unſeres Diſtrikts. An manchem Orte hielten wir uns ein oder mehrere Tage auf, von wo aus wir in die Umgegend kleine Ausflüge machten, um allenthalben den Samen des Evangeliums auszuſtreuen. Manchmal kamen wir nach Gegenden, wo vielleicht noch nie ein Europäer geweſen war. Das Volk betrachtete uns dann mit großem Erſtaunen, und Weiber und Kinder liefen ſchreiend davon. Unſer Reiſeziel war nicht ſelten eine Mela (Jahrmarkt), die mit einem religiöſen Feſte in Verbindung ſteht und von vielen Tauſend Hindus beſucht wird.

Wir reiſten ſowohl zu Lande, als zu Waſſer. Bei den

Reiſen zu Waſſer mietheten wir ein Boot, bei denen zu Lande gebrauchten wir außer unſerm Fuhrwerk für uns noch Ochſenwagen, auf welchen ſich das Zelt, die Bücherkiſten, Bettſtellen, Matratzen und andere Reiſebedürfniſſe befanden.

Man reiſt zu Lande nur am Morgen und am Abend. Wir pflegten ſchon früh vor Sonnenaufgang aufzubrechen, um nicht der Mittagsſonne ausgeſetzt zu ſein, und legten gewöhnlich nur eine kurze Strecke von höchſtens 2 Meilen zurück. Nicht ſelten ging ich mit meinem Collegen den Weg zu Fuß. Wenn wir an dem beſtimmten Ort angekommen waren, ſuchten wir uns einen paſſenden Platz zum Aufſchlagen des Zeltes auf, und ließen dort unſern Reiſewagen mit dem Pferdeknecht ſtehen. Wir begaben uns dann nach dem Dorfe, oder auf die Straßen und Marktplätze der Stadt, predigten, und vertheilten Bücher. Zuweilen ließen wir uns am Wege oder auf dem Felde mit einzelnen Perſonen bei ihren verſchiedenen Beſchäftigungen in ein Geſpräch ein, und lenkten dabei ihre Aufmerkſamkeit, von der Sorge für's Leben auf die noch wichtigere für die Seele hin, und gaben ihnen Bücher, die ſie mit Dank annahmen.

Während wir auf dieſe Weiſe im Dorfe beſchäftigt waren, kamen die Ochſenwagen mit dem Zelte und den anderen Sachen an.

Da bei den meiſten Dörfern an der Landſtraße ſich ein Mango-Wäldchen befindet, ſo ließen wir das Zelt in demſelben aufſchlagen. In manchen Fällen geſchah es auch unter hohen, ſchattigen Bäumen auf einem freien Platze mitten im Orte ſelbſt. Wenn wir von unſerer Morgenpredigt zurückkehrten, fanden wir das Zelt oft ſchon aufgeſtellt. Manchmal aber ließen uns unſere Leute mit den Ochſenwagen im

Stich und kamen erſt um 3 oder 4 Uhr Nachmittags an, weil es ihnen einfiel, an irgend einem Orte Halt zu machen, dort ihr Eſſen zu kochen und ſich auszuruhen. Wir mußten dann ſo lange ohne Zelt und Mahlzeit bleiben. Da dies nicht ſelten vorkam, ſo nahmen wir zur Vorſorge uns etwas zum Eſſen mit. Erſt nach der Ankunft des Kochs mit den Ochſenwagen konnte daran gedacht werden, uns ein Mahl zu bereiten. Während die Leute das Zelt, das zur Wohnung und zum Nachtquartier dient, aufſtellten, und der Eine und der Andere die Sachen vom Staube reinigte, womit der Weſtwind dieſelben oft reichlich bedeckte, pflegte der Koch ſich einen einfachen Feuerheerd auf der Erde zu machen, ſchlachtete Hühner, der Waſſerträger beſorgte ihm Waſſer, ein Anderer Holz und dergl. mehr. Zuletzt brannte ein luſtiges Feuer, und es dauerte nicht lange, ſo war das Eſſen für uns fertig.

In der Regel hielten wir uns in den Mittagsſtunden, wo es ſelbſt in der kalten Zeit ſehr heiß iſt, in unſerm Zelte auf. Erſt gegen Abend gingen wir wieder in's Dorf und predigten auf's Neue auf den Straßen und Marktplätzen, in der Nähe von Tempeln und heiligen Teichen, in den Verandah's der Häuſer und unter ſchattigen Bäumen.

Zur Predigt wählten wir uns irgend einen freien Text, wie es die Oertlichkeit und die Verhältniſſe mit ſich brachten. Wir ſprachen von der Beſtimmung des Menſchen, von dem Sündenfall und von der Erlöſung durch Chriſtum, von der Ungewißheit des Lebens, vom Tod und Gericht, vom ewigen Leben und von der ewigen Verdammniß, und baten und ermahnten die Leute, dem Götzendienſt zu entſagen und ihre Seligkeit durch den Glauben an Jeſum Chriſtum zu ſuchen.

Die Eingebornen ſind gegen den Miſſionar, wenn er nach einem fremden Orte kommt, gewöhnlich recht freundlich und zuvorkommend; ſie begrüßen ihn wie einen alten Bekannten. Manche forderten mich auf, in ihren Laden oder in ihre Verandah zu treten, was ich ohne Verzug that. Oft fand ich ſchon 5—8 Hindus oder Muhammedaner anweſend, auf einer Matte oder bunten Decke ſitzend. Sie rauchten ihre Pfeife mit dem Schlangenrohr oder eine einfache Huka und plauderten mit einander. Sobald ich hineintrat, erwiderten ſie höflich meinen Salam und boten mir einen indiſchen Stuhl an. Wenn ich zu reden anfing, oder vielleicht erſt etwas aus dem Traktat oder Neuen Teſtament vorlas und nun darüber eine Anſprache hielt, verſammelten ſich noch viele Andere um mich, theils ſtehend, theils ſitzend oder hockend, und waren ſehr geſpannt zu hören, was ich ihnen Wichtiges zu ſagen hätte.

War in der Gegend noch nie ein Heilsbote geweſen, ſo zeigten ſich die Leute für das Wort Gottes zuerſt ſehr empfänglich, ſo daß ich mich ſchönen Hoffnungen hingab, dieſe aber ſcheiterten, ſobald ich mehrere Male gepredigt hatte, und die Eingebornen zu begreifen anfingen, daß ſie ſich von den todten, ſtummen Götzen zu dem lebendigen Gott, von der Lüge zur Wahrheit bekehren, Buße thun und an Jeſum Chriſtum glauben ſollten, damit ſie nicht verloren gingen, ſondern ſelig würden. Auch hier wie überall zeigte ſich die Feindſchaft gegen das Wort Gottes, und es entſtand ein Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß. In unſerer Erfahrung ſtellte ſich heraus, daß in allen Orten, wo ein Wohlſtand herrſchte, die Einwohner ſehr weltlich geſinnt waren und kein Verlangen nach dem Wege zum ewigen Leben zeigten. Welche große Gefahren ſind doch mit dem irdiſchen Reichthum verbunden!

Wie wahr ist doch das Wort des Herrn, das er in Beziehung auf den reichen Jüngling gesagt hat: „Wie schwerlich werden die Reichen in das Reich Gottes eingehen.“

Wir hatten bei unserer Predigt oft recht aufmerksame Zuhörer. Wenn wir mit der Ansprache zu Ende waren, forderten wir die Anwesenden auf, uns in unserm Zelte zu besuchen und erklärten uns bereit, mit ihnen über den Weg zur Seligkeit noch weiter zu sprechen und denen, welche lesen könnten, ein Buch zu geben. Wir konnten darauf ziemlich gewiß sein, daß viele Hindus und Muhammedaner zu uns kamen, und wir hatten dann spät, bis in die Nacht hinein zu sprechen.

Bei den Gesprächen mit den Eingebornen machten wir mancherlei Erfahrung. Viele waren wie die Athener, welche uns besuchten, um nur etwas Neues zu hören. Andere wollten nur zanken, und wiederum Andere wollten ein Zeichen von Jesu sehen, damit sie die Gewißheit hätten, ob wir auch die Wahrheit sprächen. Doch trafen wir auf den Reisen auch Solche, welche ein tieferes Verlangen zeigten und gern wissen wollten, was man thun müsse, um Vergebung der Sünden zu erhalten. Die Widersacher brachten wir zum Stillschweigen. Die Heilsbegierigen machten wir mit dem Rathschluß Gottes zu unserer Seligkeit bekannt, und es gewährte uns eine wahre Lust und Freude vor diesen ein Zeugniß von Jesu Christo abzulegen.

Reisten zwei Brüder zusammen, so geschah es häufig, daß während der Eine in's Dorf ging, um zu predigen und Bücher zu vertheilen und die Leute von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen, der Andere einstweilen beim Zelte blieb. Da dasselbe so stand, daß es die Dorfbewohner sehen konnten, so kamen immerwährend Leute — nur um die Mittagszeit

ließ es etwas nach, — und der zurückbleibende Bruder hatte faſt ununterbrochen mit den herzuſtrömenden Perſonen mit Leſen, Sprechen und Erzählen genug zu thun, bis ihn die heiße Mittagsſonne in ſein Zelt trieb. Ja wir erhielten öfters ſo viel Beſuch, daß wir vom Morgen bis zum Abend zu thun hatten, und es nachher gar nicht nöthig war, wieder in's Dorf zu gehen.

Oft ereignete es ſich, wenn ich des Morgens nach einem Dorfe kam, daß ich die eine und andere Gaſſe durchſchritt, ohne Jemand zu finden, mit dem ich hätte ein Geſpräch anknüpfen können. Ich kam deshalb auf den Gedanken, mich nach den Hauptperſonen des Ortes zu erkundigen. Dies ſind in den meiſten Fällen die Zamindars (Gutsbeſitzer), die Gurus (Religionslehrer), oder Pandits (gelehrte Brahmanen). Auf meinem Wege dahin forderte ich Jeden, der mir begegnete, auf, mich zu begleiten. Dort angekommen, brachte ich häufig ſchon eine Anzahl Zuhörer mit. Sogleich wurde mir vom Hausherrn eine Tſcharpäi (Bettſtelle, wörtlich Vierfuß), zum Sitzen angeboten, während die übrigen Männer ſich ebenfalls auf Tſcharpäi's hinſetzten, oder auf die Erde hinhockten. Ich ließ mich dann mit den Leuten in ein vertrauliches Geſpräch ein, forderte inzwiſchen den Einen und Andern auf, noch den Freund und Nachbar herbeizuholen, und wenn ich Viele beiſammen hatte, begann ich meine Anſprache.

Manchmal ging ich davon aus, daß alle Menſchen Sünder ſeien und als ſolche unter dem Zorne Gottes ſtehen und der Verdammniß würdig ſind. Da nun die Sorge für die Seele das Allerwichtigſte iſt, und wir vielleicht ſehr bald vor dem Richterſtuhl Gottes zu erſcheinen hätten, weil Niemand die Stunde ſeines Todes weiß, ſo iſt es nothwendig zu wiſ-

ſen, was man thun muß, um ſelig zu werden. Ich veranlaßte dann den Guru oder Brahmanen uns doch zu ſagen, wodurch das Herz von Sünden rein und der Menſch ſeiner Seligkeit gewiß werde. Die gewöhnliche Antwort war: Man müſſe die Götter anrufen, im Ganges baden, Wallfahrten machen, den Brahmanen Geſchenke geben u. ſ. w. Ich fragte dann die Hindus: Habt ihr das gethan? „Ja!“ Iſt euer Herz rein von Sünden? oder: Habt ihr Vergebung eurer Sünden, und ſeid ihr eurer Seligkeit gewiß geworden? worauf ſie „Nein“ antworteten. Ich zeigte ihnen dann, wie alle ihre Werke nichtig ſeien, wie ihre Götter ſich ſelbſt in der Knechtſchaft der Sünde befänden, und wie ſie bis jetzt vergebens Ruhe und Frieden für ihr Herz geſucht hätten. Darauf verkündigte ich ihnen die frohe Botſchaft von Jeſu Chriſto, dem Weltheiland, der unſere Sünden Schuld und Strafe getragen und uns die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erworben hat, und daß Alle, die an ihn glauben, ſelig werden können.

Indem ich auf dieſe Weiſe vor dem heidniſchen Prieſter des Orts den Weg zur Seligkeit beſprach, hatte ich den Vortheil, daß die Thorheit des Götzendienſtes vor Allen bloßgeſtellt und die Blindheit ihrer geiſtlichen Führer offenbar wurde. Das Wort von Jeſu Chriſto mußte ihnen dann als eine wahre Freudenbotſchaft erſcheinen.

Manchmal hatte ich Gelegenheit, auch in den Gerichts- und Polizei-Sälen des Orts ein Zeugniß von Chriſto abzulegen, und man ſchenkte mir die größte Aufmerkſamkeit.

Oft beſuchte ich auf meinen Miſſionsreiſen auch die Hindu-Heiligen, die entweder in einem abgelegenen Wäldchen oder an einem ſtillen Ort, unter einem ſchattigen Baume nicht weit vom Dorfe wohnten. Manche hielten ſich auch

an ſolchen Plätzen auf, wo ſie recht viel geſehen wurden. Dieſe Leute waren manchmal ſo von ihrer Heiligkeit eingenommen, daß ſie ſich mit mir in ein Geſpräch gar nicht einlaſſen wollten und herzlich froh waren, wenn ich ſie verließ. Manchen fragte ich: „Iſt dein Herz rein von Sünden? „Nein!“ So biſt du kein Heiliger, ſondern ein verdammungswürdiger Sünder. Alle pflegen ſich dann zu entſchuldigen und zu ſagen: „Kein Menſch iſt rein von Sünden, denn wir ſtecken Alle in der Macht der Maya, und dieſe iſt von Gott.“ (Die Maya iſt, wie ſchon anderwärts angedeutet, ein Betrug der Gottheit, nach welcher der Menſch an das Daſein ſichtbarer Dinge glaubt, während es doch in der Wirklichkeit ſolche nicht giebt.) Ich erzählte ihnen darauf von Jeſu, der ihr Herz von Sünden rein machen kann.

Wenn ich nach meinem Boote oder Zelte zurück ging, begleitete mich manchmal noch der Eine und der Andere, ſei es, um ſich ein Buch auszubitten, oder noch ein Geſpräch mit mir zu haben.

Außer den Büchern pflegte ich auf den Miſſionsreiſen auch Arzeneien mitzunehmen. Wenn ich im Dorfe umher ging und predigte, ſagte ich den Leuten, daß ich Medicin bei mir habe und dieſelbe den Kranken unentgeltlich gäbe. Es kamen dann Viele zu mir in's Zelt, und dabei verſäumte ich nicht, ſie auch auf die Krankheit der Seele aufmerkſam zu machen und zu Jeſu Chriſto dem rechten Arzt hin zu weiſen. So ſehr die kranken Hindus ſich freuten von mir Heilmittel umſonſt zu erhalten, ſo trugen doch Manche Bedenken die Arzenei in Flüſſigkeit anzunehmen. Nicht ſelten begegnete es mir, daß ein orthodoxer Hindu mich fragte: „Wird durch das Nehmen dieſer Arzenei nicht meine Dharm (Gerechtigkeit) oder Kaſte verloren gehen?“ Ich antwortete: Nein!

und zeigte ihm, daß das Kastenwesen nicht von Gott sei, und daß durch das Beobachten der religiösen Sitte und Gebräuche kein Mensch vor Gott gerecht werden und die Seligkeit erlangen kann, sondern nur allein durch den Glauben an Jesum Christum u. s. w.

Tausende von Hindus und Muhammedaner erhalten auf den Missionsreisen die erste Kunde von dem Evangelium. Wird Jemand dadurch angeregt, nach dem Wege zur Seligkeit zu fragen, so erfährt er zugleich, wo er näheren Unterricht empfangen kann, wenn nicht die schon zurückgelassenen Schriften ihm zunächst eine weitere Anweisung ertheilen. Für den Missionar selbst sind die Missionsreisen in den meisten Fällen eine wahre Geisteserfrischung, wenn er den unsterblichen Seelen, die vorher vielleicht noch nie das Evangelium gehört haben, Jesum Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen, verkündigen kann.

So wird auf verschiedene Weise auf die Evangelisirung und die religiöse und christliche Entwickelung des heidnischen und muhammedanischen Volkes in Indien hingearbeitet. Ein großer Schatz von christlicher Erkenntniß wird demselben durch die Predigt, die Vertheilung von Büchern und durch die Missionsschulen zu Theil. Vor nicht sehr vielen Jahren fand man in Indien in Sachen der Religion eine große Unwissenheit. Das gemeine Volk kannte kaum die ersten Grundsätze der natürlichen Religion, jetzt dagegen ist es bis zu einem gewissen Grade mit den Wahrheiten des Evangeliums und seinen Anforderungen vertraut geworden. Vieles wird freilich von der unwissenden Menge auch mißverstanden, weil sie eine schlechte Erziehung hatte.

Der lebhafte Wunsch, daß doch bald die Zahl der Arbeiter auf dem großen Missionsfelde vermehrt werden möchte,

damit der Name unſeres Gottes allenthalben angebetet und gepriesen werde, drängt ſich deshalb allen Freunden des Reiches Gottes immer mehr und mehr auf.

Jetzt arbeitet in Oſtindien eine Miſſion der andern in die Hände. Mit den verſchiedenen Miſſionen beſtehen größere oder kleinere Gemeinden, denen man, wenn ſie ſpäter auch ihre Selbſtſtändigkeit erlangen, wohl noch lange anſehen wird, was für einer Miſſionsgeſellſchaft ſie ihre Gründung verdanken.

Es iſt ſehr erfreulich, daß die Miſſionare in ihrer Miſſionswirkſamkeit von Seiten der engliſch-oſtindiſchen Regierung unter keiner Einſchränkung ſtehen. Sie handeln überall, wie ſie es für die Ausbreitung der chriſtlichen Religion am beſten finden; ſie reißen nicht nur das alte Gebäude des Hinduismus nieder, ſondern richten auch ſogleich an deſſen Stelle das neue Gebäude des Chriſtenthums auf und bringen das Volk unter den heilſamen Einfluß des Evangeliums.

7. Ein Beſuch bei einem Goſain.

Auf einer Miſſionsreiſe führte mich mein Weg auch nach Mirzapur. Als ich an dieſem Orte mich kurze Zeit mit meiner Familie bei meinem Schwager, dem Miſſionar A... aufhielt, kam ein reicher Goſain (ein Heiliger, wörtlich ein Anbeter Gottes) von einem nahe gelegenen Orte in den Bergen zu ihm und lud ihn und uns mit unſeren Familien ein, bei ihm einen Tag zuzubringen. Für Eſſen und Trinken, und was ſonſt erforderlich ſei, ſagte er, wolle er ſorgen; wir möchten nur unſer Geſchirr hinſchicken, ebenſo auch unſere Diener, damit ſie das Eſſen für uns nach unſerer

Weiſe bereiten könnten. Bis zur Hälfte des Weges verſprach er für uns und unſere Frauen einen Wagen und zwei Reitpferde zu ſchicken. Dies Alles geſchah.

Als wir nach ſeinem Hauſe kamen, empfing der Goſain uns recht gaſtfreundlich. In dem großen Gehöfte fanden wir für uns zwei Zelte, von welchen eins ganz offen war, aufgeſtellt. Seine Söhne führten uns dann in den Bergen herum, die mit Gebirgspartien in Schleſien viel Aehnlichkeit haben. Zurückgekehrt, fanden wir unſer Frühſtück fertig. Ja nicht nur uns, ſondern auch unſere Dienerſchaft bekö-ſtigte der Goſain den ganzen Tag in der freigebigſten Weiſe. Nach Tiſche fragten wir, ob vielleicht unſere Frauen der ſeinigen einen Beſuch abſtatten könnten, was ihm zu gefallen ſchien. Er ging dann ins Haus und meldete ſie an. Als die unſrigen darauf hinein gingen, fanden ſie die Frau des Goſain und die ſeiner Söhne, welche noch kurz vorher in ihren ſchmutzigen Kleidern neugierig hinter dem Vorhang ihrer Thür uns bei Tiſche unter dem Zeltdach beobachtet hatten, ganz und gar in Seide gehüllt, und waren an allen Fingern und Zehen, Naſe und Ohren, Hals und Armen, kurz wo nur etwas angehängt werden konnte, mit goldenen und ſilbernen Spangen und Ringen geſchmückt, welches beim Gehen ein entſetzliches Geklirr verurſachte. Sie drückten unſeren Frauen ſehr herzlich die Hände und erkundigten ſich ganz wie einfältige Kinder nach dieſem und jenem; denn die unſrigen waren die erſten Europäerinnen, mit denen ſie zuſammen kamen. Unſere Frauen ſuchten das Geſpräch auf chriſtliche Sachen zu lenken, fingen an von der Miſſion in Mirzapur zu erzählen, die ihnen ſchon aus den Mittheilungen ihrer Männer bekannt war, von dem Zweck, zu dem ſie ihr Vaterland verlaſſen hätten und herausgekommen wären,

und wie ſie ſich in der Erfüllung ihres Berufes ſo glücklich fühlten. Dies war ihnen ganz unerhört, denn ſie glaubten, daß eine Frau nur dazu ſei, um ſich zu putzen, damit ſie dem Manne gefalle. Leſen und Schreiben, ſagten ſie, könnten ſie nicht. Es wurde ihnen darauf von unſern Frauen gezeigt, wie auch ſie die zeitliche und ewige Glückſeligkeit erlangen könnten, und daß es ihr herzlichſter Wunſch ſei, ſie in dieſem Zuſtande recht bald zu ſehen.

Unſere Frauen waren wohl eine Stunde bei ihnen. Als ſie fortgingen erhielt das jüngſte unſerer Kinder eine Rupie zum Geſchenk in die Hand gedrückt, was die Morgenländer zu thun pflegen, wenn ſie das erſte Mal ein europäiſches Kind ſehen. Während unſere Frauen abweſend waren, unterhielten wir uns mit den Männern und leiteten ebenfalls unſer Geſpräch auf Jeſum Chriſtum den Weltheiland hin, von dem auch ſie ſchon öfters vorher gehört hatten. Sie hörten uns aus Höflichkeit ruhig an, leider aber mußten wir ſehen, wie ſo tief ſie in ihrem Heidenthum vergraben waren und ſich in ihrer Selbſtgerechtigkeit ſehr gefielen.

Ehe wir uns vom Goſain verabſchiedeten, bat er uns auf einen Zettel niederzuſchreiben, daß wir bei ihm einen Tag zugebracht, und wie es uns bei ihm gefallen hätte. Es konnte uns nun nicht entgehen, daß er die Gaſtfreundſchaft nicht deshalb an uns bewieſen hatte, weil wir Padris waren, und er einen wohlthuenden Eindruck vom Worte Gottes empfangen hatte, ſondern weil er, wie es viele Hindus und Muhammedaner thun, nach der Gunſt der Europäer haſchte und gern unter ihnen einen großen Namen erhalten wollte. Ueberhaupt ſehen die Eingebornen ſehr darauf, berühmt zu werden und ſich ein religiöſes Verdienſt zu erwer-

ben. Deshalb bauen sie Tempel, Moscheen, lassen zum Besten der Pilgrimme und Reisenden große gemauerte Brunnen machen, Teiche anlegen u. s. w. So lange der Gründer der erwähnten Bauten lebt, werden sie in gutem Zustande erhalten, wenn er aber todt ist, geht Alles in Ruin über. Stirbt er vor Vollendung des Baues, so bleibt das Werk, wie er's hinterläßt, gewöhnlich unvollendet, liegen. Sein Sohn bringt den Bau nicht zu Ende, weil er weiß, daß dadurch nur sein Vater, der das Werk angefangen, den Ruhm davon trägt. Ist er freigebig oder ehrgeizig, so beginnt er viel lieber einen neuen Bau. So handeln die Hindus, weil sie sich auf keine bessere Weise zu verewigen wissen.

8. Von den Hindernissen, Schwierigkeiten und Prüfungen im Missionsleben.

Die Arbeit eines Missionars auf einem neuen Missionsfelde ist mit der eines Landmanns zu vergleichen, der einen Acker voller Steine und Dornen bearbeitet. Wie es diesem viel Schweiß und Mühe kostet, ein solches Land urbar zu machen, und lange Zeit vergeht, ehe er sich der Früchte des ausgestreuten Samens erfreuen darf, so geht's dem Missionar unter den Heiden. Nachdem er die Sprache erlernt hat, begiebt er sich unter die Leute und verkündigt ihnen Gottes Wort, aber mit wie vielen Hindernissen und Schwierigkeiten hat er nicht zu kämpfen, bis er den gewünschten Erfolg seiner Arbeit sieht.

Ein mächtiges Hinderniß, welches der Missionswirksamkeit sich entgegen stellt, ist auch in Ostindien das von Natur verderbte Herz. Die Leute kommen zwar herbei und

hören gern zu, wenn man ihnen von Chriſto erzählt, ſobald ſie aber ſehen, daß ſie mit der Sünde brechen und allem ungöttlichen Weſen, dem Götzendienſt, der Fleiſchesluſt, der Augenluſt und dem hoffärtigen Weſen den Abſchied geben und ſich dem Herrn zum Eigenthum übergeben ſollen, dann bleiben ſie entweder in ihrem alten Weſen, oder zeigen ſich feindſelig gegen das Evangelium. Im Allgemeinen offenbaren die Meiſten eine große Kälte, Stumpfheit und Gleichgültigkeit gegen ihr Seelenheil. Sehr oft ſagen die Hindus dem Miſſionar: „Es iſt Alles ganz gut, was Du ſagſt, wenn aber alle Menſchen ſo fein würden wie Du, wie könnte da die Welt beſtehen.“ Andere ſprechen ganz offen: „Unſere Sorge geht nur darauf, daß wir Eſſen und Trinken bekommen.“ Zeigt man ihnen, wie unrecht ſie handeln, daß ſie den Bauch zu ihrem Gott machen, der vielleicht nach wenigen Tagen eine Speiſe der Würmer werden wird, während ſie ihre Seele, die ewig lebt, vernachläſſigen, dann antworten ſie: „Es iſt wahr, was Du ſagſt,“ doch dabei bleibt's. Manche wollen zwar durch Jeſum Chriſtum Vergebung der Sünden erlangen, aber nicht von ihren Sünden ablaſſen. Andere möchten gern ſelig werden, aber ſie theilen ihr Herz zwiſchen Gott und der Welt und nehmen Rückſicht auf Weltehre und Weltfreundſchaft, und was Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schweſter dazu ſagen werden, wenn ſie Chriſten würden. Noch Andere möchten in's Himmelreich eingehen, aber ſie ſcheuen die Schmach und Verachtung, den Haß und die Feindſchaft, die ſie von Seiten ihrer Landsleute bei dem Uebertritt zum Chriſtenthum trifft. Dann giebt es auch Selbſtgerechte, die, im Stolz und Hochmuth ihres Herzens, nichts von der Gerechtigkeit Jeſu Chriſti, die ihnen Gott aus Gnaden ſchenken will, wiſſen wollen.

Ein Muhammedaner ſagte einſt: „Wenn ich durch Jeſum ſoll ſelig werden, ſo will ich gar nicht ſelig werden.“

Ein anderes großes Hinderniß bei der Ausbreitung des Chriſtenthums ſind die vielen Vorurtheile, die man zu überwinden hat. Gar oft werden die Leute durch das ſchon bekannte falſche Gerücht erſchreckt, daß die, welche unſere Bücher annehmen, ſpäter mit Gewalt zu Chriſten gemacht werden. Oder es ſagt ein feindſeliger Hindu zu denen, welche dem Miſſionar zuhören: „Nehmt euch in Acht, daß eure Namen nicht angeſchrieben werden, um euch ſpäterhin zu Chriſten zu machen; denn dieſe Leute (Miſſionare) ſind klug, wo Urdu geleſen wird, vertheilen ſie Urdubücher, und wo die Leute nur Hindiu verſtehen, haben ſie Hinduibücher.“

Auch das Klima des Landes und das Kaſtenweſen der Hindus erſchwert den Verkehr mit dem Volke in einem außerordentlichen Maße. Bei der großen Hitze kann der Europäer in Oberindien während des größten Theils des Jahres faſt zu keiner andern Zeit als des Morgens und des Abends, etwa zwei Stunden außerhalb des Hauſes auf den Straßen und Märkten der Stadt verweilen und iſt nachher den ganzen Tag vom Volke getrennt. Selbſt die Eingebornen vermeiden es, wie ſchon anderwärts erwähnt, ſich der Tageshitze auszuſetzen; der Europäer muß um ſo mehr auf ſeiner Hut ſein. Nur in der kalten Zeit kann der Miſſionar ohne Gefahr für ſeine Geſundheit ſich faſt den ganzen Tag im Freien aufhalten.

Was das Kaſtenweſen anbetrifft, ſo übt dies einen ungeheuren hemmenden Einfluß auf die Miſſionsthätigkeit aus und hält den Hindu von Jedem entfernt, der nicht ſeines Gleichen iſt. Der Hindu achtet und fürchtet den Europäer ſeiner Macht und Klugheit wegen, aber er verabſcheut ihn

und hält ihn im höchſten Grade für unrein, weil er Alles ißt und trinkt, ſelbſt das Fleiſch der Kuh, die er für heilig hält. Eines Tages erzählte ein Pandit meinem Collegen, daß ein Hindu ihn gefragt habe, wie es denn möglich ſei, in das Haus des Padri zu gehen, ohne ſich zu verunreinigen. Als der Pandit ihn verſicherte, daß er ſich bei ihm nicht verunreinige, erwiderte Jener, das ließe ſich nur ſo erklären, daß er (der Pandit) ein Brahmane ſei, und ein ſo großer und heiliger Mann ſich nicht ſo leicht verunreinigen könne, aber ein Mann von niedriger Kaſte dürfe ſolches nicht wagen. Indeſſen fügte der Pandit hinzu, auch für die Brahmanen wäre es nicht gut, viel mit den Padri's umzugehen, denn auch ſie verlören dadurch ihre Heiligkeit und ihr Anſehen. Der Pandit, der in der Freiſchule der kirchlichen Miſſionare in Benares erzogen war, lachte über ſolche Thorheit, aber deſſenungeachtet beobachtete er doch die Religionsgebräuche der Hindus bis ins Kleinſte. Als mein College ihn fragte, warum thuſt du das? antwortete er ihm: Damit ich meine Ehre und Anſehen im Volke nicht verliere. Man giebt mir zu eſſen, man küßt mir die Füße, man ehrt mich auf jede Art und Weiſe. Dies Alles würde nicht ſein, wenn ich die Gebräuche der Hindus verließe.

In anderen Ländern lebt der Miſſionar ſich ganz in das Volk hinein. Er beſucht die Heiden in ihren Hütten, arbeitet mit ihnen auf dem Felde, unterrichtet ſie in den verſchiedenen nützlichen Dingen und wird überall mit Freuden aufgenommen, dagegen in Indien kann er faſt gar nicht unter das Volk kommen. Wenn der Miſſionar den Hindu beſucht, ſo darf er nur bis in die Verandah (Vorhalle) des Hauſes gehen, höchſtens erlaubt man ihm in ein leeres Zimmer zu treten. Dann kommt der Hausvater oder ein an-

derer Mann der Familie und ſpricht mit ihm, aber zur Familie ſelber wird er nicht zugelaſſen, und ſo kann er nie ſehen, wie es eigentlich in den Häuſern zugeht. Jeder Hindu ſucht Alles ſorgfältig zu vermeiden, damit durch den Eintritt des Europäers nichts befleckt werde, und er keine Nahrungsmittel und Kochgefäße berühre. Mein College ging eines Tages in die Hütte unſeres Dieners, der ein Wäſcher war, weil das Dach ſeiner Wohnung baufällig war. Unverſehens kam er dem Platze, wo das Kochgeſchirr und andere Sachen ſtanden, nur ein klein wenig zu nahe. Da ſchrie der Mann, er möchte ſich dieſem Platze nicht nähern, denn Alles würde ſonſt verunreinigt. Wie kann man nun dem Volke nahe treten, wenn man nicht in die Familie kommen darf? Wenn aber auch hin und wieder ein Hindu in unſer Haus kommt, mit dem wir frei ſprechen können, ſo iſt das nicht genug. Denn was der Miſſionar in dem Herzen des Mannes etwa aufbaut, das reißt die Frau, die in der Regel viel abergläubiſcher und dem Götzendienſt mehr als der Mann ergeben iſt, daheim wieder nieder, weil ſie nie etwas von Chriſto hört.

Es bleibt alſo dem Miſſionar in Oſtindien, um eine Verbindung mit dem Volke zu unterhalten, nichts weiter übrig, als daß er des Morgens und des Abends auf die Straßen der Stadt geht und dort mit den Leuten ſpricht. Doch dann ſteht er nicht da, wie der Miſſionar in andern Ländern als der geehrte und geliebte Freund, der es gut mit dem Volke meint, ſondern als der Unreine, der gekommen iſt, um die Leute zu verführen. Will er einen Brahmanen anreden, ſo muß er oft einige Schritte zurücktreten, um jenen nicht zu verunreinigen. Manche der Brahmanen und Hinduheiligen halten ſich, wenn ſie mit dem Miſſionar reden,

ſogar ein Tuch vor dem Munde, damit ſein Athem ſie nicht berühre und verunreinige. Will der Miſſionar ihnen ein Buch geben, ſo wird er nicht ſelten erſucht daſſelbe erſt einem andern Hindu zu übergeben oder irgendwo hinzulegen, wo ſie es dann auf- und annehmen. Ja, nicht ſelten ſprechen auch die Leute ſelbſt aus der niederen Kaſte: „Wir nehmen keine Bücher an, denn durch eure Bücher werden wir unrein".

Auch mit den Muhammedanern hält es ſchwer zu verkehren. Sie ſehen ebenfalls den Europäer für höchſt unrein an. Wie oft muß der Miſſionar nicht hören, daß die Europäer Schweinefleiſch eſſen, das in ihrem Koran ſtreng verboten iſt. Er bringt ſie aber dadurch zum Stillſchweigen, daß er ihnen ſagt, wenn wir auch Schweinefleiſch genöſſen, was in unſerm kalten Lande der Geſundheit nicht nachtheilig ſei, ſo thäten wir doch nicht wie ſie unreine Werke. Eſſen und Trinken verunreinige überhaupt nicht den Menſchen, wohl aber das, was aus dem Munde herauskommt, als Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falſche Zeugniſſe, Läſterung u. ſ. w.

Die Muhammedaner blicken auf den Europäer mit feindſeligen Augen, weil ſie früher die Herren des Landes waren, jetzt aber durch die Engländer ihre Herrſchaft verloren haben. Nicht ſelten ſagten ſie mir: „**Tum ne hamára mulk ehhin liya**" „Du haſt uns unſer Land genommen." Ich brachte ſie aber dadurch leicht zur Ruhe, wenn ich ihnen im Gleichniß vom Herrn und ſeinem Haushalter vor Augen führte, daß Gott der Herr dieſes Landes iſt, und die Fürſten nur ſeine Haushalter ſind. Zuerſt hätten die Hindu- und dann die Muhammedaner-Fürſten das Regiment des Landes gehabt, weil ſie aber nicht ihre Schuldigkeit gethan, das Land nicht recht verwaltet und viele Ungerechtigkeit be-

gangen hätten, so habe ihnen Gott das Regiment abgenommen und jetzt die Leitung und Regierung des Landes den Engländern übergeben, und wenn diese nicht seinem Willen gemäß handeln und das Wohl der Unterthanen befördern, so würden auch sie ihre Herrschaft verlieren.

Aber nicht nur die Eingebornen, sondern auch viele Engländer legen dem Missionar in seiner Missionsthätigkeit manches Hinderniß in den Weg. Wie oft wird nicht in Ostindien in christlichen Blättern gegen Engländer, die sich bei heidnischen Festen betheiligen, Klage geführt. Im Jahre 1845 waren beim Fest der Göttin Durga in Calcutta in einem einzigen Hause mehr als 300 Europäer gegenwärtig, und einer von ihnen führte mit zwei Weibern zu Ehren der Göttin Tänze auf und belustigte dadurch die Zuschauer. Wenn nun auch kein Europäer sich wissentlich beim Götzendienst betheiligen will, so halten doch die Hindus ihre Gegenwart und ihre Theilnahme an den Festlichkeiten für eine wirkliche Ehrenbezeugung und Anbetung ihrer Götter. Wenn Schiffer eine Reise auf dem Ganges unternehmen, so pflegen sie dem Flusse ein Opfer zu bringen und bitten sich vom Europäer, der das Boot gemiethet hat, ein Geschenk aus. Viele Engländer geben dergleichen Geschenke mit der größten Bereitwilligkeit, nicht ahnend, daß dadurch das Volk in seinem Irrthum bestärkt wird. Auch beim Besuch der heidnischen Tempel verlangen die Brahmanen ein Geschenk. Die meisten Engländer geben dies, ohne sich etwas dabei zu denken, die Hindus aber sehen solche Gaben als Opfer für ihre Götzen an. Die Christen sollten deshalb in einem Heidenlande sehr auf ihrer Hut sein, damit sie allen Anstoß und Aergerniß vermeiden und den Götzen auch nicht im Entferntesten Ehre erweisen. Außerdem schaden viele

Europäer der Ausbreitung des Christenthums auch durch ihren unmoralischen Wandel. Gar oft sagen die Eingebornen dem Missionar, gehe, bekehre erst die Christen und dann komm zu uns. Die so leben, sind freilich nur Namenchristen und werden einst schwere Rechenschaft abzugeben haben.

In der That die Hindernisse, welche der Missionsthätigkeit in Ostindien entgegentreten, sind größer als die meisten Missionsfreunde erwarten. Der Herr aber kann sie überwinden und wird es auch zu seiner Zeit thun, wie er's an manchem Orte und in so manchem Herzen bereits gethan hat. Dazu hat er auch selbst das Verlangen nach Erlösung in den Herzen der Heiden angeregt, wie es sich in den Wallfahrten, Waschungen, Büßungen und den andern Dingen kund thut.

Leider giebt es bis jetzt nur Wenige, welche dem Himmelreiche Gewalt anthun, um dasselbe an sich zu reißen. Wenn aber Jemand den Wunsch äußert Christ zu werden, dann treten dem Missionar neue Schwierigkeiten entgegen. Er möchte nicht abstoßen und die Taufe nicht zu lange hinausschieben, aber andererseits auch vor unlautern Mitgliedern bewahrt bleiben, die nachher unter den Heiden Aergerniß anrichten. Da der Missionar den Charakter der Hindus, die voll Lug und Betrug sind, kennt, so drängen sich ihm unwillkürlich die Gedanken auf, meint der Eingeborne, der um die Taufe bittet, es auch aufrichtig und redlich? Hat er nicht irdische Vortheile im Auge? Will er nicht unterstützt sein? Es ist in Ostindien wirklich sehr schlimm, daß man fast alle eingeborne Christen am Anfange auch erhalten muß. Wenn sie um die Taufe bitten, so bitten sie in der Regel auch um ihre Versorgung, und sie haben nicht ganz unrecht. Denn wer sorgt für sie und ihre Familie, wenn sie Christen geworden sind, wenn es nächst Gott der Missionar nicht thut?

Sie werden ja von ihren Verwandten und Bekannten ausgestoßen, und Niemand unter den Hindus giebt ihnen Gelegenheit etwas zu verdienen. Noch immer geht das Wort des Herrn in Erfüllung: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Es wird sein der Vater wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater, die Mutter wider die Tochter und die Tochter wider die Mutter, die Schwieger wider die Schnur und die Schnur wider die Schwieger.“ (Matth. 10, 34. Luc. 12, 53.)

Ein Hindu auf unserer Station, der innerlich von der Wahrheit des Christenthums überzeugt war und Lust hatte Christ zu werden, zögerte deshalb mit dem Uebertritt zum Christenthum, weil er gefunden hatte, daß unter den Christen (die Hindu machen anfänglich keinen Unterschied zwischen wahren und falschen Christen, zwischen Gläubigen und Ungläubigen) wenig Liebe zu finden sei. Wenn er Christ würde, meinte er, würden ihn die Heiden hinausstoßen, und die Christen würden sich seiner vielleicht auch nicht annehmen, dann sei er ganz verlassen.

Gesetzt aber der Missionar ist im Stande alle Bedenken einer schwer angefochtenen Seele nicht nur zu entfernen, sondern auch dem zum Uebertritt sich Meldenden in der ersten Zeit zu seinem Fortkommen behülflich zu sein: so wird es doch für ihn nicht leicht, solchen Personen Unterstützung zu versprechen, denn die Prüfung wird dadurch ungemein erschwert. Einst meldete sich bei uns ein Hindu zur Taufe, der schon von einem andern Missionar getauft war. Ein Anderer war ein Hindu-Heiliger und schien es aufrichtig zu meinen. Sobald es aber bekannt wurde, daß er Christ werden wolle, bestürmten ihn seine Glaubensgenossen und baten ihn, er möchte doch nicht seine Kaste verderben und

Chriſt werden und machten ihm allerhand Verſprechungen; wenn er aber Chriſt geworden wäre, würde ihn Niemand achten, und er würde auch keine Opfergaben mehr bekommen. Er aber antwortete ihnen: „Könnt ihr meinem Herzen Ruhe und Frieden verſchaffen? Was ich ſuche, ſteht in unſeren Religionsbüchern nicht geſchrieben. Ich ſuche den Weg zur Seligkeit, und den habe ich allein in dem Chriſtenbuch gefunden; darum muß ich zum Padri gehen.“ Aber die Verſuchung und Anfechtung war für ihn doch zu groß. Denn als er bereits einige Zeit chriſtlichen Unterricht erhalten hatte und nahe daran war getauft zu werden, gelang es den Feinden ihn in ſeinem Entſchluß wankend zu machen. Eines Tages lief der Mann mit der ihm geſchenkten Kleidung, die wir ihm gaben, damit Andere ihn in ſeinem Hindu-Heiligen-Anzuge nicht anbeten möchten, davon.

Unter den obengenannten Hinderniſſen und Schwierigkeiten im Miſſionsleben kann der Leſer ſich leicht denken, daß in dem Heidenlande nicht ſchnelle Erfolge zu erzielen ſind, wie man's wohl gern wünſchte. Dieſe ſtehen ohnehin in keines Menſchen, ſondern nur in Gottes Macht. Denn es liegt nicht an Jemandes Rennen oder Laufen, ſondern an Gottes Gnade und Erbarmen, wenn Einer ein Chriſt wird.

Die frohen Hoffnungen in Betreff der Siege des Chriſtenthums über das Heidenthum werden in Oſtindien, wenn dort der Verkündigung des Evangeliums auch alle Thüren offen ſtehen, nur langſam und allmählig verwirklicht. Der Miſſionar möchte gern etwas Freudiges berichten, aber dies wird ihm bei allem Fleiß und aller Treue im Amte oft lange verſagt, ja manchmal gar nicht gewährt. Dieſe Erfolgloſigkeit iſt die ſchwerſte Prüfung, die ein Sendbote im Miſſionsleben zu beſtehen hat.

Manche denken in der Heimath, daß wenn der Miſſionar unter den Heiden mit der frohen Botſchaft von der Erlöſnng ſo durch Jeſum Chriſtum geſchehen iſt, auftritt, dieſe gleich mit Freuden an das Evangelium glauben und ſich vom Götzendienſt losſagen werden. Dies iſt nur ſelten der Fall. Der Miſſionar beſucht den Bazar, aber täglich ſtößt er auf dieſelbe Kälte und Gleichgültigkeit und denſelben Widerſtand. Die Einwürfe der Gegner werden zwar widerlegt und überwunden, aber dieſe nicht gewonnen. Er vertheilt Traktate und Exemplare der heiligen Schrift, aber dieſelben werden oft gar nicht geleſen, ja nicht ſelten als unnützes Papier verbraucht, oder Manche leſen darin, um nur Widerſprüche zu entdecken und dem Miſſionar Verlegenheit zu bereiten. Er bietet den Kindern Gelegenheit in der Schule Gottes Wort und andere nützliche Dinge zu lernen, aber der geringſte Umſtand erweckt Verdacht und Mißtrauen bei den Eltern, was dem gedeihlichen Fortgang der Schule ſehr hinderlich iſt. Es melden ſich Manche bei ihm zur Taufe, aber die Unlauterkeit der Geſinnung bleibt ihm nicht lange verborgen.

Wer ſollte ſich unter dieſen Umſtänden noch wundern, daß die ſtete Wiederkehr derſelben traurigen Erfahrungen den Miſſionar recht muthlos macht? Wie ein Landmann, wenn er ſein Feld in der rechten Weiſe beſtellt hat, nach der Frucht ausſchaut, ſo iſt es nicht mehr als natürlich, daß auch der Arbeiter im Weinberge des Herrn die Frucht ſeiner Arbeit erwartet. Aber wenn Monate ja Jahre vergehen und faſt Niemand auf ſein Wort achtet und von Grund ſeines Herzens frägt, „was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“ und das Arbeitsfeld ein ſteinernes und hartes bleibt, und gar keine Frucht zum Vorſchein kommen will, da will ihm

oft der Muth entfallen. Nur die Gewißheit, daß der Herr ihn zum Miſſionsdienſte berufen und auserwählt hat, und daß die reine Liebe ihn bewogen ſich demſelben zu widmen, hält ihn in ſeinem ſchweren Berufe aufrecht, und der Glaube an Gottes Verheißung: „Das Wort ſo aus meinem Munde geht, ſoll nicht wieder leer zurückkommen, ſondern thun, das mir gefällt und ſoll ihm gelingen, dazu ich's ſende" (Jeſ. 55, 11.) ſtärkt ihn und läßt ihn ſeine Arbeit getroſt fortſetzen. Wenn aber der Miſſionar ſich ſeines Miſſionsberufs nicht gewiß iſt, und wenn ihm die Liebe zur Sache und der Glaube an Gottes Verheißung fehlt, da wird er gewiß für die Länge auf dem Miſſionsfelde nicht aushalten können, ſondern wird gern dieſe Thätigkeit Andern überlaſſen. Es ſollte ſich darum Niemand dem Miſſionsdienſte widmen, der nicht vorher die Sache reiflich im Gebet vor dem Herrn überlegt hat, wozu wir auch im Gleichniß vom Thurmbau und vom Kriegführen, aufgefordert werden. (Luc. 14, 28—33.)

9. Erfolg der Miſſionsthätigkeit in Ghazipur.

Wenn in Oſtindien der Umſturz des Heidenthums auch an vielen Orten vorbereitet iſt, und das Evangelium dort manchen herrlichen Sieg über den Hinduismus und Muhammedanismus davon getragen hat, ſo vergehen doch in der Regel erſt mehrere Jahre, ehe der gute Same, den man ausgeſtreut hat, aufgeht. Dies iſt beſonders da der Fall, wo man einen noch ganz unbearbeiteten Boden findet.

Was den Erfolg unſerer Thätigkeit anbetrifft, ſo wurde uns nicht das große Glück zu Theil, irgend einen Heiden mit Ausnahme von 9 Waiſenkindern durch die Taufe der

chriſtlichen Kirche einzuverleiben. Deſſen ungeachtet iſt unſere Arbeit nicht vergeblich geweſen. Wir durften manche erfreuliche Zeichen von der Empfänglichkeit der Heiden für die Heilswahrheiten, und ebenſo auch von ihrer Liebe und Anhänglichkeit an uns, wahrnehmen. Unſere Arbeit war auf unſerer Station Ghazipur eine Bahn brechende für Andere, die uns nachfolgten und bereits manche Früchte eingeerntet haben. Wäre es uns darum zu thun geweſen Eingeborne, welche Chriſten werden wollten, zu taufen, ſo hätte es uns dazu nicht an Gelegenheit gefehlt. Wir mußten aber, weil viele Miſſionare traurige Erfahrungen gemacht hatten, und weil gerade auf die erſten eingebornen Chriſten die Augen aller Heiden und Muhammedaner gerichtet ſind, vorſichtig ſein, damit der Name Jeſu Chriſti unter dem heidniſchen und abgöttiſchen Volke nicht ſtinkend werde, wenn die, welche bekennen einer beſſern und reineren Religion anzugehören, einen unlautern und anſtößigen Lebenswandel führen. Doch gehen wir auf das Einzelne etwas näher ein.

Bei der öffentlichen Predigt war der Widerſpruch und die Feindſchaft gegen das Wort Gottes allmählig faſt ganz verſchwunden. Die Feinde ſahen, daß ſie immer wieder und wieder überwunden und ihre Irrthümer und die Bosheit ihres Herzens blos geſtellt wurden. Gewöhnlich machten ſie ihrem Herzen durch Schimpfworte Luft, und gingen dann davon. Wir konnten darum in der letzteren Zeit denen, welche das Wort Gottes anhören wollten, das Evangelium in Ruhe verkündigen. Die geringe Klaſſe des Volks zeigte ſich ſehr dankbar für die Botſchaft des Friedens. Manche der Heiden, welche die Süßigkeit des Evangeliums zu koſten anfingen, es aber überſahen, daß der Menſch nur ein Werkzeug der göttlichen Gnade iſt, fielen manchmal vor

mir nieder und wollten mich anbeten, und boten mir kleine Gaben als Opfer an. Ich wehrte ihnen dies natürlich und machte sie darauf aufmerksam, daß ich ebenso ein sündiger Mensch wie sie sei, und ebenfalls eines Heilandes und Seligmachers bedürfe.

Beim Vertheilen der Bücher hatten wir Gelegenheit zu sehen, wenn auch manches Exemplar der heiligen Schrift und mancher Traktat von den Feinden des Christenthums vernichtet wurde, daß Viele der Eingebornen sie gern annahmen und darin lasen, wodurch wir ermuthigt wurden in dieser Arbeit fortzufahren. Auch aus unseren Schulen sind Viele hervorgegangen, die mit der christlichen Religion bekannt geworden sind. Es hat dem Herrn zwar nicht gefallen, uns sichtbare Erfolge zu zeigen, daß das Wort Gottes sich an den Herzen der Jugend als eine Kraft zur Seligkeit bewiesen hat, doch sind wir überzeugt, wenn das Samenkorn des göttlichen Wortes auch in den jugendlichen Herzen lange schlummern sollte, es später hie und dort aufgehen werde.

Bei unsern Reisen nach den Städten und Dörfern unseres Distrikts trafen wir oft Eingeborne, die schon in Ghazipur von uns das Evangelium gehört hatten. Diese begrüßten uns herzlich und freuten sich, uns wieder zu sehen. Manche auf die das Wort Gottes einen heilsamen Eindruck gemacht hatte, suchten mir ihre Liebe und Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß sie mir Holz zum Kochen oder Milch und andere Dinge brachten.

Unter den Dorfbewohnern gab es leider noch Viele, welche das Evangelium noch nicht gehört hatten und auf die „unbefleckte Menschwerdung" zum Wohl der Menschheit sehnlichst warteten. Dies hatte darin seinen Grund, daß wir in Ghazipur die ersten Missionare waren, zudem arbei-

teten wir drei Brüder nur kurze Zeit zusammen, und zuletzt war ich ganz allein auf unserer Station. Wenn nun der Leser bedenkt, daß unser Distrikt etwa 2 Millionen Einwohner zählte, so wird es ihn nicht befremden, daß eine große Anzahl Heiden das Wort vom Kreuz noch nicht vernommen hat.

10. Ein Sonntag auf einer indischen Missionsstation.

Während die Heiden am Sonntage in den Straßen und Gassen der Stadt kaufen und verkaufen, und ihren irdischen Geschäften nachgehen, begeben sich die eingebornen Christen, alle reinlich und nett gekleidet, nach dem Gotteshause, und die Verheiratheten nehmen ihre kleinen Kinder mit sich. In Zügen sieht man die Kinder aus den Waisenhäusern und Kostschulen, die Knaben mit ihren weißen oder hellfarbigen Turbanen und langen weißen, baumwollenen Obergewändern, die Mädchen dagegen entweder ganz weiß in Mousseline oder mit hübsch gemustertem inländischem Zeuge, nach Landessitte gekleidet, zu zwei und zwei mit ihren Lehrern und ihren Lehrerinnen voran, zur Kirche gehen. Männer, die, so lange sie Heiden oder Muhammedaner waren, ihre Kopfbedeckung beim Betreten der heidnischen Tempel oder Moscheen aufbehielten, dafür aber ihre Schuhe oder Sandalen als ein Zeichen der Achtung auszogen, pflegen als Christen nach der Anordnung der Missionare ihren Turban oder ihr Käppchen abzunehmen und das Gotteshaus mit ihren Schuhen zu betreten. Manche aber, die keine Schuhe besitzen, lassen ihre Sandalen draußen stehen.

Die Kirchen haben statt der Glasfenster Jalousie-Läden, welche die Sonne abhalten und die Luft einlassen, oder

man findet in manchen Kirchen beides zuſammen, damit man, je nach der Witterung und Jahreszeit, ſeine Vorkehrungen treffen kann. Empore ſieht man keine, aber in der heißen Jahreszeit bemerkt man in Oberindien in den Kirchen von der Decke an 2 — 3 langen Stricken große Fächer herabhängen, welche von Eingebornen gezogen werden, weil ſonſt der Schweiß zu allen Poren reichlich hervordringt. Manche der eingebornen Chriſten pflegen einen Handfächer zu haben. Statt der Kirchenſtühle findet man lange Bänke von Rohr. Der Boden iſt mit indiſchen Matten bedeckt. Die Männer ſitzen auf der einen und die Frauen auf der andern Seite.

Der Geſang beginnt meiſt nach engliſchen, auf deutſchen Miſſionsſtationen manchmal auch nach deutſchen Melodien. Die Sprache iſt in Oberindien entweder bengaliſch oder hinduſtaniſch. Beim Gebet knieet Alles nieder. Auf den Miſſionsſtationen der engliſchen Kirche wird die Liturgie, welche man in die Landesſprache überſetzt hat, etwas verkürzt vorgeleſen, und die Gemeinde fällt an den betreffenden Stellen mit den Reſponſorien ein. Miſſionare der engliſchen Diſſenters oder von der ſchottiſchen, amerikaniſchen und anderen Miſſionsgeſellſchaften haben den Gottesdienſt, wie es in ihrer Heimath gebräuchlich iſt, eingerichtet.

Nach der Liturgie oder dem Gebet folgt wieder ein Geſang und darauf die Predigt. Während der Miſſionar predigt, iſt Alles Aug' und Ohr, um von den großen Thaten Gottes zu hören und dadurch den Glauben zu ſtärken und zu befeſtigen. Einige junge Leute haben Papier und Bleiſtift zur Hand, um den Text und die Theile der Predigt aufzuſchreiben, damit ſie Nachmittags in der Bibelſtunde über das gehörte Wort Antwort geben können.

Zuweilen kommen in die Kirche oder Kapelle auch Hei-

den herein, um die neue Botſchaft zu hören. Dort ſteht ein Mann mit ſeinem Kinde, das auf der Hüfte des Vaters ruht. Hier iſt ein Krämer mit einem Bündel Kleider unter dem Arme, und dort in einiger Entfernung erblickt man eine Hindufrau, die ihren Marktkorb auf dem Kopfe hat. Einige ſtehen, ſo lange es ihnen gefällt, und gehen dann ihres Weges, Andere bleiben bis der Gottesdienſt zu Ende iſt, der mit Gebet und Geſang ſchließt.

Krucifixe findet man in keiner evangeliſchen Kirche in Oberindien. Es wäre auch ſehr zu mißbilligen, wenn ſelbſt die deutſchen Miſſionare, die in ihrer Heimath daran gewöhnt geweſen ſind, Krucifixe in den proteſtaniſchen Kirchen zu ſehen, je auf die Idee kämen, dieſelben in die indiſch-chriſtlichen Gemeinden einzuführen. Es würde dadurch dem Götzendienſt ein großer Vorſchub geleiſtet, möchte man auch noch ſo viel Erklärungen geben, daß das Krucifix uns nur an Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten erinnern ſoll. Denn auf ſolche Weiſe rechtfertigen die Hindus auch die Anbetung ihrer Götzen. Aber auch um der europäiſchen Chriſten, der Engländer willen, die dort die Mehrzahl bilden und Herrn des Landes ſind, iſt es nicht wünſchenswerth, daß Krucifixe in Indien, in den evangeliſchen Kirchen, aufgeſtellt werden, weil ſie daran großen Anſtoß und Aergerniß nehmen. Wenn der Apoſtel Paulus den Römern räth, um derer willen, die ſich ein Gewiſſen daraus machen Fleiſch zu eſſen, lieber auf den Genuß des Fleiſches Verzicht zu leiſten, als den ſchwachen Bruder zu ärgern, (Röm. 14, 21.) ſo gilt gewiß daſſelbe auch vom Krucifix, obgleich wir es für uns in unſerm Lande zum Segen unſerer Seele gebrauchen können. Wenn man in Indien ſelbſt eine evangeliſch-lutheriſche Kirche gründen wollte, ſo müßte aus den angeführten Gründen das

Krucifix dort fern bleiben, denn die lutheriſche Kirche beſteht doch eigentlich in reinem Wort und Sakrament und nicht in ſolchen äußeren Dingen, die zu uns aus der katholiſchen Kirche herüber gekommen ſind.

11. Ueber das Verhalten der evangeliſchen Miſſion zum indiſchen Kaſtenweſen und Muhammedanismus.

Bei dem großen Eifer für die Bekehrung Indiens iſt dann auch bald die Frage über die Stellung der Kirche und der chriſtlichen Miſſion zu dem Kaſtenweſen in den Vordergrund getreten. Am Anfange der evangeliſchen Miſſion in Indien duldete ſchon Miſſionar Ziegenbalg kein Kaſtenweſen unter den bekehrten Hinduchriſten, dagegen andere Miſſionare, z. B. Schwarz und Guericke, glaubten, da ſie die Kaſte noch nicht als ein Rieſenbollwerk des Heidenthums erkannt hatten, ſie müßte mit Schonung behandelt werden. Wenn der Hindu auch vor der Taufe nicht die Kaſte breche, ſo würden doch allmählig durch den chriſtlichen Einfluß die Uebelſtände, welche mit dem Kaſtenweſen verbunden ſind, ſchwinden. Sie wollten den Eingebornen den Uebertritt zum Chriſtenthum dadurch, daß ſie die Kaſte zu brechen hätten, nicht zu ſchwer machen. Aber die Hoffnungen und Erwartungen jener tüchtigen Miſſionare gingen nicht in Erfüllung. Im Gegentheil, es machten ſich in den chriſtlichen Gemeinden aus den Eingebornen, wo das Kaſtenweſen geduldet wurde, viele Uebelſtände geltend. Das Kaſtenweſen blieb in denſelben in ſeiner ganzen Kraft ſtehen und obgleich bereits 100 Jahre vergangen ſind, ſo hat doch das Princip der Scheidung zwiſchen Rein und Unrein in ihnen ſtets fortgewuchert. Es entſtanden daher die ern-

ſteſten Bedenken bei den ausgezeichnetſten Miſſionaren, und es haben ſich nun im Verlauf der Zeit unter den Sendboten der evangeliſchen Kirche zwei Parteien gebildet, ſolche, die der ſtrengen und ſolche, die der laxen Praxis huldigen.

Die Miſſionare, welche der ſtrengen Praxis zugethan ſind, wozu alle Sendboten der engliſchen, ſchottiſchen, amerikaniſchen, Baſler und Goßnerſchen Miſſion gehören, verlangen von dem Eingebornen, welcher Chriſt werden will, daß er durchaus die Kaſte breche. Dies geſchieht vornämlich durch Eſſen und Trinken mit den Chriſten und ſolchen Perſonen, die einer anderen Kaſte, oder einer anderen Religion angehören, wodurch die Hindus und Muhammedaner ſich zu verunreinigen meinen. Wer mit den Chriſten ißt, wird ſowohl aus der Familie, als aus der Kaſte geſtoßen und für unrein gehalten. Dagegen kann ein Eingeborner noch ſo viel mit Chriſten verkehren und ſelbſt gräuliche Sünden begehen, ſo hat er dadurch nicht die Kaſte gebrochen und ſeine Religion verletzt, ſondern wird noch immer als ein wahrer Hindu und Muſelmann angeſehen. Wer daher mit den Chriſten nicht ißt und trinkt, zeigt, wenn er auch eine noch ſo gute chriſtliche Erkenntniß und allem Anſchein nach einen rechtſchaffenen Wandel zu führen ſcheint, daß er noch innerlich dem Hinduismus und Muhammedanismus anhängt; die Miſſionare wollen deshalb einen handgreiflichen Beweis dafür haben, daß der Hindu es mit der Entſagung des Götzendienſtes und mit dem Verlangen nach der Taufe es wirklich aufrichtig meint, weil ſonſt große Täuſchungen vorkommen.

Ich ſelbſt lernte einen Muhammedaner auf einer deutſchen Miſſionsſtation am Ganges kennen, welcher getauft

war, aber unter allerhand Vorwänden nicht zum Abendmahl ging, weil er fürchtete, durch Essen und Trinken mit den Missionaren sich zu verunreinigen, und vom Tische seiner noch muhammedanischen Familie ausgeschlossen zu werden.

So nothwendig es daher ist, daß vor der Taufe die Kaste gebrochen wird, welche Maßregel sich überall als heilsam gezeigt hat, so giebt es leider doch einige Missionare, die von der Leipziger Missionsgesellschaft, welche die laxe Praxis, obgleich sie sehr große Uebelstände in den Missionsgemeinden hervorgerufen hat, in Anwendung bringen. Diese dringen nicht auf Abschaffung der Kaste, sondern lassen dieselbe auch innerhalb der christlichen Gemeinde noch fortbestehen. Ihr Ziel geht nur darauf hinaus, daß die Kaste durch das Christenthum geheiligt werden möchte. Dieses hatte aber zur Folge, daß nicht nur Spaltungen zwischen den verschiedenen Missionsgesellschaften eintraten, sondern auch die Gemüther der Neubekehrten in einer bedenklichen Weise verwirrt wurden.

Die Uebelstände des Kastenwesens äußerten sich in den christlichen Gemeinden aus den Heiden in Südindien, wo man es fortbestehen läßt, in folgender Weise: Die Christen aus den höheren Kasten weigern sich mit den Leuten aus der niederen Kaste z. B. mit den Schudr's und Paria's zusammenzusitzen, und wollen daher in der Kirche einen besonderen Platz haben, um sich nicht durch Andere zu verunreinigen. Die Knaben, die in den Schulen und Anstalten christlich erzogen und herangebildet werden, fordern Trennung von den Niederern und streiten sich mit den Lehrern über die Höhe der Scheidewand, die sie von den Anderen trennen soll. Eingeborne Missionare und Gehülfen, welche die Kaste beim Christwerden nicht aufgegeben haben, wollen nicht in

die Häuſer einer niederen Kaſte eintreten, um dort das Netz des Evangeliums auszuwerfen; ſie ſcheuen auch die nähere Berührung mit bekehrten Hindus von niederer Kaſte am Krankenbette, um nicht von den höheren Kaſtenchriſten ausgeſtoßen zu werden; dagegen nehmen ſie nicht Anſtand, den Verkehr mit ihren Kaſtengenoſſen, die noch Heiden ſind, ruhig fortzuſetzen. Während ſie dieſe für rein halten, wird der getaufte Hindubruder, der durch das Blut Jeſu Chriſti rein gewaſchen iſt, ja ſelbſt der europäiſche Miſſionar, indem ſie mit ihm nicht eſſen und trinken wollen, als unrein angeſehen. Werden dieſe Leute über ihr Verhalten zur Rede geſtellt, ſo werden ſie unbotmäßig und unwillig gegen ihre Obern. In der Gemeinde ſelbſt reißt anarchiſches Weſen immer mehr ein. Ja, die Kaſtenchriſten wagen ſogar den Unterſchied von Rein und Unrein bis zur Feier des heiligen Abendmahls zu tragen. Die Chriſten aus den höheren Kaſten wollen nicht aus dem Kelch trinken, aus dem vorher ein Schudr oder Paria getrunken hat, damit ſie ſich nicht verunreinigen; ſie fordern daher einen Kelch für jede Kaſte oder wenigſtens, daß erſt nach den höheren Kaſten die Pariar's trinken ſollen.

Dieſe traurigen Zuſtände, die in einigen chriſtlichen Gemeinden der Eingebornen in Südindien eingeſchlichen ſind, veranlaßten den Dr. Wilſon, Biſchof von Calcutta, mit Zuziehung der Miſſionare von den verſchiedenſten Geſellſchaften, zu einer gründlichen Unterſuchung des Kaſtenweſens. Das Ergebniß war, daß in der Kirche mit der Kaſte ganz gebrochen werden müſſe, weil ſie mit dem Chriſtenthum unverträglich und ein Hauptbollwerk des Heidenthums ſei. An dieſem Grundſatz halten, wie ſchon oben angeführt, auch alle Miſſionare der verſchiedenen Miſſionsgeſellſchaften feſt, wäh-

rend die der Leipziger Miſſionsgeſellſchaft demſelben entgegen treten und ihn als einen geſetzlichen, nicht evangeliſchen verwerfen. Eine Verſtändigung in dieſer Sache, welche Erſtere mit den Letzteren verſuchten, blieb jedoch fruchtlos, weil die Leipziger Miſſionare die Einladung zu einer Conferenz hierüber glaubten nicht annehmen zu dürfen.

Es liegt klar am Tage, daß das jetzige indiſche Kaſtenweſen in dem Chriſtenthum durchaus nicht geduldet werden darf. Diejenigen, welche der Kaſte allen Vorſchub leiſten, führen für das Beſtehen derſelben in der Kirche Indiens manche Gründe an. Man ſagt, „die chriſtliche Miſſion mache auf dieſe Weiſe ſchnellere Fortſchritte, es werden mehr Heiden bekehrt, und man dürfe ihnen die enge Pforte nicht noch enger machen". Dagegen iſt aber einzuwenden, daß es in der Miſſion nicht auf Mehrung der Namenchriſten, ſondern nur auf wahre Bekehrungen ankommen kann. Der Grund auf dem ein Haus aufgeführt wird, muß feſt und ſicher ſein, ſonſt ſtürzt nachher das ganze Gebäude zuſammen. Auch ſpricht für dieſe Behauptung die Erfahrung, daß die Brahmanen da am häufigſten zum Chriſtenthum übertreten, wo von vornherein mit der Kaſte vollſtändig gebrochen wird. Die Brahmanen müſſen nämlich bei ihrem Uebertritt zum Chriſtenthum in jedem Falle, mag die Kaſte in der Gemeinde gelten oder nicht, ihren beſondern Prieſterſtand, d. h. ihre Kaſte als etwas mit dem Chriſtenthum und dem chriſtlichen Prieſterſtand ſchlechthin Unverträgliches, aufgeben; ſie ziehen es deshalb vor, in ſolchen Gemeinden zum Chriſtenthum überzutreten, wie z. B. in Bengal und Hinduſtan, wo die Miſſionare keine Kaſte dulden, als in ſolchen, wo die ihnen gegenüberſtehenden unreinen Kaſten ihr Weſen beibehalten. Für den Fall aber, daß das Beſtehen der Kaſte den Ueber-

tritt zum Chriſtenthum auch wirklich erleichtern ſollte, ſo darf dieſelbe doch niemals in der chriſtlichen Kirche geduldet werden, weil ſie den Geiſt des Hochmuths und des Stolzes nährt. Man ſagt ferner: „Der evangeliſche Weg ſei nicht der geſetzliche. Dieſer gehe von Außen nach Innen, der evangeliſche (lutheriſche) gehe aber von Innen nach Außen unter möglichſter Schonung der hergebrachten Ordnung. Der Weg den die reformirten Miſſionare einſchlagen, ſei der geſetzliche.“ Zur Widerlegung dieſer Behauptung verweiſen wir aber auf Ziegenbalg, der ein Lutheraner und doch ein entſchiedener Gegner des Kaſtenweſens war, ſowie in unſeren Tagen auf viele andere evangeliſche Miſſionare, die dem lutheriſchen Bekenntniß zugethan ſind. Auch das Wort Gottes dringt von Außen nach Innen, und wirkt Buße, Bekehrung und Heiligung, welche eng mit einander verbunden ſind, letztere tritt aber von Innen nach Außen hervor. Die Heiligung kann aber nur dann wachſen, wenn ſie auf wahrem lebendigem Glauben beruht, der nothwendig die Buße über alles ungöttliche Weſen, auch über die indiſche Nationalſünde vorangehen müſſe. Soll die Buße eines Hindu für aufrichtig gelten, ſo muß er die Kaſte, in welcher der Eine als rein, der Andere als unrein angeſehen wird, als etwas Ungöttliches und Unchriſtliches aufgeben. Wer aber mit der Kaſte nicht bricht, derſelbe zeigt, daß es ihm mit der Buße und Heiligung kein Ernſt iſt, und darf darum nicht getauft werden. Endlich ſagt man, „es ſei zwar wahr, daß das Kaſtenweſen ſociale Zerrüttung bringe, das aber ſeien nur höchſtens ſittliche Uebelſtände; das religiöſe Leben könne trotzdem gedeihen.“ Dagegen ſtreiten jedoch ſehr viele Thatſachen. Denn es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß alle Eingebornen, wenn ſie zum Glauben gekommen

und auf den Tod Jesu Christi getauft sind, sich als Glieder eines Leibes anzusehen haben, als solche, die da gereinigt sind durch das Blut des Lammes und geheiligt durch ein und denselben Geist. Jeder getaufte Hindu hat das Recht, als rein angesehen zu werden, und dieses Recht darf Niemand ihm streitig machen. Wenn Jakobus schon die Bevorzugung der Reichen in den Gottesdiensten und die Hintenansetzung der Armen hart tadelt, wie viel mehr würde er die Zulassung des Gegensatzes von Rein und Unrein in der Kirche als „bösen Unterschied" bezeichnen? Dem Petrus erscholl das Wort von oben: „Was Gott gereinigt hat mache du nicht gemein." (Apost. 10. 15.) Und Paulus sagt: „Wie Viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen." (Gal. 3, 27.) Aehnlich redet er vom heil. Abendmahl, als dem Mahl heiliger Gemeinschaft, wenn er spricht: „Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn Ein Brot ist's, so sind wir viele Ein Leib; dieweil wir Alle Eines Brotes theilhaftig sind." (1 Cor. 10, 16. 17.) Wer hat nun das Recht beim Hinblick auf diese wichtigen Schriftstellen sich noch herauszunehmen den Unterschied zwischen Rein und Unrein in der christlichen Gemeinde zu dulden, ja sogar zu fixiren?

Das Kastenwesen darf daher unter keinem Umstande in der christlichen Kirche geduldet werden, denn es steht 1) im Widerspruch mit der Lehre von der Schöpfung als der Abstammung Aller von Einem Blute; 2) mit der christlichen Lehre von der Sünde, wo die gleiche Sündhaftigkeit und die gleiche Reinigungsbedürftigkeit Aller ausgesprochen wird; und endlich 3) läugnet es die wesentliche Gleichheit der Erlösten

und verunehrt die Kraft der Erlöſung Chriſti, und macht ſo die Kirche als Liebesgemeinſchaft ganz unmöglich.

12. Charakteriſtik der eingebornen Chriſten.

Wie es in einem Chriſtenlande ſchwache und ſtarke Chriſten giebt, ſolche, die viele Mängel haben, und ſolche, die ſich durch herrliche Tugenden auszeichnen, ſo iſt dies um ſo mehr im Heidenlande, wo chriſtliche Gemeinden erſt aus dem Heidenthum herausgeſammelt werden, der Fall. Wie im Reiche der Natur Alles einer allmähligen Entwickelung unterliegt, ſo iſt dies auch im Reiche der Gnade. Wird Jemand ein wahrer Chriſt, ſo iſt er nicht ſogleich ein vollendeter Heiliger, er jagt aber der Heiligung nach, ohne welche Niemand den Herrn ſchauen kann.

Die Eingebornen ſind im Anfange, wenn ſie dem Miſſionar auch Beweiſe ihrer wahren Bekehrung gegeben haben und als Erwachſene getauft werden, doch nur Kinder im Chriſtenthum, mit denen man viel Geduld und Nachſicht haben muß. Denn es kleben ihnen, wenn ſie auch dem Götzendienſt und allem ungöttlichen Weſen von Herzen entſagt haben, da ſie im Heidenthum aufgewachſen ſind, noch lange viele Mängel und Gebrechen an. Wenn man aber ſieht, daß ſie es treu und aufrichtig meinen, dem Herrn gern dienen und ihn lieben möchten, ſo lernt man die Laſt miteinander tragen. Beſonders im Heidenlande erlangt man das rechte Verſtändniß von manchen Stellen in den Briefen des Apoſtels Paulus, die er an chriſtliche Gemeinden aus den Heiden geſchrieben hat.

Jeder bekehrte Hindu iſt ein mächtiges Zeugniß von

der Kraft des Evangeliums. Wenn Jemand zum Glauben an Jesum Christum gekommen ist und um die Taufe bittet, so weiß er, daß er aus der Kaste und Familie gestoßen wird und oft all' seiner Rechte und Ansprüche verlustig geht. Ich selbst lernte einen Mann kennen, der, um das Himmelreich zu gewinnen 100,000 Gulden um seines Glaubens willen daran gegeben hat. Sobald die Angehörigen merken, daß Einer aus ihrer Mitte Christ werden will, so lassen sie es nicht an Bitten, Ermahnungen und Drohungen fehlen, um ihn von diesem Schritt zurückzuhalten, und es kommen dabei oft herzzerreißende Scenen vor; oder sie bieten Alles auf, um ihm die Welt recht lieb zu machen, und den Abtrünnigen wieder zu gewinnen. Bleibt aber dies erfolglos, so trifft den gläubigen Hindu oder Muhammedaner Spott und Hohn, Haß und Verfolgung, und es geht das Wort des Herrn in Erfüllung, wenn er spricht: „Und müsset gehasset werden um meines Namens willen; und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein." (Matth. 10, 22—36.) Und hat ein solcher Mann wirklich die Taufe empfangen, so wird über ihn geweint, als über einen Todten. Wie groß und mächtig muß nicht die Gnade sein, wenn ein Hindu oder Muselmann den Muth hat, Alles aus Liebe zu Christo daran zu geben, und Vieles über sich ergehen zu lassen, um das ewige Leben zu gewinnen! Welch eine große Standhaftigkeit muß der Herr nicht einer solchen Seele schenken, damit sie allen Versuchungen und Verfolgungen, denen sie Preis gegeben ist, trotz bieten kann!

Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß bei der Ausbreitung des Christenthums im Heidenlande, zuerst nur Wenige, die Starken, hervortreten, und sich durch die Taufe der christlichen Gemeinde einverleiben lassen, während gewiß

Viele, die von der Thorheit des Götzendienstes überzeugt und vom Geist des Christenthums angefaßt sind, scheinbar im Heidenthum zurückbleiben. Wie zur Zeit des großen Abfalls in Israel Elias nicht der Einzige war, der den Herrn fürchtete, sondern Gott sich 7000 erwählt hatte, die vor Baal nicht ihre Kniee beugten: so werden gewiß auch in Indien eine große Anzahl sein, die vom Missionar unbemerkt bleiben und einst vor dem Throne des Lammes stehen und mit ihm dessen Loblied anstimmen werden.

Ist ein Hindu oder Muhammedaner von ganzem Herzen Christ geworden, so zeigt sich zur Freude des Missionars in seinem Wesen eine große Veränderung, die der Geist Gottes in ihm gewirkt hat. Während er früher in seinem Kastenstolz bei den Kranken und Elenden, die nicht seiner Kaste oder Religion angehörten, kalt und gleichgültig vorüberging, um sich nicht zu verunreinigen, übt er jetzt barmherzige Samariterliebe. Statt des Hochmuths und der Selbstsucht nimmt jetzt in seinem Herzen die Demuth und Freigebigkeit Platz, und es entwickelt sich bei ihm ein Wohlthätigkeitssinn, indem er überall der Noth, wo sie ihm entgegen tritt, nach Kräften abzuhelfen sucht. Als die französische Mission in Folge der letzten Revolution in Frankreich in Gefahr war aufgegeben zu werden, wenn man ihr nicht von außerhalb zu Hülfe käme, da steuerten auch die eingebornen Christen zur Fortsetzung der Mission sehr reichlich bei. Kurz es zeigen sich bei ihnen alle christlichen Tugenden.

Die eingebornen Christen haben ein großes Verlangen, wie es auch nicht anders sein kann, ihren Landsleuten von der Gnade, die ihnen zu Theil geworden, zu verkündigen. Die, welche sich für den Missionsdienst eignen, werden als Lehrer, Katecheten und Nationalgehülfen angestellt, und Viele

von ihnen arbeiten in großem Segen. Ich selbst hatte Gelegenheit einen ausgezeichneten Nationalgehülfen kennen zu lernen. Die eingebornen Gehülfen können sich in vieler Beziehung nützlicher beweisen, als der europäische Missionar, weil sie die Sprache, die Sitten und Gebräuche und die Religion ihrer Landsleute besser kennen, als jene. Dazu kommt, daß die Eingebornen gegen ihre Landsleute mit weniger Vorurtheil erfüllt sind als gegen Europäer. Es wird aber vielleicht noch längere Zeit hingehen, ehe den eingebornen Nationalgehülfen eine selbstständige, unabhängige Stellung wird anvertraut werden können, weil ihr Charakter durch den langen Druck sehr geschwächt ist. Für Jetzt bedürfen noch alle eingebornen Christen der Oberaufsicht eines europäischen Missionars; nur wenige machen eine Ausnahme davon.

13. Kurzer Ueberblick über den religiösen Zustand der Bewohner Indiens und über die Erfolge der Mission daselbst.

Wenn wir auf den religiösen Zustand der Bewohner Indiens sehen, so wird uns Vieles zur Trauer und zum Mitleid über das Volk, aber auch Vieles zum Lob und Dank gegen den Herrn stimmen, der dort bereits Großes gethan hat.

Blicken wir auf die Schattenseiten Indiens, so finden wir, daß der Götzendienst mit all' seinem Aberglauben und all' seinen empörenden Handlungen noch die Religion dieses Landes ist. Pantheisten verhöhnen noch die Gottheit, indem sie ihr fast jede schlechte That, die begangen werden kann, zuschreiben; das Beispiel der Götter befleckt noch die Gemüther des Volks und giebt ihm die irrigsten

und verderblichſten Begriffe der Sünde. Die Tyrannei der Brahmanen knechtet noch den Sinn der Eingebornen und faſt die ganze weibliche Bevölkerung iſt noch in der tiefſten Unwiſſenheit verſunken und wird in den entehrendſten Feſſeln gehalten. Die Kaſte übt noch ihren höchſt verderblichen Einfluß auf ihre Mitglieder aus, indem ſie in ihnen alle Regungen der Liebe unterdrückt, allen Unternehmungsgeiſt tödtet und Stolz erzeugt. Noch tragen die Hindus in Bengal ihre Kranken und Sterbenden an die Ufer des Ganges und verſtopfen ihnen Mund und Ohren mit Schlamm, und verſenken ſie in die Fluthen. Tauſende werden auf dieſe Weiſe umgebracht, und die Angſt des Todes bei Zehntauſenden erhöht. Falſchheit, Meineid und jede Art von Verbrechen häufen noch fortwährend die Schuld auf die Häupter des Volks und ſchreien um Rache zum Himmel. Kurz für den nicht tiefer ſchauenden Beobachter ſcheint Alles in Indien noch wie vor Jahrtauſenden zu ſein; denn der Brahmaismus und Muhammedanismus übt ſeine Herrſchaft noch über Millionen aus, die zur Verherrlichung Gottes geſchaffen ſind.

Doch ſehen wir auch auf die Lichtſeiten des Landes, auf die glücklichen Erfolge, die der Herr durch ſeine Knechte bereits erreicht hat, welche nicht mit Feuer und Schwert gegen die Bollwerke des Satans, gegen das Heidenthum, kämpfen, ſondern mit dem Schwert des Geiſtes, nämlich mit dem Worte Gottes und mit Gebet, indem ſie das Evangelium verkündigen, und den Herrn der Heerſchaaren um Segen und Gedeihen anrufen: ſo tritt uns viel Erfreuliches entgegen.

Die Religion ſowohl der Hindus, als die der Muhammedaner iſt bis in ihren innerſten Grund erſchüttert, und

wird von Jahr zu Jahr immer tiefer untergraben. Davon zeugt auch die letzte Militairrevolte im Jahre 1857, welche, wie es ſcheint, nur ein gewaltſamer, verzweifelter und letzter Verſuch der Selbſterhaltung des Volkes war, um die traurigen Folgen auch auf dem religiöſen Gebiete von ſich abzuwenden.

Allenthalben, wo Miſſionare auftreten, wird das Volk irre an ſeinem heidniſchen Glauben. Die Hindus werden überzeugt, daß ihr Götzendienſt Thorheit, und ihre Religion und Alles, was ſie bis jetzt für heilig und wahr gehalten haben, Lug und Betrug iſt; die Muhammedaner dagegen lernen es immer mehr einſehen, daß ihre Lehren, auf die ſie bisher ihr ganzes Vertrauen ſetzten, falſch ſind, und darum das Herz unbefriedigt gelaſſen haben. Dem Götzendienſt und den Prieſtern wird ein geringerer Grad von Verehrung gezollt; der Prunk und die Ausgaben für die heidniſch-religiöſen Feſte haben in letzterer Zeit beträchtlich abgenommen. Das Volk lacht über die Thorheit und Albernheit des Götzendienſtes und bekennt, daß ihre Götter gelogen, betrogen, geſtohlen, Mord, Ehebruch, Hurerei und Blutſchande getrieben haben. Viele Brahmanen zeigen einen Widerwillen gegen die Beſchäftigung in den Tempeln, weil die Einkünfte des Götzendienſtes zu ihrem Unterhalt nicht mehr ausreichen. Die Feſſeln der Kaſte fangen an, ſich allenthalben zu löſen, beſonders an den Orten, wo ein großer Verkehr mit Europäern ſtattfindet. Die Wallfahrtsörter ſind nicht mehr ſo zahlreich wie früher beſucht, und die Einwürfe gegen das Evangelium werden immer ſeltener. Viele kommen zwar hervor, um zu ſtreiten und zu zanken, weil ſie in ihrer fleiſchlichen Sicherheit aufgeſchreckt ſind, ob ſie nicht die Religion, welche ſie preisgeben ſollen, noch aufrecht halten können; aber es giebt

auch genug ſolche, welche aus Verzweiflung alle Verſuche zur Vertheidigung des Götzendienſtes aufgegeben haben, ihn auf dem Wege öffentlicher Beweisführung zu ſtützen. Doch kommen auch viele Hindus und Muhammedaner zum Miſſionar, um ſich mit der neuen Lehre und dem Wege zur Seligkeit näher bekannt zu machen. Kurz überall nimmt man einen bedeutenden Fortſchritt auf dem indiſchen Miſſionsgebiete wahr, was den Muth der Miſſionare und aller Miſſionsfreunde nicht wenig beleben ſollte, im Werke des Herrn getroſt fortzufahren und geduldig auf mehr Frucht zu warten.

Früher wurden die Miſſionare von der Regierung verhindert, ſich in Oſtindien niederzulaſſen, jetzt treten dort Hunderte von Boten mit der Predigt des Evangeliums auf und werden allenthalben, wenn auch nicht unmittelbar von der Behörde, doch von ihren Beamten in ihren Miſſionsunternehmungen reichlich unterſtützt. Früher fanden die Miſſionare höchſt ſelten Eingeborne, welche geneigt waren, ſie anzuhören, indem ſie glaubten, ſchon durch das Anhören des Evangeliums ſich zu verunreinigen, jetzt finden ſie überall ſowohl in den Städten, als in den Dörfern, auf den Märkten, wie auf den Straßen und Gaſſen eine Menge Zuhörer, welche der Predigt vom Reiche Gottes aufmerkſam zuhören. Früher konnte man höchſt ſelten Exemplare der heiligen Schrift und Traktate unter das Volk vertheilen, indem Niemand dieſelben annehmen wollte, aus Furcht, daß es ihm ſchaden könnte, und nahm man ſie an, ſo wurden ſie oft bald zerriſſen und weggeworfen; jetzt dagegen hat man Gelegenheit, Tauſende von Büchern und Traktaten unter das Volk zu bringen, und man erfährt, wenn auch noch hie und da Mißbrauch mit ihnen getrieben wird, daß gar Mancher einen guten Gebrauch davon macht. Jedermann iſt geneigt, nach

kürzerer oder längerer Zeit seine Vorurtheile fahren zu lassen und ein Buch von dem Missionar anzunehmen. Jung und Alt, Reich und Arm zeigt ein großes Verlangen, mit unseren religiösen Büchern bekannt zu werden.

In früherer Zeit wollte es den Missionaren gar nicht gelingen, eine Schule zu errichten, und wenn es geschah, konnten sie die Kinder zum Schulbesuch nur dadurch bewegen, daß sie ihnen monatlich 2, 3—6 Rupien gaben; jetzt dagegen braucht man es höchstens nur bei Mädchen zu thun. Denn allenthalben ist der Wunsch der Eltern, der Jugend eine bessere Erziehung zu geben, und sie freuen sich, wenn ihre Kinder in den Wissenschaften unterrichtet werden. Wo das Mißtrauen der Eingebornen gegen den Missionar zum Theil geschwunden ist, und die Heiden den Nutzen der Missionsschulen erkannt haben, werden diese sehr stark besucht. Tausende von Kindern werden dort im Christenthum unterrichtet und die göttlichen Wahrheiten werden tief in ihre Seele gepflanzt. In diesen Schulen hat man jetzt seine Lust und Freude. Die Hindukinder lassen sich bald überführen, daß Brahma, Wischnu, Mahadeo, Ram, Krischn, Ganga und dergl. keine Götter sind, und die Knaben der Muhammedaner erkennen die Lüge und den Irrthum ihrer Religion. Wollen einige Schüler als Vertheidiger des Götzendienstes und der falschen Lehren Muhammeds auftreten, so werden sie bald zum Stillschweigen gebracht und selbst von den anderen Kindern ihrer Thorheit wegen ausgelacht.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß das ganze Land fast nur mit Götzentempeln und Moscheen bedeckt war, während jetzt an vielen Orten die Siegeszeichen des Christenthums, als Kirchen und Kapellen, zu finden sind. Auf allen Missionsstationen, wo Missionare eine ziemliche Zeit beschäftigt gewe-

ſen ſind, haben ſich bereits kleine chriſtliche Gemeinden gebildet, welche wie ein Salz der Erde wirken und mehr oder weniger ihren wohlthätigen Einfluß auf die ſie umgebende Bevölkerung ausüben. Und wie dort ſich ihre Arbeit erfolgreich erwieſen hat, ſo werden dieſelben Wirkungen auch an andern Orten hervorgebracht, ſobald ſie in Angriff genommen werden. Die Zahl der eingebornen Chriſten beläuft ſich bereits auf etwa 120,000. Mag ſie auch gering ſein gegen die vielen Millionen Heiden, die noch in der Finſterniß und Blindheit ihres Herzens dahingehen, ſo iſt ſie doch ein gutes Unterpfand dafür, was der Herr in Zukunft dort noch thun wird.

Vor nicht ſehr vielen Jahren zeigte das gemeine Volk in Sachen der Religion eine große Unwiſſenheit, und es kannte kaum die erſten Grundſätze der natürlichen Religion; jetzt aber iſt es anders. Das Volk kennt unſer Neues Teſtament und iſt bis zu einem gewiſſen Grade mit den Hauptwahrheiten des Evangeliums und ſeiner Anforderung vertraut geworden. Vieles davon gefällt ihm ſo gut, daß Manche glauben, es ſei ein Theil ihres eigenen Syſtems und können ſich nicht erinnern, wo ſie es herhaben. Viele Schüler, welche in den Schulen der Miſſionare erzogen ſind, würden die Wahrheit der chriſtlichen Religion beſſer vertheidigen können, als mancher gebildete Chriſt in dem proteſtantiſchen Deutſchland oder England. Es wird jetzt nur auf eine allgemeine Ausgießung des heiligen Geiſtes über die Bewohner Indiens gewartet, damit dort Schaaren der Kirche des Herrn einverleibt werden.

Alle Eingebornen Indiens haben das Vorgefühl von einer großen Umwälzung auf dem ſittlichen Gebiete. Nach einer alten Prophezeihung in den heiligen Büchern erwar-

ten ſie in unſerm Zeitalter den gänzlichen Sturz ihres beſtehenden Religionsſyſtems, und das Ueberhandnehmen einer ganz neuen Ordnung der Dinge. Die Bemühungen der Miſſionare haben ſehr viel dazu beigetragen, auf die Eingebornen den Eindruck zu machen, daß eine neue Ordnung der Dinge bereit ſei. Oft ſagen ſie dem Miſſionar: „Ihr habt unſer Land genommen, und ſo werdet ihr auch den Sieg über unſere Religion davon tragen; denn, wie die Götter nicht im Stande geweſen ſind, uns unſer Land zu erhalten, ſo werden ſie auch den Untergang unſerer Religion nicht verhindern können.“

Ueberall wo wir hinſehen, erfahren die Zuſtände in Indien durch die Miſſion eine immer größere Umwälzung, die nicht wenig auch durch den Verkehr mit den Europäern und durch die Einführung der europäiſchen Cultur gefördert wird. Auch die Ueberſetzung und Vertheilung der heil. Schrift, ſo wie die vielen Traktate, welche von Tauſenden geleſen werden, helfen mächtig die irrthümlichen Begriffe des Volkes in Betreff Gottes, ſeiner Eigenſchaften und ſeines geoffenbarten Willens zu verbeſſern. Die Kirchen und Kapellen, wo die Eingebornen eine reine Gottesverehrung ſehen, wirken ſehr günſtig auf das Volk ein. Ja auch die Bemühungen der Preſſe und die Verbreitung ſelbſt weltlicher Kenntniſſe beſchleunigen ebenfalls den Sturz des Heidenthums. Denn die Irrthümer und Widerſprüche der Schaſters und anderer heiligen Bücher werden immer mehr aufgedeckt und freiere Ideen und Anſchauungen gewinnen unter dem Volke Eingang. Und da die Brahmanen nicht mehr die bevorzugte Klaſſe ſind, aus der Staatsdiener genommen werden, ſondern die engliſche Regierung jedem Hindu aus irgend einer Kaſte, wenn er nur Fähigkeiten beſitzt und die Prüfung beſtanden

hat, ein Amt giebt; ſo verlieren Erſtere immer mehr an Anſehen. Auch die Eiſenbahnen, welche jetzt in Indien eingeführt ſind und von den Eingebornen fleißig benutzt werden, müſſen nothwendig die Verdienſtlichkeit der Wallfahrten, die eigentlich zu Fuß gemacht werden ſollen, untergraben, und die Kaſte läßt ſich nun durch den engen Verkehr mit Andern nicht mehr aufrechthalten. Anfänglich wollten die Hindus von dem neuen Verkehrsmittel nichts wiſſen, denn die Prieſter waren demſelben nicht gewogen; ſobald ſie aber das Vorurtheil überwunden hatten, ſind ſie ſelbſt leidenſchaftliche Paſſagiere geworden.

Da nun Viele von den Hindus ſehen, daß das Heidenthum zu ſtürzen im Begriff iſt, ſich aber noch nicht entſchließen können mit demſelben zu brechen und dem Glauben ihrer Väter zu entſagen, und dafür das Chriſtenthum anzunehmen: ſo wollen Manche das grobe Syſtem des Götzendienſtes, welches dem aufgeklärten Volke nicht recht zuſagt, ihm ſchmackhaft machen. Einige gelehrte Brahmanen ſind aus gänzlicher Verzweiflung, das Religionsſyſtem der Hindus in ſeiner alten Form aufrecht zu halten, bemüht, jetzt ein verfeinertes Syſtem hineinzupfropfen, das vorzüglich aus den unverwerflichen Theilen der Vedas hergenommen iſt, ein Syſtem, gemäß welchem die Anhänger deſſelben bloß den Gott der Natur ohne alle ſinnliche Darſtellung verehren ſollen. In Calcutta und andern großen Städten Indiens hat ſich ein Verein gebildet, der den Namen „Jung Bengal“ oder „Jung Indien“ führt und bereits Tauſende von Mitgliedern zählt. Es gehört demſelben beſonders die mehr geachtete Klaſſe der Eingebornen an. Dieſe haben ſich von den Schranken des Hinduismus, dem Kaſtenweſen und der Enthaltung von gewiſſen Speiſen und Getränken losgeſagt, indem ſie mitein-

ander an einer Tafel ſpeiſen, ja ſelbſt mit Muhammedanern und Europäern Rind- und Schweinefleiſch eſſen und dem Genuß von Bier, Wein und Branntwein fröhnen; auch beobachten ſie nicht mehr die Ceremonien und Gebräuche des Götzendienſtes. Es ſind dies meiſtens Leute, die in den Schulen der Regierung oder in den der Miſſionare erzogen worden ſind, und welche keinen Widerſpruch und keine Drohung von ihren alten Glaubensgenoſſen fürchten.

Die Vorſchläge, welche aus der Mitte der Hindus zu einer Reformation des Hinduismus gemacht werden, weil ihnen die Unhaltbarkeit ihrer Religion durch den Schein, den das Licht des Evangeliums über ihre Länder wirft, offenbar geworden, ſind folgende:

1. Alle Menſchen müſſen Gott aufrichtig anbeten. 2. Sie müſſen für ihres Nächſten Wohl ſorgen, wie für ihr eignes. 3. Alle Gebräuche — ausgenommen diejenigen, welche mit der Einſetzung der Brahmanen in ihr Amt, mit Heirathen und Begräbniſſen zuſammenhängen, müſſen abgeſchafft werden. 4. Bei allen religiöſen Handlungen muß die Landesſprache gebraucht werden. Wer Luſt hat lerne Sanskrit, aber es iſt kein Grund vorhanden, warum die, die es nicht verſtehen, es bei religiöſen Handlungen gebrauchen ſollen. 5. Jedermann muß die Freiheit haben, hinſichtlich der Aeußerlichkeiten der Religion zu handeln, zu ſprechen und zu ſchreiben, wie er will. 6. In Angelegenheiten der Religion und in den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen ſollen Männer und Frauen gleich viel gelten; das würde Wittwen und Erwachſenen das Recht in die Hand geben, ſich zu verheirathen. 7. Sittliches Leben muß höher geachtet werden als religiöſe Ceremonien. Die Letztern gelten jetzt am meiſten, aber das muß aufhören. Die Weiber ſollen nicht glauben, daß ſie

ihre Sünden abbüßen können, wenn ſie in Proceſſion um den Pipalbaum herumgehen. 8. Der Gebrauch ſinnloſer Ausſprüche muß aufgegeben werden. 9. Keine Klaſſe von Menſchen darf mit Verachtung behandelt werden; es darf keinen Kaſtenſtolz geben. 10. Die Vaterlandsliebe muß gepflegt werden, für des Vaterlandes Wohl muß man ſorgen. 11. Jeder wähle den Beruf, der ihm zuſagt. 12. Die geſellſchaftlichen Unterſchiede müſſen blos auf Tugend und Verdienſt, nicht auf Geburt begründet ſein. 13. Für die Verbeſſerung der Lage der Landbauer muß geſorgt werden, ſollte dies auch nöthigenfalls mit Gewalt geſchehen. 14. Den Befehlen des Herrſchers gebührt Gehorſam, wie den geoffenbarten Geboten Gottes. 15. Alle müſſen darnach ſtreben, ſich Kenntniſſe und Bildung zu erwerben, und die Menſchen müſſen unabläſſig damit beſchäftigt ſein, die Bekümmerten zu tröſten, den Kranken Arznei zu reichen, die Unwiſſenden zu belehren, den Armen Geld zu geben, ein Jeder nach ſeinem Vermögen. Endlich 16. Alle müſſen die Wahrheit zu ihrem Panier machen und alle Handlungen, die der Wahrheit zuwider ſind, müſſen gemieden werden. Die Wahrheiten der Wiſſenſchaft müſſen unermüdlich erforſcht und verbreitet werden. Und alle Menſchen haben das Recht ſich mit Erwerbung dieſer Kenntniſſe zu beſchäftigen.

Auf dieſe Weiſe glaubt man, dem Hinduismus eine Geſtalt zu geben, die haltbarer ſein ſoll.

So weiſen alle Umſtände in Indien, wenn man dieſelben mit Sorgfalt und Aufmerkſamkeit betrachtet, darauf hin, daß die Tage des Hinduismus gezählt ſind. Die Hindus wiſſen, daß das uralte Syſtem des Aberglaubens verurtheilt iſt, zu fallen, ehe wenige Geſchlechter vergehen. Eine große Anzahl ſind in der Hauptſtadt Indiens bereit, ſobald ſich

nur eine günſtige Gelegenheit darbietet, dem Hinduismus zu entſagen, dem ſie nur jetzt aus Furcht vor Schande zugethan ſind. Wird aber das heidniſche Syſtem durch's Chriſtenthum, oder durch ein Syſtem kalten und herzloſen Unglaubens erſetzt werden? Gott verhüte, daß das Letztere geſchehe! Doch es müſſen große Anſtrengungen gemacht werden, um das Unglück zu verhüten. O, daß die chriſtliche Kirche ſich erheben und thätig ſein möchte in dieſem entſcheidenden Zeitpunkt und verhindern möchte, daß der Unglaube ſich über jenes Land verbreite!

Wie kann aber dies Uebel abgewandt werden? Dadurch, daß die evangeliſche Kirche das Chriſtenthum dort in größerem Umfange verbreitet und die Zahl der Arbeiter im Weinberge des Herrn vermehrt. Welche Verantwortlichkeit ruht auf den Miſſionsgeſellſchaften! Alle ſollten das Werk, das ſie in Indien begonnen haben, nicht nur verfolgen, ſondern auch erweitern. Sie ſind dies ſchuldig ſowohl den Männern, welche ſie dorthin geſandt haben, ihre Pläne zu vollführen, und auf ihre Unterſtützung rechnen, als auch den Heiden, welche ſie nur ſo weit erleuchtet haben, ihren Mangel zu fühlen, doch nicht genug, um ihn zu beſeitigen und das jetzige Syſtem zu zerſtören und dafür ein beſſeres zu begründen. O, daß keine Miſſionsgeſellſchaft es jemals beſchließen möchte, an den Orten, wo die Fahne des Kreuzes Chriſti einmal aufgepflanzt geweſen und geweht hat, ſie wieder niederzureißen, und daß es den Geſellſchaften nie an Mitteln fehlen möge, ihre Miſſionsbeſtrebungen mit zunehmenden Kräften fortzuſetzen, bis die Fahne mit der Engelsbotſchaft: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen“ überall aufgerichtet iſt. Fürwahr, es giebt wohl kein günſtigeres Land für eine Miſſionsunter-

nehmung als Oſtindien. Denn während man in andern Ländern ſich oft mühſam erſt eine Miſſionswirkſamkeit ſuchen muß, und der Miſſionar manchen äußern Gefahren preisgegeben iſt, kann er dort, wo etwa 180 Millionen Einwohner unter dem britiſchen Scepter leben und unzählige Stämme und Nationen faſt eine Verfaſſung haben, zu allen Zeiten und an jedem Orte ſicher und ungehindert das Evangelium verkündigen und die Miſſionsarbeit ruhig fortſetzen. Es ſollten darum in Oſtindien, wo der Herr eine große Thür aufgethan hat, recht viele Miſſionsgeſellſchaften thätig ſein.

14. Das Aufgeben der oſtindiſchen Miſſion.

Das Jahr 1848, in welchem große Umwälzungen in vielen Ländern Europas ſtattfanden und bewährte Inſtitutionen ſich auflöſten, iſt auch für die oſtindiſche Miſſion unſerer Geſellſchaft und ſomit auch für mein Leben von großer Bedeutung und Entſcheidung geweſen. Wie von jener Zeit ab ſich noch ſo viele Nachwehen im kirchlichen, politiſchen und bürgerlichen Leben herſchreiben, ſo muß auch ich die traurigen Folgen von dem Aufgeben der Miſſion, welche in jenem Jahre ſtattfand, bis heute noch ſchwer empfinden.

Die Erfolgloſigkeit, mit der wir auf unſerer Miſſionsſtation Ghazipur zu kämpfen hatten, iſt für die Miſſionsfreunde in der Heimath gewiß ein Grund ſchwerer Sorge geweſen, wie auch wir, die wir uns mitten im Kampfe mit den gewaltigen Mächten der Finſterniß befanden, die uns in dem Hinduismus und Muhammedanismus entgegen traten, darunter nicht minder ſeufzten. Wie es unſere Pflicht war, hielten wir gleich von Anfang an der Geſell-

ſchaft nichts zurück, ſondern berichteten ihr treulich, wie ſich überall die Zuſtände auf dem Miſſionsgebiete geſtalteten. Wir machten ſie darauf aufmerkſam, daß nach der Erfahrung aller Miſſionsgeſellſchaften wohl längere Zeit vergehen würde, ehe wir ſichtbare Erfolge aufzuweiſen hätten. Deſſen ungeachtet fehlte uns auch unter dieſen Umſtänden nicht der Muth die Arbeit im Glauben an die Verheißung des Herrn, daß ſein Wort nicht leer zurückkommen ſoll, fortzuſetzen; denn wir hatten die gewiſſe Hoffnung, daß die ausgeſtreute Saat ſchon zu ihrer Zeit aufgehen und reiche Früchte tragen würde. In der Heimath aber entfiel vielen Miſſionsfreunden der Muth, die Miſſion in Oſtindien, welche viel Geduld und Ausdauer bedarf, aufrecht zu halten. Zuletzt verlor auch die Miſſionsgeſellſchaft ihre Freudigkeit, das in Gottes Namen begonnene Werk dort fortzuführen. Dies wurde bei ihr hauptſächlich durch Folgendes veranlaßt: Meine beiden Mitarbeiter glaubten durch bloße Predigt ohne feſtgegründete große Schulen und Waiſenhäuſer nichts Dauerndes erreichen zu können. Sie wünſchten daher, daß die Geſellſchaft, wenn ſie ihnen zur Begründung dieſer Anſtalten nicht die nöthigen Mittel gewähren könnte, ihre Miſſion daſelbſt aufgeben möchte, ihnen aber geſtatten in den Dienſt einer engliſchen Geſellſchaft zu treten. Ich dagegen war der Anſicht, da keine Miſſionsgeſellſchaft ſich in derartige Verbindlichkeiten einläßt, die Miſſionsarbeit in Ghazipur wie bisher durch Predigt und durch Schulen fortzuſetzen, doch letzteres nur ſo weit, als es uns die Mittel, die wir durch Subſcription von den Engländern unſerer Station erhielten, geſtatteten. Was aber das Waiſenhaus anbetrifft, ſo war eine ſolche Anſtalt auf unſerer Station nicht unbedingt nothwendig, indem in der Nähe von uns, in Benares, die Miſ-

ſionare der Londoner und kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft große Waiſenhäuſer hatten, welche die Waiſenkinder, die wir ihnen zuſchickten, gern annehmen würden.

Unſere Geſellſchaft konnte die Forderung der Brüder nicht erfüllen, glaubte aber auch auf meinen Vorſchlag, wodurch die Fortſetzung der Miſſion ausführbar geweſen wäre, nicht eingehen zu dürfen. Da nun bald darauf die traurigen Zuſtände im Vaterlande hinzukamen, wo in Folge der Revolution Handel und Gewerbe ſtockten und dadurch die Einnahme unſerer Geſellſchaft bedeutend verringert wurde, ſo faßte ſie den Beſchluß die Miſſion in Oſtindien aufzugeben und ihre Mittel und Kräfte nur auf die afrikaniſche Miſſion, die immer weitere Ausdehnung gewann, zu verwenden. Im Monat Juni 1848 erhielten wir die Anzeige von der Aufgabe der oſtindiſchen Miſſion und zugleich die Weiſung uns entweder einer Geſellſchaft in Indien anzuſchließen, oder auf einen Ruf nach Afrika gefaßt zu ſein.

Da ich das Aufgeben der oſtindiſchen Miſſion nicht erwartet hatte, traf mich der Beſchluß der Geſellſchaft am härteſten. Denn meine beiden Mitarbeiter hatten durch vorher getroffene Anſtalten bereits Ausſicht von der engliſch-kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft aufgenommen zu werden; ich dagegen hatte keine Hoffnung in Oſtindien zu bleiben, wo ich gern die Miſſionsarbeit fortgeſetzt hätte. Was den Uebertritt eines evangeliſchen Geiſtlichen zur engliſchen Kirche anbetrifft, ſo iſt die Wiederordination damit verbunden und zwar als Diacon und als Prieſter. Das Erſtere berechtigt den Geiſtlichen zum Predigtamte, das Letztere zur Verwaltung der Sacramente. Die engliſche Kirche hält nämlich an der apoſtoliſchen Succeſſion feſt und läßt nur die Weihe ſolcher Geiſtlichen gelten, welche dieſelbe von einem Biſchof, der ſich in unmittelbarer

Reihenfolge der Apostel befindet, empfangen haben. Da sie Luther nur für einen Presbyter hält, so verwirft sie die Lutherische Ordination. Meine Collegen hatten keine Bedenken sich als Diaconen und Priester wieder ordiniren zu lassen und traten schon im Jahre 1849 in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ein, während ich Gewissens halber mich der Wiederordination nicht unterziehen konnte.

Bei der Londoner Missionsgesellschaft war mein Gesuch von keinem günstigen Erfolg begleitet, und bei der amerikanisch-presbyterianischen Missionsgesellschaft konnte ich mich wegen ihres Glaubensbekenntnisses nicht anschließen, welches die strenge Prädestinationslehre enthält, die meiner Ueberzeugung zuwider ist.

Es blieb mir deshalb weiter nichts übrig, als nach Afrika zu gehen. Aber es boten sich mir bei der Versetzung in ganz neue Verhältnisse ebenfalls große Schwierigkeiten dar. Theils war meine Constitution durch den vieljährigen Aufenthalt in Ostindien geschwächt, während für Afrika kräftige Naturen erforderlich sind, theils war ich im Alter schon vorgerückt und die Erlernung einer fremden heidnischen Sprache wäre mir zu schwer gefallen. Ich bat daher die Gesellschaft mich doch in Ostindien zu lassen, wenn sie auch nicht die Mission dort fortführen wollte, da ich der indischen Sprache mächtig sei, mich an das Klima gewöhnt und das Volk kennen gelernt hätte; aber meine Bemühungen blieben zu meinem großen Bedauern fruchtlos.

Es vergingen bei der Correspondenz etwa 2 Jahre. Endlich erhielt ich die Nachricht, daß ich entweder nach Hause kommen oder auf Kosten der Gesellschaft nach Amerika gehen sollte, wo sie für mich, bis ich eine Thätigeit mit hinreichendem Auskommen gefunden, sorgen wollte. Ich entschloß mich

den Ruf nach Amerika, obgleich ich einen großen, inneren Widerwillen gegen die amerikaniſchen Zuſtände hatte, anzunehmen. Dort wollte ich unter den Deutſchen, die aus Mangel an geiſtlicher Pflege in Gefahr ſind, nicht nur zu verweltlichen, ſondern ſogar in's Heidenthum zu verſinken, thätig ſein. Es koſtete mir viel Gebet und Seufzer mich in den Willen des Herrn und ſeine dunklen Wege zu fügen. Denn da ich mich dem Miſſionsberuf aus innerem Herzensdrang gewidmet hatte, ſo fiel es mir äußerſt ſchwer meine Arbeit, die ich über Alles liebgewonnen, jetzt daran geben zu müſſen und von Oſtindien, das durch meinen vieljährigen Aufenthalt mir zur zweiten Heimath geworden war, fortzugehen. Aber es half nichts, alle Bande ſollten gelöſt werden, wo ich durch Gottes Gnade noch viele Jahre hätte thätig ſein können. Wäre ich krank oder leidend geweſen, daß dadurch meine Abreiſe unbedingt geboten wäre, ſo würde es mir leichter gefallen ſein, nun aber, da ich damals im Beſitz meiner vollen Geſundheit war, wenngleich durch den langen Aufenthalt in Oſtindien etwas geſchwächt, wurde es mir deſto ſchwerer. Doch Gott half mir, daß ich zuletzt ſprechen konnte: „Herr, Dein Wille geſchehe!“

In unſerm Hauſe wurden jetzt alle Vorkehrungen zur Abreiſe getroffen. Alle Hände waren geſchäftig, Koffer und Kiſten wurden gepackt. Mit ſchwerem Herzen verließen wir unſere Station Ghazipur und fuhren auf einem indiſchen Fahrzeuge den Ganges nach Calcutta hinunter, um uns dort nach New-York in Nord-Amerika einzuſchiffen. Wir kamen am 22. December 1850 in Calcutta an und nahmen hier auf's Neue in dem Gaſthauſe der Wittwe Baldwin, die mich ſchon bei meiner Ankunft in Oſtindien freundlich aufgenommen, Logis.

Nach einem Aufenthalt von 14 Tagen gelang es uns ein Schiff, das nach New-York segeln sollte, zu finden, doch mußten wir, da es in den Docks war, um ausgebeſſert zuverden, noch einige Wochen warten, ehe wir abreiſen konnten.

IV.

Die Abreiſe vom Arbeitsfelde.

1. Abreiſe von Oſtindien und Schiffbruch.

Am 10. Februar 1851 verließen wir Calcutta und begaben uns mit unſern vier Kindern an Bord des Waſhington. Eine 4 bis 5 Monat lange Seereiſe lag vor uns. Wie ſo Manches konnte ſich während derſelben zutragen. Da wir jetzt Oſtindien, unſere zweite Heimath, verlaſſen mußten, und nach dem uns völlig fremden Amerika ſegeln ſollten, ſo kamen wir uns wieder wie die Heimathloſen vor. Es war uns beim Abſchied recht wehmüthig und ſchwer um's Herz, wir hatten aber die gute Zuverſicht, daß Gott mit uns ſein würde.

Wir traten unſere Seereiſe unter Kapitain Cole an. Das Schiff, auf dem wir ſegelten, war ein Dreimaſter, 500 Tonnen groß. Die Schiffsmannſchaft beſtand aus dem Kapitain, 2 Officieren, 1 Proviantmeiſter, 1 Koch und etwa 16 Matroſen. Außer meiner Familie befanden ſich noch 3 Paſſagiere an Bord.

Um unſern Weg zu beſchleunigen, nahm der Kapitain ein Dampfſchiff, welches unſer Schiff bis nach Ketſcheri zur

Mündung des Hugly, etwa 75 engliſche Meilen von Calcutta entfernt, bringen ſollte. Dort am 11. früh angelangt entſchloß ſich der Kapitain auf den Rath des Lootſen das Dampfſchiff bis Sandheads, noch etwa 75 engliſche Meilen weiter, bis in die hohe, offene See zu nehmen, weil die Schiffe der Windſtille und ungünſtigen Winde wegen zu dieſer Strecke oft ein bis drei Wochen brauchen.

In der Nacht vom 11. zum 12. Februar gelangten wir auf die hohe See. Der Lootſe und das Dampfſchiff verließen uns. Unſere Reiſe ging mit ſtets günſtigem Winde gut von Statten. Was unſere Kinder anbetrifft, ſo hatten ſie wenig von der Seekrankheit zu leiden und gewöhnten ſich bald an die Bewegung des Schiffes. Ueberhaupt kommen Kinder bei dieſem Uebel leichter davon, als ältere Perſonen. Es machte uns Spaß ſie balanciren und mit einem langen und kurzen Bein zur Erhaltung des Gleichgewichts gehen zu ſehen. Eines Tages ging eins meiner Kinder, welches gegen 3 Jahr alt war, in die Speiſekammer, die der Proviantmeiſter offen gelaſſen hatte. Dort bemerkte er an einem Faß — es war ein Syrupfaß — einen hölzernen Stöpſel. Erfreut darüber hörte man ihn rufen: **„lakri hai! lakri hai!“** d. i. hier iſt ein Stück Holz! hier iſt ein Stück Holz! er dachte, es ſei etwas zum Spielen. Und bewegte daſſelbe hin und her, bis er's losbekam. Während er damit ſpielte, kam der Syrup herausgeſtrömt, bedeckte ihn und den Boden, und er konnte durch das Ankleben ſeiner Schuhe nicht davon loskommen. Da er ſich gefeſſelt glaubte, fing er an zu ſchreien. Der Proviantmeiſter eilte ſogleich herbei, und befreite ihn aus ſeiner unangenehmen Lage.

Ein Paar Wochen darauf ereignete ſich ein ſehr ern-

ſter Vorfall. Es war ſehr ſchönes Wetter. Die See ging ruhig. Die Matroſen hatten verſchiedene Arbeiten zu thun. Plötzlich hörte man auf dem Verdeck einen ſtarken Fall. Was war geſchehen? Augenblicklich eilte der erſte Officier zum Kapitain und berichtete ihm, ein Matroſe ſei vom Maſt auf das Vordertheil des Schiffes hinuntergefallen und allem Anſcheine nach todt. Sogleich begab ich mich mit dem Kapitain dahin und dachte, der Mann könnte vielleicht noch durch einen Aderlaß gerettet werden, aber das Leben war ganz erloſchen, nicht die geringſte Spur davon war mehr vorhanden. Dieſer Matroſe, ein ſtarker Mann, hatte ſich beim Fallen vom Maſte auf die eiſerne Küche ſeinen Gehirnſchädel geſpalten und war daher gleich todt. Was iſt doch der Menſch?! Er iſt wie des Graſes Blume; wenn der Wind vorüber gehet, ſo iſt ſie nimmer da, und ihre Stätte kennt ſie nicht mehr. Etwa zwei Minuten vorher, ſah ihn meine Frau noch gehen. Er hatte auf dem Maſte etwas zu thun, aber ein unvorſichtiger Tritt, — da er vermuthlich glaubte bei dem ſchönen Wetter ſei dieſelbe Sorgfalt nicht nöthwendig, wie bei unruhiger See und ſchwerem Unwetter, — verſetzte ihn an die Pforten des Todes und aus der Zeit in die Ewigkeit. Welch eine ernſte Weckſtimme an uns Alle, uns auf unſer Ende vorzubereiten! Der Matroſe wurde in ein Stück Segeltuch eingenäht, auf ein Brett gebunden und ſein Fußende mit Eiſen belaſtet, damit er beim Hinunterlaſſen gleich auf den Boden ſinken möchte. Der Kapitain las die für dieſen Zweck beſtimmten Pſalmen und Gebete und übergab dann den Leichnam der Tiefe des Meeres, wo er nun ruht, bis auf den Tag, wo auch das Meer einſt ſeine Todten wiedergeben wird.

In der Nähe der Linie hatten wir nur wenig Wind-

ſtille. Wir ſegelten dann weiter, bis wir die regelmäßigen Paſſatwinde von S.-O. bekamen, die uns raſch unſerm Ziele näher führten. Unter dieſen Umſtänden hofften wir bis zum Kap der guten Hoffnung eine ſchnelle Fahrt zu haben. Doch der Menſch denkt und Gott lenkt. Seine Gedanken ſind nicht unſere Gedanken, und ſeine Wege ſind nicht unſere Wege. Wir hatten nämlich noch eine gefährliche Orkan-Gegend in der Nähe der Inſel Mauritius zu paſſiren, wo die Stürme vom Januar bis März und hauptſächlich im letztern Monat fürchterlich zu hauſen pflegen.

Nach dem Rath und der Erfahrung vieler Seereiſenden hielt ſich unſer Kapitain daher mehr als 300 engliſche Meilen öſtlich von der Inſel entfernt, und unſere Reiſe hatte einen guten Fortgang. Wir ſteuerten dann S.-S.-W. dem Kap der guten Hoffnung zu. Um dem Heerd der Orkane ganz ſicher aus dem Wege zu gehen, hielt ſich der Kapitain ſo ſüdlich wie möglich von der Inſel, denn er vermuthete, daß wir am 21. März, wo die Sonne die Linie von Süden nach Norden durchkreuzt, und wo gerade auch Mondwechſel war, einen Orkan haben würden. Seine Vermuthung beſtätigte ſich nur zu bald. Denn, wenn der Wind uns auch günſtig blieb, ſo vermehrte er ſich doch in den letzten Tagen bedeutend. Eben ſo ſtand die hohe See, die wir hatten, in keinem Verhältniß zur Stärke des Windes. Große, ſchwere Wogen ſtrömten mit Schnelligkeit herbei. Das Meer war ungemein bewegt. Die Wellen thürmten ſich ſehr hoch auf und kreuzten ſich durch einander. Aus dieſen und auch aus anderen Erſcheinungen ſchloß der Kapitain, daß wir ſeit ein Paar Tagen in der Nähe eines Orkans ſein müßten, dem wir, wie er hoffte, aus dem Wege gegangen ſeien. Doch dem war nicht ſo. Denn die ungünſtigen Erſcheinungen

nahmen zu. In der ganzen Atmoſphäre war etwas Drohendes und Unheimliches, das die Bruſt jedes Seemanns mit böſen Ahnungen erfüllte. Wir hatten darum Urſach ſehr auf unſerer Hut zu ſein. Wind und Wetter, die hohe See und das Barometer wurden jetzt ängſtlich und ſorgfältig beobachtet. Alles auf dem Verdeck wurde noch viel beſſer verwahrt und befeſtigt, als es ſchon der Fall war. Auch in unſerer Stern-Kajüte wurden die Fenſter mit dicken Bohlen gehörig verwahrt.

Am 20. März artete der Wind zum ſtarken Gale (ſprich Gähl) aus. Der erſte Grad eines Sturmes heißt bei den Seeleuten Gale, der zweite Storm und der dritte Hurrican (ſprich Hurricän) d. h. Orkan. Die Luft war drückend und ſchwül. Zur Vorſorge wurden faſt alle Segel eingezogen und nur wenige dem Winde beigeſetzt. Wir waren jetzt voller Erwartung, doch getroſt und freudig in dem Herrn, dem wir uns mit Leib und Seele übergaben, weil wir wußten, daß ohne ſeinen Willen uns kein Unglück widerfahren kann.

Die Nacht nahte heran. Unſer Schlaf wurde diesmal noch mehr als in den vorhergegangenen Nächten durch die große Schwankung des Schiffes und das fürchterliche Anſchlagen und Ueberbordkommen der Wellen — obgleich das Bord bei ruhiger See etwa 14 bis 15 Fuß über der Waſſerfläche liegt — ſehr unterbrochen.

Am 21. März wurde der Wind immer heftiger und ſteigerte ſich bis zum Sturm. Von Mittag an nahm derſelbe von Stunde zu Stunde, und von Minute zu Minute zu, und ſchwoll endlich zum wüthenden Orkan an. Immer unruhiger und bewegter wurde die See, deren große, ſchäumende Wogen ſchnell hintereinander rollten. Die Wellen tobten und thürmten ſich jetzt Berge hoch auf. Die Waſſer-

wogen brauſten, und der Sturm heulte und pfiff fürchterlich durch das Takelwerk, das ſich ſeiner Wuth entgegenſetzte. Mit ſchrecklicher Sturmesgewalt wurde das Schiff fortgetrieben. Die ſtürmiſch wogende See lag wie ein ungeheures Schaumbett vor unſern Blicken, deren Fluthen ſich in weißen, kräuſelnden Wellen an den Wänden des Schiffes brachen.

Gegen Mittag riß durch die Kraft des Windes plötzlich ein ſtarkes Segel mitten durch, und bald darauf brach eine ſtarke Segelſtange. Alles war jetzt auf dem Verdeck geſchäftig. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörten die Schiffsofficiere und Matroſen auf die Befehle des Kapitains, um ſie augenblicklich auszuführen. Es wurden nun, da die Gefahr zunahm, mehrere Segel abgenommen, damit der Sturm ſie nicht wegführe, andere wurden eingezogen und auf die Raaen (Segelſtangen) gewickelt und befeſtigt. Als die Matroſen die Segel ſtrichen und refften, ſchlugen dieſelben ſo tüchtig herum, als wollten ſie ſich gewaltſam aus ihren Banden reißen. Das Steuerruder wurde feſtgebunden und das Schiff in einen ſolchen Zuſtand geſetzt, wie es beim Sturme zu geſchehen pflegt. Statt der 30—35 Segel, welche ſonſt das Schiff beim guten Winde führt, war jetzt nur ein ſtarkes Sturmſegel und ein anderes Segel, das man über die Hälfte geſtrichen, d. h. eingenommen hatte, dem Winde ausgeſetzt. Dies geſchah, um nur das Schiff, wie die Seeleute ſagen, „steady“ oder feſt zu halten, damit es nicht zu ſehr rollen, ſondern ſicher über die Wogen hingleiten möchte. Denn, ſobald man zu viel Segel übrig läßt, iſt das Schiff, welches mit großer Gewalt gegen die Wellen getrieben wird, in Gefahr, zertrümmert zu werden.

Etwa um 4 Uhr Nachmittags fand der Kapitain es höchſt gefährlich, mit dem Sturme weiter zu gehen, indem

Wind und Meer schrecklich wütheten. Das Wasser rund herum glich einem Strudel, der unser Schiff in den Abgrund zu bohren drohte. Der Kapitain befahl daher, das Schiff zum Stillstand zu bringen. Dies wurde in der Weise bewerkstelligt, daß die Matrosen das Sturmsegel mit einem andern Segel in entgegengesetzte Richtung stellten. Dadurch fing sich der Wind zwischen den Segeln, und das Schiff wurde von den Wellen wie ein Ball auf- und niedergehoben. Der Anblick des Meeres und der durcheinander tobenden Wasserwogen war jetzt fürchterlich. Aber der Orkan ließ es nicht dazu kommen, daß die See, welche sich gern über die gewöhnliche Fläche erheben wollte, sich pyramidenartig aufthürmen konnte; denn er führte die Spitzen der schäumenden kräuselnden Wellen schnell hinweg und zerstäubte dieselben, so daß die ganze Atmosphäre düster und trübe aussah und dem Blick in die Weite Fesseln anlegte.

In Folge des aufgeregten Wassers rollte das Schiff außerordentlich stark, und wir taumelten hin und her. Oft kam die See über Bord, was unsere kleinen Kinder nicht wenig in Schrecken setzte. Sie zitterten, schrieen und verbargen den Kopf in den Schooß der Mutter und baten recht oft und viel mit ihnen zu beten. Unser Theodor, damals $4^1/_2$ Jahr alt, sagte: „O Vater, Mutter, unser Schiff fällt hinunter; laß uns beten, so viel, wie das Schiff groß ist, damit der liebe Gott das Schiff halte und nicht untergehen lasse.“ Nun beteten uns die drei ältesten Kinder, wie aus einem Munde nach, und kaum hatten wir aufgehört, so forderten sie uns auf's Neue zum Gebet auf.

Bisher befanden wir uns beim Eingange in die obere, Stern-Kajüte (eine Art Haus auf dem Verdeck, besonders

auf amerikaniſchen Schiffen), wo der Kapitain mit den Officieren und andern Paſſagieren wohnte. Von dort aus konnten wir das Schiff und das Meer überſehen. Da uns aber der Kapitain hier nicht ſicher glaubte, weil er fürchtete, daß dies Haus, wie es oft zu geſchehen pflegt, durch die großen über Bord rollenden Waſſerwogen in einem Augenblick vom Verdeck weggeſpielt werden könnte, ſo rieth er uns, in unſere Kajüte hinunter zu gehen. Auch hier forderten uns die beiden älteſten Kinder wiederholentlich auf, ihnen vorzubeten, damit ſie uns nachſprechen könnten. Doch dies war ihnen nicht genug. Da ſie das furchtbare Toben und Brauſen des Meeres, ſowie das Heulen des Sturmes hörten und ſahen, daß das Waſſer durch die über Bord kommenden Wellen in Strömen in unſere Kajüte drang, ſo baten ſie uns mit ängſtlicher Stimme, es auch dem Kapitain und den anderen Paſſagieren zu ſagen, daß ſie doch ebenfalls den lieben Gott anrufen möchten.

Die Nacht nahete allmählig heran. Der Kapitain hatte zur Vorſorge bei der zunehmenden Gefahr alle werthvollen Sachen, Reſerve-Kompas, Seekarten u. ſ. w. in unſere Kajüte, die durch ein ſpärliches Licht erleuchtet war, heruntergebracht. Hier ſaßen wir und tröſteten uns der göttlichen Verheißung. Wir befahlen uns und unſere Kinder mit Leib und Seele dem Herrn. Die Gefahr war groß, doch waren wir ruhig und hofften, daß Gott uns nicht verlaſſen würde. Nachdem unſere Kleinen ſich abgeſchrieen und abgeängſtigt hatten, ſchliefen ſie endlich in ihren Kojen vor Ermattung ein.

Was oben auf dem Verdeck und außerhalb vorging, ſahen wir nicht, doch das Heulen und Brauſen des Windes, das Toben und Anſchlagen der Wellen, und das Zittern und

Krachen des Schiffes, erinnerte uns an unſere ſchreckliche Lage.

Inzwiſchen waren die drei andern Paſſagiere zu uns herunter gekommen, um in unſerer Kajüte die Nacht zuzubringen und das Ende des Sturmes abzuwarten. Man ſollte nun meinen, daß in unſerer gefährlichen Lage, wo nur ein Schritt zwiſchen Leben und Tod war, einen Jeden ernſte Gedanken erfüllen ſollten, aber leider war dies nicht bei Allen der Fall.

Nur langſam verlief uns die Zeit. Etwa um 6 Uhr Abends kam der Kapitain zu uns herunter und ſagte: „Der Orkan iſt ſo fürchterlich, wie ich ihn noch nie erlebt habe; Menſchen können jetzt nichts mehr thun. Ich muß das Schiff dem Wind und den Wellen Preis geben. Laſſen Sie uns unſere Seelen dem Herrn befehlen.“ Auf ſolche Nachricht waren wir längſt gefaßt; denn wir hatten alle Hoffnung auf Errettung daran gegeben. Wir vereinigten uns nun mit dem Kapitain und den Paſſagieren im Gebete und baten Gott, wenn er beſchloſſen haben ſollte, uns aus dieſer Zeit in die Ewigkeit zu rufen, uns ein ſeliges Ende zu beſcheeren. Der Kapitain ging dann wieder auf's Verdeck und nahm ein Beil mit ſich, um das letzte Mittel, das Abhauen der Maſten, zur Rettung der Mannſchaft und des Schiffs zu verſuchen.

Wir befanden uns jetzt in einer großen Spannung und erwarteten jeden Augenblick unſer Ende. Denn was wir hörten und ſahen war ſo ſchrecklich, daß es ſich nicht beſchreiben läßt. Mit furchtbarer Macht ſchlugen die Wellen an unſer Schiff und rollten über das Verdeck hinweg; das Waſſer floß in Strömen durch die obere Kajüte in die unſrige herunter, ebenſo drang es auch durch die feſtgeſchloſſe-

nen, verrammelten Fenſter zu uns herein. Oft wurde das Schiff ganz auf die Seite geworfen. Die Dröhnung deſſelben war dann ſo ſtark, als ſollte es aus ſeinen Fugen gehen. Während wir nun voll Spannung und Erwartung daſaßen, erfolgte plötzlich ein furchtbares Krachen, und wir glaubten, es ſei um uns geſchehen. Wir reichten uns daher die Hände zum Abſchied und empfahlen unſere Seele auf's Neue dem Herrn. Nicht lange darauf kam der Kapitain und theilte uns mit, daß er den oberſten Theil vom Mittelmaſt abgehauen hätte. Dies wurde dadurch bewerkſtelligt, daß er die nahe am Bollwerk befeſtigten Stricke, welche den Maſt hielten, durchhieb, wo dann nachher der Maſt vom Sturme durchgebrochen und fortgeführt wurde. Der Kapitain ſah dann wieder nach dem Barometer, und da er fand, daß dieſer bis auf 27° gefallen war, was er noch in keinem Sturme erlebt hatte, begab er ſich gleich wieder auf's Verdeck.

Man rechnete darauf, daß ſobald um Mitternacht der Mond aufginge, eine Aenderung im Wetter eintreten würde, aber es waren noch einige Stunden bis dahin. Unſere Gefahr wuchs mit jedem Augenblick, und wir erwarteten ganz beſtimmt den Tod. Das Toben der See, das Wüthen des Sturmes, das Anſchlagen und Ueberbordkommen der Wellen, das jedesmal ein lautes Krachen verurſachte, wurde immer bedeutender. Plötzlich wurde unſer Schiff durch die Macht der Wellen ſo auf die Seite geworfen, daß die Enden der Raaen und Schiffsbalken das Waſſer berührten. Wir dachten jetzt an nichts anders als in die Tiefe des Meeres zu ſinken, und daß die Fluthen unſer Grab bilden würden. Wir nahmen wieder Abſchied von einander und ſagten für dieſe Welt ein Lebewohl. Aber dem Herrn ſei Dank, nach einem wie-

derholten Krachen erholte sich das Schiff wieder. Gleich darauf kam der Kapitain und sagte uns: „Jetzt ist das Letzte zu unserer Errettung geschehen; alle drei Masten sind abgehauen (damit das Schiff sich wieder aufrichte), der Mond ist aber aufgegangen, das Barometer fängt an zu steigen und der Sturm etwas nachzulassen.

Eine schwache Hoffnung erfüllte nun unser Herz, daß es dem Herrn doch vielleicht gefallen möchte, uns noch länger am Leben zu lassen. Dies war etwa um 12 Uhr Nachts. Der Kapitain theilte uns zugleich mit: „Die ganze Atmosphäre ist eine Wassermasse; wenn man den Mund oder die Augen öffnet, so hat man sie voll von Seewasser. Dabei ist es so finster, daß man den Nebenstehenden nicht sehen kann. Das Heulen des Windes nimmt den Schall der Stimme hinweg, so daß Einer dem Andern, um verstanden zu werden, in's Ohr hineinschreien muß."

Zwischen Furcht und Hoffnung verlebten wir eine schreckliche Nacht und seufzten oft zum Herrn, daß er sich unsrer erbarmen möchte. Es waren ernste Augenblicke, die wir an den Pforten der Ewigkeit stehend, durchlebten. Doch fühlten wir auch etwas von der Macht der Worte: „Tod wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" Denn wir wußten, daß wir durch Jesum Christum unsern Heiland mit Gott versöhnt sind, und daß nichts Verdammliches an denen ist, die an seinen Sohn glauben.

Langsam verstrichen die Stunden. Unsere Besorgniß wurde aber jetzt, wenn auch der Orkan etwas nachließ, dadurch vermehrt, daß einer von den abgehauenen Masten sich in den Schiffstauen verwickelt hatte, welcher mit solcher Gewalt an unsere Sternkajüte geschleudert wurde, daß wir jeden Augenblick befürchteten, die starken Stöße müßten das

Schiff durchbohren und das hereinſtürzende Waſſer würde daſſelbe zum Sinken bringen. Da es ſehr finſter war, gelang es der Schiffsmannſchaft, erſt nach vielen fruchtloſen Verſuchen den abgebrochenen Maſt zu entfernen. So wurden wir wenigſtens von dieſer Angſt befreit.

Endlich brach der Tag an, dem wir mit großer Sehnſucht entgegen ſahen. Zwar tobte das Meer noch gewaltig, aber die größte Gefahr war vorüber. Sobald der Tag graute, kam der Kapitain und forderte uns auf, doch auf's Verdeck zu gehen, um uns das Schiff nach dem Sturme anzuſehen. Ach, welch ein Anblick! Die drei ſchönen großen Maſten waren bis zum unterſten Maſtkorb abgebrochen und mit vielen Segeln und einem Theil des Takelwerks vom Sturm und den Wogen fortgeführt, desgleichen auch die Planken des Bollwerks auf der Leeſeite (d. h. die vom Winde geſchützte Seite), ſo daß das Schiff ganz offen war. Ein Paar noch übrige Segel hingen wie alte zerfetzte Lappen an ihren Raaen, obgleich ſie geſtrichen (eingenommen) und gerefft (d. h. gewickelt und feſtgebunden) waren. Dazu kam die Verwüſtung auf dem Verdeck, wo ſich Alles in Folge des Sturmes in größter Unordnung befand. Kurz wir bekamen vom Schiffe etwa den Eindruck, wie von einem Hauſe nach einer gewaltigen Feuersbrunſt.

Sofort wurde nun Anſtalt gemacht, Alles auf dem Verdeck zu ordnen. Stricke und Taue wurden geſammelt, und was gebraucht werden konnte in Rollen gebunden. Die kurzen Enden der Segelſtangen wurden über Bord geworfen. An den Maſten und Raaen, die noch übrig geblieben waren, wurden ſoviel Segel als möglich angebracht, damit wir weiter gehen konnten. Der Kapitain berieth ſich dann mit den Seeofficieren und gab den Befehl nach der

nächſtliegenden Inſel, Mauritius, zu ſteuern und zwar nach dem Hafen von Port-Louis, von dem wir etwa 500 engl. Meilen entfernt waren. Gern wäre der Kapitain nach dem Kap der guten Hoffnung gegangen, doch dies war bei der großen Entfernung und der dort herrſchenden ſtarken Winde wegen bei dem Zuſtande unſeres Schiffes ganz unmöglich.

Da uns die Maſten mit den Segeln, die das Fahrzeug ruhig halten, fehlten, ſo wurde das Rollen des Schiffs jetzt recht arg. In der Kajüte und in der Vorrathskammer fiel nun Alles durch einander; man hörte fortwährend ein Geklirr und Geklapper. An Schlaf war wenig zu denken. Vornämlich hatte meine liebe Frau ſehr viel zu leiden. Ihre Ruhe war auf der See, ſeitdem ſie vor 7 Jahren auf ihrer Reiſe nach Oſtindien im Bengaliſchen Meerbuſen bei Preparis, weſtlich von Aracan, auf Felsklippen gerathen und in große Waſſersnoth gekommen war, ganz dahin. Die anfängliche Krankheit der Kinder auf der See und die Mühe mit ihnen, ſpäterhin der Orkan, dann das Rollen des Schiffes und die vielen ſchlafloſen Nächte, hatten ſie, obgleich ich ihr alle mögliche Hülfe leiſtete, ſoſehr mitgenommen, daß ſie aus großer Mattigkeit kaum gehen konnte. Ach, mancher Seufzer ſtieg auf, denn wir fühlten unſere Lage ſehr ſchwer. Dies geſchah um ſo mehr, da wir nicht aus Geſundheitsrückſichten das Land verlaſſen mußten, ſondern weil man die Miſſion aufgegeben und uns dort nicht laſſen wollte. Aber auch die Mißgriffe müſſen in der Hand des Herrn zu unſerm Beſten dienen, wenngleich wir es nicht immer einſehen. Gewiß kommt die Zeit, wo wir Gott auch für die ſchwerſten Trübſale von Herzen danken werden, wenn die dunkeln Wege klar vor uns liegen.

Am Sonntage nach dem Sturm, den 23. März, verſammelte der Kapitain die ganze Schiffsmannſchaft in der großen Kajüte zu einer religiöſen Feier. Hier brachten wir vereint Gott unſern Dank für die gnädige Errettung dar. Ich ſprach über die Worte: „Beſtelle dein Haus, du mußt ſterben,“ und forderte die Anweſenden auf, ihr Leben hinfort dem Herrn zu weihen, und die vergönnte Gnadenfriſt doch zum Heil ihrer Seele zu benutzen.

Den Montag darauf erhielten wir etwas beſſeres Wetter. Wir benutzten dies, um unſere Kiſten zu öffnen und die naſſen Sachen zu trocknen. Da der Kapitain Nothmaſten errichtet hatte, ſo wurde unſere Reiſe ein wenig beſchleunigt, was uns ſehr erwünſcht war. Denn unſer Schiff hatte in Folge des Orkans einen Leck bekommen, und daher mußte Tag und Nacht gepumpt werden. Außerdem entwickelte ſich eine große Hitze auf unſerm Schiffe, weil unſere Ladung von Leinſamen, Salpeter u. ſ. w. naß geworden war, und leicht hätte zu der Waſſersnoth bei verzögerter Fahrt noch eine Feuersnoth hinzukommen können.

Aber unſer Glaube ſollte auf's Neue geprüft werden. Denn die See wurde wieder unruhig. Am Mittwoch bekamen wir wiederum ſtarken Wind, der Donnerstag und Freitag zu einem großen Sturm ausartete. Die See ging ſo hoch, wie ſie beim Kap nicht anders zu finden iſt. Der Kapitain ſtand manchmal in tiefem Schweigen da und blickte bedenklich das Meer an. Er ſchloß vom Durcheinandertoben der Meereswogen, die nicht in Verhältniß zur Stärke des Windes ſtanden, daß wir wieder in der Nähe eines Orkans ſein müßten. Und dieſe Vermuthung fanden wir bei unſerer Ankunft im Hafen von Port-Louis beſtätigt. Denn der Orkan, welchen wir am 21. März hatten, bewegte ſich vor-

wärts wie ein Rad, mit einem Durchmeſſer von 600 bis 800 engl. Meilen, von S.-S.-O. nach N.-N.-W. und ging am 28. deſſelben Monats bei der Inſel Mauritius vorüber, doch ſo, daß er ſie verſchonte. Wie man ſich leicht denken kann, war unſer Schiff bei den nothdürftigen Maſten und Segeln ein Spielball der Wellen, welche es mit Leichtigkeit hin- und herwarfen. Unſere Kinder waren genöthigt, 2 Tage in den Kojen zu bleiben, dort zu eſſen, zu ſpielen und zu ſchlafen. Bei der ſtarken Bewegung des Schiffes ereignete es ſich, daß mein jüngſtes Söhnchen, damals noch nicht $1\frac{3}{4}$ Jahr alt, aus ſeiner Koje in die große Kajüte geworfen wurde und ſich ſein Köpfchen beſchädigte.

Freitag den 28. März ſah ſich der Kapitain, da die Gefahr beim ſtarken Sturme zunahm, wiederum veranlaßt das Schiff auf die früher beſchriebene Weiſe zum Stillſtand zu bringen. Doch, Gott ſei Dank, die Gefahr ging diesmal glücklich vorüber.

Als es Tag geworden war, rief einer der Matroſen: „Land, Land!“ Dies kam uns Allen ganz unerwartet. Der Kapitain glaubte nicht dem Lande ſo nahe zu ſein. Aber die ſtarke Strömung, welche in der Nähe der Inſel Mauritius iſt, hatte das Schiff, obgleich zum Stillſtand gebracht, in wenigen Stunden etwa 70 engliſche Meilen fortgetragen. Alle Kräfte wurden jetzt in Thätigkeit geſetzt, und die größte Sorgfalt und Aufmerkſamkeit angewendet, damit wir bei dem heftigen Winde nicht auf die hoch hervorragenden Felſen, welche etwa 25 engliſche Meilen von Mauritius entfernt ſind, geworfen werden möchten. Je näher wir denſelben kamen, deſto deutlicher zeigte ſich die Brandung, die bei der tobenden See ein majeſtätiſches Schauſpiel gewährte. Immer wieder und wieder thürmten ſich die Waſſermaſſen

an den Felsen hoch auf, und brechend und schäumend sanken sie in das Meer zurück.

Je mehr wir nach S.-O. dem Hafen zusteuerten, desto mehr verringerte sich der Wind; auch die See war nicht so fürchterlich aufgeregt. Zu Mittag sahen wir zu unserer Freude schon die Berge, Bäume und Häuser auf der Insel, und wir gaben uns der frohen Hoffnung hin, nach langer ausgestandener Angst und Gefahr, wieder einmal eine Nacht ruhig auf dem Lande zubringen zu können. Wir ordneten daher unsere Sachen und machten uns fertig an's Land zu gehen. Als wir in den Hafen von Port-Louis, dem Hauptorte der Insel Mauritius, einzulaufen gedachten, da kommt uns um 2 Uhr ein Dampfboot entgegen, bei dessen Anblick uns Freudenthränen in die Augen traten. Wir sind der Meinung, daß es uns hereinholen will, und daß wir bald aus aller Angst und Noth erlöst werden sollen. Immer näher kommt das Dampfschiff, welches jedoch öfters in Folge der durcheinandertobenden hohen Meereswogen und der sich bald bildenden und wechselnden tiefen Thäler den Blicken entschwand. Schon wurden auf unserm Schiffe die nöthigen Vorkehrungen getroffen, damit das Dampfschiff uns jeden Augenblick in's Schlepptau nehmen könnte. Aber wie sehr wurden wir getäuscht! Unser Glaube sollte noch länger geprüft werden! Nachdem der Kapitain des Dampfschiffes uns nahe genug gekommen war, und seine Stimme uns durch's Sprachrohr erreichen konnte, zog er über dasselbe nähere Erkundigungen ein, wie groß es sei, ob es Wasser ziehe u. s. w. Wir dachten, daß er sich jetzt um so mehr veranlaßt sehen würde, uns beizustehen. Doch was geschah? Sobald er das Nöthige erfahren hatte, rief er unserm Schiffskapitain zu: „Die See ist zu hoch. Ich kann Ihr Schiff nicht hereinnehmen,

Sie müſſen wieder in die offene See gehen.“ Darauf ließ er ſein Dampfſchiff wenden und ſteuerte der Inſel zu.

Unſer Kapitain war jetzt außer ſich und ſagte: „Wie unſer Schiff zuerſt ſegelte, wäre ich ſelbſt im Stande geweſen, daſſelbe ſicher in den Hafen zu führen, aber jetzt, wo es aus der rechten Richtung gekommen, iſt es gefährlich, da die Strömung zu ſtark iſt, und wir dem Korallenriff, von dem die Inſel umgeben, zu nahe gekommen ſind; wann und ob wir je das Land bei dem Zuſtand unſres Fahrzeuges wieder ſehen werden, weiß ich nicht.“ Gleich darauf gab er den Befehl, das Schiff zu wenden und in die offene See zu ſteuern.

Wir waren Alle, wie Jeder ſich denken kann, über das Verfahren des Kapitains vom Dampfſchiff ſehr niedergeſchlagen. Unſer Kapitain glaubte, er hätte es aus eigennütziger Abſicht gethan, damit er, wenn unſer Schiff am Korallenriff ſcheiterte, oder unfähig wäre, allein einzulaufen, für die ſpäterhin zu leiſtende Hülfe das „salvage“ oder Bergegeld erhalten möchte, was in dem 5. Theil des Werthes des Schiffes und der Ladung beſteht. Wir befanden uns nun wieder auf hoher See. Nach und nach verſchwand die Inſel, welche uns mit ihren Bergen, Bäumen und Häuſern kurz vorher ſo lieblich angelacht hatte. Anſtatt in der Nacht die wieder über uns hereinbrach, ruhig im Hafen vor Anker zu liegen, wurden wir auf der weiten See umhergetrieben. Aber ſo traurig uns dies war, ſo tröſteten wir uns doch mit dem Gedanken, daß Gott gewiß dabei nur unſer Beſtes gewollt habe.

Um 2 Uhr Morgens, Sonntag den 30. März, ließ der Kapitain das Schiff wenden. Es war dies beim Sturm ein äußerſt gefahrvolles Unternehmen. Denn oft geſchieht

es, daß während das Schiff beim Umwenden die breite Seite dem Winde und den tobenden Wellen darbietet, die Gewalt der Wogen und des Sturmes daſſelbe umwirft und Alles in den Abgrund begräbt. Der Herr aber ließ das Unternehmen, das mit großer Vorſicht ausgeführt wurde, in Gnaden gelingen.

Wir ſteuerten nun wieder auf die Inſel Mauritius zu. Sobald der Tag graute, ſahen wir dieſelbe auf's Neue am fernen Horizonte, und wie es immer heller wurde, zeigten ſich uns wieder Bäume und Häuſer. Der Wind war unterdeß ſchwächer geworden. Gegen 10 Uhr kam auf einem kleinen Boote der Lootſe, welcher uns in den Hafen einführen ſollte. Schon um Mittag wurden die Anker geworfen, und wir lagen nun ſicher im Hafen.

Gefühle der Dankbarkeit erfüllten unſer Herz. Der geſtern gehegte Argwohn über den Kapitain, welcher uns in die hohe See hinausſchickte, zeigte ſich als völlig unbegründet. Denn wir hörten bald von allen Seiten, daß, wenn wir geſtern gewagt hätten einzulaufen, wir gewiß Schiffbruch gelitten hätten.

Da man vom Wachtthurme die traurige Lage unſres Schiffes bemerkt hatte, ſo wurde uns das Dampfſchiff auf Befehl der Regierung entgegen geſchickt, um uns zu warnen, und bei der hohen See hätte es uns beim beſten Willen keine Hülfe leiſten können. Unſere Freude war deshalb deſto größer und unſer Herz voll Lob und Dank gegen den lieben, treuen Herrn erfüllt, der uns ſo gnädig bewahrt, unſer Leben bis hierher erhalten und uns in unſerm Hoffen und Vertrauen nicht hatte zu Schanden werden laſſen. O, möchten wir doch nie vergeſſen, welche große Gnade und Barmherzigkeit er uns erzeiget hat! Ja lobe und preiſe den Herrn

meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan, der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöst und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit!

Im Hafen von Port-Louis fanden wir mehrere Schiffe in gleich kläglichem Zustande, denn sie hatten denselben Orkan durchgemacht. Ein anderes Schiff, das ein Paar Tage nach uns einlief, hatte noch mehr als wir gelitten. Einige Tage darauf brachte ein französischer Schoner von der Insel Bourbon einen Kapitain und die ganze Schiffsmannschaft nach Mauritius. Ihr Schiff wurde in demselben Unwetter noch bedeutender als das unsrige beschädigt. Die Masten waren bis zum Verdeck ganz abgebrochen, und das Fahrzeug ließ sich nicht mehr regieren. Die Mannschaft sah sich deshalb genöthigt, das Schiff mit seiner Ladung den Wellen Preis zu geben und auf einem kleinen Boote auf der ihnen zunächst liegenden Insel Bourbon Zuflucht zu nehmen. Späterhin hörten wir, daß das aufgegebene Schiff von der Strömung dahin getrieben und von den Schiffern daselbst aufgefangen wurde.

Montag den 31. März ging ich in einem kleinen Boote an's Land, um die Prediger von Port-Louis und den amerikanischen Consul zu besuchen und mir Hülfe und Rath bei ihnen zu holen. Ach, dachte ich, wie wird es dir in diesem fremden Orte gehen? Mancherlei Gedanken durchkreuzten mein Herz in Betreff unsres Aufenthalts, unserer Weiterreise u. s. w. Aber wie beschämt wurden wir durch die treue Fürsorge unsres Gottes, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Der Herr fügte es, daß ich einem Prediger mit Namen du Joux begegnete, und dieser, wie auch der amerikanische Consul, empfingen mich sehr freundlich

und theilnehmend. Beide riethen mir, sobald wie möglich meine Familie ans Land zu bringen, damit meine Frau und wir Alle uns erholen möchten, dann aber auch deshalb, weil es gefährlich sei, auf unserm Schiffe zu bleiben, da unsere Ladung von Leinsamen, Salpeter u. s. w. naß geworden sei und beim Ausladen vielleicht zünden und wie Schießpulver auffliegen könnte. Vor zwei Jahren, sagten sie mir, sei ein Schiff mit derselben Ladung, als die Luft beim Ausladen in die untersten Räume drang, in Feuer aufgegangen.

Mr. du Joux war so freundlich mir in dem Gouvernements-Schul-Gebäude 4 Zimmer, welche gerade leer waren, und worüber er zu verfügen hatte, unentgeltlich zur Wohnung anzuweisen, um uns die Kosten des Aufenhalts in diesem über alle Begriffe theuren Orte so viel wie möglich zu erleichtern. Von seinem Anerbieten machte ich bald Gebrauch. Zwei Tage darauf verließ ich mit meiner Familie das Schiff und wir begaben uns zu der uns angewiesenen Wohnung in Port-Louis. Einige der christlichen Freunde versahen uns mit den nöthigsten Möbeln, und wir befanden uns nun in Kost bei Herrn Vag, einem Lehrer der Gouvernements-Schule. Er wie seine Frau waren recht liebe christliche Leute und erzeigten uns viel Liebe. Dasselbe that auch Herr du Joux und noch zwei andere englische Familien, ein gewisser Herr Kelsey und Clark. Zu diesen Letzteren mußten wir in jeder Woche ein bis zweimal hinkommen und bei ihnen den ganzen Tag zubringen. Der Herr lohne es ihnen, was sie an uns gethan haben! Ihre Liebe hat unserm Herzen im fernen Lande außerordentlich wohlgethan.

So erfreute und tröstete uns der Herr nach unserer Trübsal und gab uns viel Ursache seinen Namen zu rüh-

men und zu preiſen. Der Eindruck aber von dieſem von uns erlebten Schiffbruch wird uns unauslöſchlich bleiben.

2. Der Aufenthalt auf Mauritius.

Bald nach unſerer Landung auf der Inſel ließ der Kapitain die Ladung unſeres Schiffes herausnehmen, denn er wollte ſehen, ob das Schiff noch werth ſei, ausgebeſſert zu werden oder nicht. Es wurde uns geſagt, daß, wenn Letzteres von der Aſſecuranz-Geſellſchaft verneint würde, ſo hätten wir Paſſagiere nach dem Geſetz das Paſſagiergeld zu verlieren und müßten ſehen, wie wir weiter kämen, im erſteren Falle dagegen würden wir eine Entſchädigung erhalten. Da aber bei der Ausbeſſerung des Schiffes 3 bis 4 Monate vergehen könnten, ehe wir die Fahrt auf unſerm alten Schiffe fortzuſetzen im Stande wären und ſpäter in Folge des eintretenden Winters die Reiſe um das Kap ſehr ungünſtig ſei: ſo rieth man uns, um dem ungünſtigen Wetter beim Kap zu entgehen, mit der erſten beſten Gelegenheit zunächſt nach England zu reiſen, — weil ſich höchſt ſelten ein Schiff von Mauritius nach Amerika findet — und dann von dort unſere Reiſe weiter fortzuſetzen. Damit wir dies thun könnten, verſprach uns der Kapitain zwei Drittheile von dem gezahlten Fahrgelde zurückzuerſtatten. Ich ſah mich deshalb gleich nach einer Schiffsgelegenheit um und gab von meinem Schiffbruch meiner Geſellſchaft Nachricht. Wochen ja Monate vergingen, aber es fand ſich kein Schiff, auf dem ich meine Reiſe nach England mit meiner Familie hätte fortſetzen können. Dazu geſellte ſich noch die Schwierigkeit, daß der Kapitain, durch Andere umgeſtimmt, zögerte, mir

das angebotene Paſſagiergeld zu geben, wodurch mir die Hände gebunden wurden.

Inzwiſchen war das Ausladen unſeres Schiffes beendigt, und die Aſſecuranz-Geſellſchaft entſchied, daß das Schiff nicht werth ſei, ausgebeſſert zu werden. Es wurde deshalb auf einer Auction verkauft. Unſer Kapitain ſah ſich darauf nach einem anderen Fahrzeuge um, auf dem er die Fracht ſeines verworfenen Schiffes nach Amerika befördern könnte, und wir beſchloſſen unſere Reiſe auf dem von ihm gemietheten Schiffe fortzuſetzen. So vergingen, ehe wir uns verſahen, 3 Monate, die wir auf Mauritius in Folge des Orkans zubringen mußten. Während dieſer Zeit hatte ich Gelegenheit die Inſel näher kennen zu lernen und Manches über ſie zu hören.

Die Inſel Mauritius wurde zuerſt von den Portugieſen 1505, dann von den Holländern, die ihr den Namen Moritz gaben, 1598 entdeckt. Sie wurde ſowohl von den Einen, als von den Andern nicht benutzt, nur die Letzteren pflegten hier öfters zu landen. Die Inſel war anfangs gar nicht bewohnt, nur wilde Vögel niſteten dort, beſonders exiſtirte ein Vogel, der mit unſerer Ente viel Aehnlichkeit hatte, in großer Anzahl. Die ſpäteren Einwanderer fielen aber über dieſe Vögel, die ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch lieferten, ſo raſend her, daß alle vertilgt wurden; nur noch eine Probe findet ſich davon in dem Londoner Muſeum vor. Seit 1705 ſiedelten ſich auf der Inſel Franzoſen an, die derſelben den Namen Isle de France beilegten. Dieſe gebrauchten zur Bebauung ihrer Plantagen Sklaven, theils von Madagaskar, theils von der oſtafrikaniſchen Küſte, hauptſächlich von der Küſte Zanzibar und Mozambique. Je mehr die Bevölkerung auf der Inſel zunahm, deſto unſicherer wurde der

Seeweg nach Oſtindien. Denn häufig wurden von dort aus Seeräubereien begangen, ſo daß zuletzt die Engländer eine Flotte dahin ſchickten, die Inſel 1814 eroberten und ſich ſeitdem noch ihrem Beſitze befindet. Die Engländer gaben nun der Inſel ihren urſprünglichen Namen Moritz oder Mauritius wieder. Anfänglich ließen ſie die Sklaverei beſtehen, ſchafften aber dieſe bald ab, indem ſie die Beſitzer der Sklaven mit Geld entſchädigten; ſie führten dann von Indien Kulis oder Tagelöhner ein, die den Zuckerbau auf den Plantagen betreiben.

Seit 1842 kommen nun in jedem Jahre Kulis und zwar Hindus in großer Anzahl von Bengal und Hinduſtan, Tamulen von der Küſte Malabar und einige Telugus von der Koromandel-Küſte nach Mauritius. Die Kulis verpflichten ſich, fünf Jahre auf den Plantagen gegen angemeſſene Vergütigung zu arbeiten. Die Plantagenbeſitzer, welche ſie engagiren, müſſen ihre Paſſage bezahlen, für ihre Beköſtigung und andere Dinge ſorgen, und auch das Geld für ihre Rückreiſe gleich Anfangs bei der Regierung niederlegen. Kein Kuli iſt genöthigt, auf der Inſel länger als 5 Jahre zu bleiben. Doch die Wenigſten kehren zurück, denn die Mehrzahl zieht es vor, auf der Inſel, wo ſie ihr gutes Fortkommen hat, zu bleiben. So iſt es gekommen, daß die Zahl der Bewohner auf der Inſel fortwährend im Zunehmen iſt.

Die Inſel Mauritius iſt 55 □Meilen groß. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 118,000, unter denen gegen 17,000 Weiße, meiſt Engländer und Franzoſen, und mehr als 100,000 Schwarze und Farbige, ſich befinden. Letztere ſind entweder Neger, Nachkommen früherer Sklaven, oder Kaffern, Malagaſſen, Chineſen, größtentheils aber eingewanderte Hindus, deren Zahl ſich allein auf etwa 60,000 be-

läuft. Auch haben Viele der neubekehrten Christen von Madagaskar, welche von der heidnischen Königin Ranavalona verfolgt wurden, auf Mauritius Zuflucht genommen und dort Ruhe gefunden.

Der Hauptort der Insel ist Port-Louis mit 26,000 Einwohnern. Die Stadt zerfällt in den Stadttheil der Weißen und den der Schwarzen. Den öffentlichen Platz ziert ein Springbrunnen. Der Hafen ist schön und mit Allem versehen, was zur Ausbesserung der Schiffe nöthig ist. Die Häuser können der Orkane wegen, von denen die Insel öfters heimgesucht wird, nur niedrig sein. Es giebt wenige Gebäude, welche ein Stockwerk haben. Die Häuser der europäischen Bevölkerung sind meist von Steinen, die der schwarzen von Holz erbaut. Bei den Häusern der Europäer findet man zur Befestigung der Fensterladen große, starke eiserne Riegel und Stangen, um sich dadurch besser vor den häufigen, wüthenden Stürmen zu schützen. Nicht weit von der Stadt ist ein botanischer Garten, in welchem die verschiedenen tropischen Gewächse herrlich gedeihen. Ein Baum, nämlich der Wandrerbaum, erregte meine Aufmerksamkeit. Wenn man in denselben mit einem harten Gegenstande hineinsticht, so fließt aus seinen großen, lockeren Zellen sogleich klares, schleimiges Wasser heraus. Er ist früher auf der Insel in großer Fülle vorhanden gewesen, aber jetzt fast ganz ausgerottet. Wenige Meilen von Port-Louis befinden sich die Grabmäler von Paul und Virginia in der Nähe des Meerstrandes, über die es einen interessanten Roman giebt. Bei der schwarzen Bevölkerung fiel mir auf, daß die Frauen entweder in bunten oder in schwarzseidenen Kleidern ganz modern gekleidet waren, dazu aber barfuß gingen.

Die Plantagen und Dörfer liegen zwischen Kokosnuß-

und Tamarindenbäumen. Die Landstraßen auf der Insel sind sehr gut und mit schönen, schattigen Bäumen besetzt.

Die Insel wird in zwei Abtheilungen geschieden, die eine im, die andere unter dem Winde. Die gefährlichen Orkane oder Wirbelstürme welche in jedem Jahre wiederkehren, herrschen auf Mauritius hauptsächlich vom Monat Januar bis März. Ihr Herannahen wird immer durch das schnelle Fallen des Thermometers verkündigt. Bald nachher braust der Wind mit ungewöhnlicher Heftigkeit heran, und der Regen fällt in Strömen herab. Am Lande werden Bäume entwurzelt, und von den Häusern Dächer abgedeckt und wehe dem Schiffe, das sich im Bereich des wüthenden Sturmes befindet, wie auch wir es auf unserer Reise genugsam erfahren haben.

Die Insel Mauritius ist vulkanisch. Einst müssen hier fürchterliche Ausbrüche stattgefunden haben, denn noch jetzt erblickt das Auge große Spalten und Risse, ja selbst tiefe breite Bergklüfte, die sich durch das Bersten und Erkalten der schwärzlichen Lavamasse gebildet haben. Da diese im Laufe der Jahrhunderte zum Theil in Verwitterung übergegangen, so sind jetzt diese Gegenden reich bewaldet. Die Ufer der Insel sind an manchen Stellen steil, allein die Mitte der Insel bildet eine Ebene, auf der sich einzelne Berge mit herrlichen Waldungen erheben, welche vortreffliches, höchst dauerhaftes Baumaterial liefern. Der höchste Berg ist der Pieter Both etwa 2500 Fuß hoch; ein anderer hat die Höhe von 1800 Fuß, auf dem sich eine Lootsen-Station mit einem Telegraphen befindet, und ein dritter, Namens Pus, ist 2300 Fuß hoch. Ich bestieg die beiden Letztern. Die Aussicht vom Pus ist außerordentlich schön. Man überschaut nicht allein die ganze Insel, auf der hier

und dort die vortrefflich angebauten Plantagen und die Häuſer im reizenden Grün zerſtreut liegen, ſondern man erhält auch einen herrlichen Blick in die weite, offene See, auf der man faſt zu jeder Zeit bald in der Nähe, bald in der Ferne Schiffe ſieht, die nach den verſchiedenſten Himmelsgegenden ihren Lauf fortſetzen. Brauſend rollt die Brandung, gleichſam als wollte das wogende und wallende Meer mit immer erneuerten Verſuchen die natürlichen Grenzen der Inſel, welche Gott durch das Korallenriff geſchützt, überſchreiten. Kurz das Toben der Brandung, das Schäumen und das Zerſtäuben, das Aufthürmen und Vergehen der Wellen bieten für Jeden eigenthümliche Reize dar, die werth ſind, geſehen zu werden. Man wird nicht ſatt, ſich an dem ſchönen, herrlichen Anblick der Natur zu Waſſer und zu Lande zu weiden.

Das Klima auf Mauritius iſt, obgleich die Inſel unter dem 20. Grad ſüdlicher Breite liegt, durch den Einfluß des Meeres, der nicht unbedeutenden Berge, und der vielen Seen, Flüſſe und Bäche, welche die Inſel reichlich bewäſſern, ſehr mild und geſund. Das Thermometer beträgt während der heißen Jahres- und Tageszeit im Schatten nicht mehr als 24 bis 26 Grad nach Reaumur. Es giebt dort eine heiße und eine Regenzeit, von denen jede 6 Monate dauert. Aber in Folge der Berge, auf welchen ſich die Wolken zu lagern pflegen, wechſelt die Temperatur oft plötzlich am Tage und ruft eine Menge gefährlicher Kinderkrankheiten, beſonders Halsbräune, Keuchhuſten und außerdem entzündliche und rheumatiſche Fieber hervor, welchen Viele ein Opfer werden.

Die Vegetation zeigt auf Mauritius eine tropiſche Ueppigkeit. Der Boden iſt außerordentlich fruchtbar, indem die ſchon ſeit Jahrhunderten verwitterte Lavamaſſe die Feuchtig-

keit ſelbſt bei der größten Hitze nicht leicht verdunſten läßt. Auf der Inſel gedeihen alle Südfrüchte, ferner Kaffee, Zucker, Cacao, Muskatennüſſe, Vanille, Gewürze, Kampher, Baumwolle, ebenſo auch die meiſten europäiſchen Gartengewächſe, Korn, Kartoffeln, Mais u. dergl., vorzugsweiſe wird aber Zuckerrohr, weil dies den größten Gewinn abwirft, auf den Plantagen gebaut. Das Zuckerrohr braucht dort nicht in jedem Jahre angepflanzt zu werden, ſondern an vielen Stellen nur in 3 bis 5 Jahren, ja ſelbſt noch in längeren Zwiſchenräumen, indem aus ein und derſelben Wurzel, die man beim Abſchneiden des Zuckerrohrs in der Erde ſtehen läßt, immer tiefer aus der Erde neues Rohr emporſchießt und zu einer großen Höhe und Stärke heranwächſt. Leider werden auf der Inſel viel zu wenig Nahrungsmittel gewonnen. Die Bewohner kommen deshalb in die größte Verlegenheit, wenn die Zufuhr von andern Ländern ausbleibt. So erhalten ſie Reis von Indien, Rindvieh und Geflügel (Truthühner und Perlhühner) von Madagaskar, Kartoffeln von Auſtralien. An Fiſchen liefert ſowohl das Meer als die kleinen Gewäſſer einen großen Ueberfluß. Recht traurig würde ſich die Lage der Bewohner geſtalten, wenn ein Krieg zwiſchen England und Frankreich ausbräche, und die Zufuhr, wenn nicht ein kräftiger Schutz einträte, abgeſchnitten würde. Denn die vorhandenen Lebensmittel reichen, wie ich hörte, immer nur auf wenige Monate aus.

Die europäiſche Bevölkerung, Engländer und Franzoſen, hat ihre Kirchen und Kapellen. Die römiſche Kirche hat unter der dortigen ſchwarzen Bevölkerung feſten Fuß gefaßt, weil ihr bei ihrer Miſſionsarbeit daſelbſt kein ernſtliches Hinderniß entgegen getreten iſt. Die Zahl ihrer Bekenner beläuft ſich unter den frei gewordenen Sklaven in der Stadt

und ihrer Umgebung auf etwa 40,000. Hätten die Glieder der evangeliſchen Kirche gleich etwas für die freigewordenen Sklaven gethan, ſo wäre der Proteſtantismus dort die herrſchende Religion geworden.

Von proteſtantiſcher Seite waren damals nur 2 Miſſionare von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft, **Le Brun** und ſein Sohn thätig, die mit großem Erfolg unter den Schwarzen arbeiteten. Für die Hindu-Einwanderer war ſo gut wie gar nichts geſchehen. Ein engliſcher Geiſtlicher, Herr Banks, ſuchte dieſen das Evangelium vermittelſt der franzöſiſchen Sprache, die ſich einige Hindus für den Verkehr höchſt nothdürftig angeeignet haben, nahe zu bringen; aber wie die Eingebornen bekannten, verſtanden ſie höchſt wenig von ſeiner chriſtlichen Unterweiſung. Ich richtete deshalb für die Hindus in der Governments-Schule einen Gottesdienſt ein, außerdem beſuchte ich den Stadttheil der Eingebornen, wo ich in den Straßen predigte; auch hatte ich Gelegenheit auf den Plantagen den Hindus in ihrer Mutterſprache das Wort Gottes, das Viele gewiß noch nie in ihrem Vaterlande gehört hatten, zu verkündigen.

Der Eindruck, den das Wort Gottes hier auf manches Gemüth machte, war nicht zu verkennen. Ein Kuli kam auf einer Plantage nach der Predigt zu mir und bot mir als ein Zeichen der Dankbarkeit und Liebe eine kleine Geldſumme an. Als ich nichts annehmen wollte, ſchien er ſich verletzt zu fühlen und drang in mich, es doch zu nehmen. Hierauf nahm ich's an und gab es ſeinem Plantagenbeſitzer, zum Bau einer Kapelle, die er eben für ſie errichtet hatte; ſie iſt jetzt bereits eingeweiht. Ein Anderer, der Diener einer engliſchen Familie, kam durch das verkündigte Wort zum Glauben an Jeſum Chriſtum und fand Ruhe und

Frieden für ſein Herz. Derſelbe ſuchte mir auf jegliche Weiſe einen Liebesdienſt zu erweiſen. Er hatte den ſehnlichſten Wunſch, mich auf meiner Reiſe nach Amerika zu begleiten, damit er Gelegenheit hätte, auch ferner von mir Gottes Wort zu hören, weil auf der Inſel unter den Chriſten Niemand ſeine Sprache verſtand.

Die Hindus ſind nach meiner Erfahrung in Mauritius um Vieles zugänglicher, als ihre Landsleute in Oſtindien, theils weil ſie keine Brahmanen haben, die ſie vom Uebertritt zum Chriſtenthum zurückhalten könnten, theils weil ſie ihre Kaſte durch die Auswanderung verloren haben.

Es war der dringende Wunſch einiger meiner engliſchen Freunde, daß ich dort bleiben und unter den Hindus, die in geiſtlicher Hinſicht noch ganz vernachläſſigt waren, thätig ſein möchte. Sie betrachteten es als eine göttliche Fügung, daß ich, der ich mit der Sprache des Volks ſchon bekannt war, dort in Folge des Schiffbruchs landen mußte. Ich meinerſeits war dazu gern bereit, wenn für mein Fortkommen geſorgt würde. Man hatte die Hoffnung, daß die Colonialregierung mich als Geiſtlichen für die Hindu-Bevölkerung anſtellen würde, aber der Gouverneur, dem ich in dieſer Angelegenheit mit einem engliſchen Geiſtlichen einen Beſuch abſtattete, ging nicht darauf ein; auch blieb die Verwendung eines ſehr achtbaren engliſchen Beamten ohne den gewünſchten Erfolg.

Manche hatten zwar die Abſicht, durch eine Privatſubſcription für meinen Unterhalt zu ſorgen, aber gerade die wärmſten Miſſionsfreunde, welche die Zuſtände der europäiſchen Bevölkerung am beſten kannten, hielten es nicht für gerathen, daß ich mit meiner Familie dort bliebe, wenn nicht eine Miſſionsgeſellſchaft für mich ſorgte. Da die Zeit

es nicht gestattete, mit meiner Gesellschaft darüber zu korrespondiren, weil wir uns in jeder Woche zur Abfahrt bereit halten mußten, so versprach ich den Hindus, welche sich sehr gefreut hätten, wenn ich dort geblieben wäre, daß ich, wenn es Gottes Wille sei, wieder käme; sollte ich aber daran verhindert werden, so würde ich nach Kräften dazu beitragen, daß eine Missionsgesellschaft ihnen einen Missionar schickte.

Während unseres Aufenthalts auf Mauritius machten wir die Bekanntschaft mit einem israelitischen Kaufmann, der sich durch seine Wohlthätigkeit auszeichnete. Er schien ein recht aufrichtiger Israelit zu sein. Wir hörten schöne Züge von seinem Verfahren gegen eine Missionsfamilie, die etwa 2 Jahre zuvor Schiffbruch gelitten hatte. Dieser Jude heirathete auf der Insel eine Katholikin. Zu dieser sagte er: „Liebe Frau, ich bin ein Israelit, du eine Katholikin, und ich kann deshalb unpartheiisch die katholische und die protestantische Religion beurtheilen. Ich bin lange auf der Insel und habe Gelegenheit gehabt, beide Kirchenparteien kennen zu lernen. Nach meiner Ansicht ist die protestantische Religion die richtigere, und wenn ich dir rathen soll, werde eine Protestantin.“ Und so geschah es. Nicht nur seine Frau trat zur evangelischen Kirche über, sondern auch ihre Mutter und Geschwister. Ich hatte mit ihm ein Gespräch über die messianischen Weissagungen und wies nach, daß Christus schon gekommen sei. Er versprach die Sache reiflich zu überlegen, und wenn er zur Ueberzeugung käme, daß Christus der Messias sei, das Christenthum anzunehmen.

3. Abreise von der Insel Mauritius.

Endlich nahte der Tag unserer Abreise heran. Unser Kapitain hatte 2 Schiffe gemiethet, welche die Ladung unseres Washington nach Amerika bringen sollten. Auf einem derselben, dem Gentoo unter Kapitain Whiteside, hatten wir unsere Passage genommen. Kapitain Cole, vom Washington, war so freundlich, uns zwei Drittel vom gezahlten Passagiergelde zurückzuerstatten, so daß wir durch einen kleinen Zuschuß die Unkosten für die weitere Fahrt bestreiten konnten. Das Passagiergeld wurde uns vom Capitain Cole aber nur auf die Bedingung gegeben, daß ich mich schriftlich verpflichten mußte, falls die Eigenthümer des Schiffes mit seinem Verfahren nicht einverstanden wären, ihm dasselbe bei meiner Ankunft in New-York zurückzuerstatten. Dies veranlaßte mich, an die Gesellschaft zu schreiben, daß sie mir in Amerika für die betreffende Summe einen neuen Credit eröffnen möchte, damit ich dort nicht in Verlegenheit käme, was denn auch von ihrer Seite geschah.

Leider ereignete es sich einige Wochen vor unserer Abreise, daß ich, der ich bis dahin ganz wohl war, durch eine Erkältung einen sehr bösartigen Husten bekam, der allen Mitteln trotzte. Ich hatte damals nicht die entfernteste Ahnung, daß derselbe einen üblen Ausgang nehmen würde, wie dies später in Folge unserer Fahrt zur Winterszeit um's Kap und unserer ungünstigen Ankunft kurz vor dem Winter in Amerika wirklich eintrat.

Sämmtliche Vorkehrungen zur Abreise waren bereits getroffen. Kaum hatte ich die Passage abgeschlossen, da erfuhren wir aus einer Zeitung, daß auf demselben Schiff, mit dem wir gehen wollten, sich mancherlei üble Dinge auf der Reise von England nach dem Kap — von wo es nach Mau-

ritius gekommen war — zugetragen haben ſollten, was uns faſt dazu beſtimmte, unſere Paſſage rückgängig zu machen. Da dies aber ohne Verluſt nicht geſchehen konnte, ſo beſchloſſen wir, ungeachtet unſerer Beſorgniſſe, und weil uns auch kein anderer Weg übrig blieb, unſere Reiſe mit dem Schiffe nach Amerika in Gottes Namen anzutreten, und hofften, der Herr werde Alles zum Beſten lenken.

Nachdem wir uns in Port-Louis von allen lieben engliſchen Freunden verabſchiedet hatten, begaben wir uns am 29. Juni an Bord des Gentoo, begleitet von mehreren Freunden. Recht rührend war für mich die Liebe und Theilnahme, welche die Hindu-Chriſten mir zeigten, aber auch recht mehmüthig war mir zu Muthe, daß ich ihrem Wunſche, doch dort zu bleiben, um ſie im Worte Gottes zu unterrichten, wegen der ſchon früher erwähnten Umſtände, nicht nachkommen konnte. Einige von ihnen kamen, als der Tag unſerer Abreiſe beſtimmt war, in meine Wohnung, damit ich noch einmal mit ihnen beten und Worte der Erbauung an ſie richten möchte; ſie begleiteten mich ſodann zum Schiffe, während Andere am Ufer warteten, um mir ihr Lebewohl zu ſagen. Ihr letztes Wort war: „Wir ſind Schafe, die keine Hirten haben. Bitte, kommen Sie, wenn es Ihnen irgend möglich iſt, doch wieder, damit Sie uns Gottes Wort verkündigen können; denn Niemand verſteht hier unſere Sprache.“ Ich gab ihnen nun auf's Neue meine Verſicherung, daß ich entweder ſelbſt zurükkommen oder dazu beitragen würde, daß ſie einen Miſſionar erhielten. So verließen wir denn die Inſel nach einem dreimonatlichen Aufenthalt und ſteuerten mit vollen Segeln dem Kap der guten Hoffnung zu.

Auf dem Gentoo befanden ſich außer dem Kapitain

Whiteſide und deſſen Nichte, Kapitain Cole vom Waſhington, dann noch ein Schiffskapitain nebſt ſeiner Frau, der ſein Schiff auf Mauritius verkauft hatte, und außer meiner Familie noch drei andere Paſſagiere. Kurze Zeit nach unſerer Abfahrt erblickten wir die Inſel Bourbon, deren 10,000 Fuß hoher Berg ſich faſt unmittelbar am Ufer erhebt und mit ſeinem mächtigen Gipfel in den tiefblauen Himmel hineinragt; er blieb uns mehrere Stunden in Sicht. Es ging nun ſüdweſtlich nach dem Kap. Nach wenigen Tagen kamen wir in eine Meeresſtrömung hinein, wo das Waſſer durch die Umdrehung der Erde, wie mir's bisher auf meinen Seereiſen noch nirgends ſo entgegen getreten war, mit Macht in der Richtung nach dem Kap hinunterſtürzte und unſer Schiff mit Schnelligkeit, vom guten Winde begünſtigt, ſeinen Weg fortſetzte.

Unſere Befürchtungen in Betreff des Kapitains gingen Gottlob nicht in Erfüllung. Er zeigte ſich gegen uns, ſowie gegen alle Paſſagiere auf der ganzen Reiſe höchſt freundlich und zuvorkommend und ſuchte uns auf jegliche Weiſe den Aufenthalt auf ſeinem Schiffe angenehm zu machen. An jedem Sonntage hatte ich einen engliſchen Gottesdienſt, an dem ſich ſämmtliche Paſſagiere und die Schiffsmannſchaft, welche entbehrt werden konnte, betheiligten. Zum Beginn deſſelben wurde die Schiffsglocke geläutet oder vielmehr angeſchlagen. Der Gottesdienſt fand, wenn das Wetter ſchön war, gewöhnlich auf dem Verdeck ſtatt, wenn es aber ungünſtig war, in der großen Kajüte. Der Kapſtan oder die Gangſpille — eine große Winde, durch die der Anker und andere ſchwere Sachen aufgewunden werden — diente mir, nachdem man ſie mit der engliſchen Nationalflagge behangen hatte, zugleich als Kanzel und Altar. Die Kapitaine der Paſſagierſchiffe ſehen es

gern, wenn ein Geiſtlicher an Bord iſt, weil durch die Gegenwart deſſelben und durch die Verkündigung des Wortes Gottes mancher Unfug und manche Thorheit unter den Paſſagieren und der Schiffsmannſchaft verhütet wird. Auch unſer Kapitain hielt auf die Sonntagsfeier und pflegte zu ſagen: „Es giebt der Sonntag dem Menſchen einen Halt.“

Wir paſſirten das Kap zur Winterszeit und wurden dort durch widrige Winde aufgehalten, ſo daß unſer Schiff mit den Elementen einen gewaltigen Kampf zu beſtehen hatte. Recht intereſſant war es anzuſehen, wie das Schiff ſich wie ein ſtolzes Roß auf den Wogen erhob und das Waſſer ſo gewaltig zurückdrängte, daß der Schaum hoch über die hervorragenden Raaen emporſchlug. Bald befanden wir uns wie auf Bergesgipfeln, bald in tiefen Thälern. Staunend und anbetend, aber fruchtlos ſahen wir dieſem großen, ſchönen Naturſchauſpiel zu. Mit Gottes Hülfe hatten wir den ſchwierigen Weg um's Kap zurückgelegt. Wir gedachten der Brüder, die dort auf dem Miſſionsfelde arbeiten und flehten auf ſie Gottes Segen herab. Jetzt wurde nach N.-W. geſteuert. Je mehr wir nördlich ſegelten, deſto ruhiger wurde die See.

Der Kapitain hatte die Abſicht auf St. Helena zu landen, um dort Waſſer und einige Vorräthe einzunehmen. Es war ein großer Jubel, als wir eines Nachmittags Land! Land! hörten, nachdem wir einige Wochen nichts als Waſſer geſehen hatten. Erſt war das Land in ſchwachen Umriſſen zu ſehen, aber allmählig trat der hohe Felſen jenes Eilandes hervor, zu dem wir mit ſehnſüchtigen Blicken ſchauten. Um 11 Uhr in der Nacht des 12. Auguſt warfen wir bei hellem, klarem Mondſchein bei St. Helena die Anker. Die Inſel hat 12 Stunden im Umfange und iſt 5 □Meilen groß. Sie beſteht aus einem einzelnen Baſaltberge, in deſ-

ſen Schluchten ſich ſchöne Quellen finden. Die Ufer ſind überall 600 bis 1200 Fuß hoch bis auf den einzigen Landungsplatz in der Bai Jamestown. Der höchſte Punkt der Inſel, der Dianen-Pik, iſt gegen 2550 Fuß hoch. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 5000.

Als wir früh am Morgen erwachten, ſahen wir in einer Schlucht die Stadt Jamestown mit ihren freundlichen Häuſern, bunten Gärten, grünen Ufern und die waldigen Höhen dicht vor uns ausgebreitet. Da man auf unſere Kinder Acht haben und für ſie ſorgen wollte, ſo begab ich mich mit meiner Frau ans Land, um einen Brief von Mauritius an Verwandte hierſelbſt abzugeben. Die Landung war bei dem Anſchwellen des Meeres etwas beſchwerlich. Es war uns ganz eigenthümlich zu Muthe, als wir unſern Fuß wieder auf feſten Boden ſetzten. Ein chriſtlicher Engländer gab uns ſein Fuhrwerk, ſo daß wir die intereſſanteſten Punkte der Inſel beſuchen konnten. Der Weg führte uns bei tiefen Schluchten vorüber und ſteile Abhänge in einem Zickzack hinauf. Auf mannigfach wechſelnden Höhen und in den Thälern ſahen wir die Wohnſitze der Engländer. Man zeigte uns in einem Thale in Longwood ein mittelmäßiges Landhaus, welches einſt Napoleon Bonoparte, nachdem er abgeſetzt und gefangen genommen war, hier zuerſt 1815 bewohnt hatte. Er ſtand auf der Inſel unter ſtrenger militairiſcher Controle; ringsherum waren Wachtpoſten und Telegraphen aufgeſtellt. Später dagegen bezog er ein größeres und beſſeres Haus, das man für ihn tief in das Land hinein auf einer Anhöhe erbaut hatte. Auch dieſes beſuchten wir und durchwanderten deſſen Räume. Man führte uns in das Sterbezimmer und zeigte uns den Platz, wo Napoleon am 5. Mai 1821 verſchieden war. Was muß doch der ſtolze

Herrſcher, dem Frankreich zu klein war, und der Herr von Europa werden wollte, empfunden haben, als er ſich auf dieſe Inſel verbannt ſah und überall ſeine Schritte ſtreng bewacht wurden. Wie kommt doch Hochmuth vor dem Fall, und wie nichtig und vergänglich iſt alle menſchliche Größe und Herrlichkeit! Wenn Napoleon auch in ſeiner Verbannung als Kaiſer behandelt wurde, ſo mußte er ſich bei ſeinem raſtloſen Geiſte doch höchſt unglücklich fühlen. So ſoll er oft den Tag ſeiner Geburt verflucht haben. Er, der in den Tagen ſeines Glückes von einem großen Hof umgeben war, hatte dort nur die Generäle Gourgand und Bertrand und die Grafen Montholon und Las Caſes zu ſeinen Gefährten.

Hierauf beſuchten wir Napoleons Grabſtätte. Dieſelbe befindet ſich in einem kleinen, romantiſchen Thale dicht bei einer klaren Quelle, wohin er oft zu gehen, und aus der er zu trinken pflegte. Da der Ort etwas Liebliches und Freundliches hatte, ſo erſah er ſich denſelben zu ſeiner Ruheſtätte. Wir traten in die Gruft, die einſt die Gebeine Napoleons beherbergt hatten. In der Nähe des Grabmals ſtanden Cypreſſen und Roſenſträuche, von welchen auch uns Einiges zum Andenken mitgegeben wurde.

Es war Napoleons Wunſch, wie er ihn auch in ſeinem Teſtamente ausgeſprochen hatte, einſt an der Seine begraben zu werden. Derſelbe wurde ihm jedoch erſt viele Jahre ſpäter erfüllt. Mit Bewilligung der engliſchen Regierung wurden ſeine Gebeine im Jahre 1840 durch den Prinzen Joinville nach Paris abgeführt, wo deren feierliche Beiſetzung im Dom der Invaliden erfolgte. Vieles, was Napoleon geſprochen und gethan hat, iſt bei den Bewohnern noch in friſchem Andenken.

Das Klima auf St. Helena iſt äußerſt angenehm. Es

finden hier nie Gewitter ſtatt, und Orkane nnd Erdbeben ſind ebenfalls unbekannt. Sowohl europäiſche Gewächſe als Südfrüchte gedeihen dort mit wenigen Ausnahmen.

Nach unſerm Schiffe zurückgekehrt, wurden die Waſſertonnen gefüllt. Es kam nämlich ein Waſſerſchiff ganz nahe zu dem unſrigen, und dann wurde das Waſſer vermittelſt eines großen Schlauchs herübergepumpt.

Am 13. Auguſt Nachmittags um 6 Uhr verließen wir St. Helena. Wenige Tage darauf hatten wir den Schmerz, daß unſer älteſter Sohn, damals 4 Jahr alt, in Folge des unverſtändigen Spielens der Schiffsofficiere mit ihm, ſich beide Knochen ſeines linken Vorderarmes brach, wobei er beinahe über Bord geworfen wäre. Ich richtete den Arm ſo gut als möglich ein, legte Schienen und den nöthigen Verband an, mußte aber befürchten, da wir der Linie immer näher kamen, und es heißer und drückender wurde, daß der Brand dazu ſchlagen würde. Aber der Herr ſahe uns und unſer Kind in Gnaden an und wandte die Gefahr ab. Beim Schaukeln und Bewegen des Schiffes mußten wir das Kind bei Tage und bei Nacht ſtets ſorgfältig im Auge behalten. Ich war voller Erwartung, wie die Heilung vollbracht ſein würde, weil gar zu leicht beim Bruch des Vorderarmes eine Steifigkeit zurückbleibt. Aber wie freute ich mich und dankte Gott, als ich den Verband öffnete und fand, daß die Heilung ganz gut gelungen war; denn mein Sohn konnte den Arm nach allen Richtungen bewegen und keine Steifigkeit war zu merken.

Unſere Reiſe ging nicht ſo ſchnell, wie wir's erwarteten, von St. Helena vorwärts; denn wir hatten zwiſchen den Wendekreiſen ſehr ſchwachen Wind, der die Segel nur wenig zu ſchwellen vermochte. Einige Mal trafen wir in den

Tropengegenden mitten auf dem atlantiſchen Ocean auf eine große Anzahl Zugvögel, welche von einem kälteren Klima nach einem wärmeren ihren Weg von N.-O. nach S.-W. nahmen. Wir hörten ihr Kreiſchen und Schreien, aber kaum hatten ſie ſich gezeigt, ſo waren ſie auch bald unſern Blicken entſchwunden. Der Kapitain meinte, daß ſie in einer Stunde etwa 60 engliſche (15 deutſche) Meilen zurücklegten.

Unſer Weg führte uns durch den Golf-Strom, der im mexikaniſchen Meerbuſen entſpringt. Dieſer ungeheure oceaniſche Fluß hat anfangs nur eine Breite von 3 Meilen, aber eine Geſchwindigkeit von nicht weniger als 4—5 Meilen in jeder Stunde. Er fließt mit abnehmender Geſchwindigkeit zuerſt in nordöſtlicher Richtung, erweitert ſich aber ſpäter ſehr beträchtlich und wendet ſich dann oſtwärts nach den Azoren und zuletzt nach Süden, wo er nach einer kreisförmigen Bewegung ſein Waſſer wieder mit dem Aequatorialſtrome vereinigt. Das Waſſer des Golfſtromes gränzt ſich ſo beſtimmt ab, daß man die Linie, auf welcher es ſich mit dem gewöhnlichen Meerwaſſer vereinigt, mit dem Auge verfolgen kann.

4. Aufenthalt in Amerika.

An dem Tage nach unſerer Ankunft in New-York ging ich an's Land. Ich hatte Empfehlungsbriefe an dortige Geiſtliche und fand bei einem derſelben einen Brief von Herrn Paſtor Hoffmann aus Weſt-Leyden vor, der mich freundlich einlud, mit meiner Familie zu ihm zu kommen und zunächſt bei ihm zu bleiben, bis ich ein paſſendes Pfarramt gefunden hätte. Meine nächſte Sorge war nun, meine Familie an's Land zu bringen und dann Vorkehrungen zur Weiterreiſe

zu treffen. Aber da gerade in jenen Jahren in Folge der europäiſchen Revolution im Jahre 1848 von Deutſchland große Auswanderungen nach Amerika ſtattfanden, ſo waren alle Hotels ſehr beſetzt, und ich ſah keine Möglichkeit, für meine Familie, wenn ich nicht ungeheure Summen zahlen wollte, ein Unterkommen zu finden.

Ich klagte meine Noth unſerm Schiffskapitain. Und ſiehe, Gott, der die Herzen der Menſchen lenkt wie Waſſerbäche, lenkte auch das ſeinige, daß er mir ſagte: „Wenn Sie ſich auf meinem Schiffe wohl fühlen, ſo bleiben Sie, ſo lange es Ihnen gefällt, bis Sie Ihre Sachen geordnet haben; was wollen Sie erſt nach dem Gaſthauſe gehen.“ Ich war dadurch ſehr überraſcht und nahm ſein gütiges Anerbieten mit großem Dank an. So hatte der Herr uns auf's Neue ein Unterpfand ſeiner Liebe und Fürſorge gegeben und unſern Kleinmuth und Verzagtheit in dieſem fremden Lande, wo jeder Schritt noch dunkel vor uns war, in glaubensvolle Zuverſicht verwandelt.

Einer meiner erſten Gänge war zu dem Eigenthümer unſeres früheren Waſhington, auf dem wir den fürchterlichen Orkan durchgemacht hatten. Derſelbe hatte nach dem Buchſtaben des Geſetzes das Recht, die mir vom Kapitain Cole in Mauritius zurückgezahlte Summe von dem Paſſagiergelde von mir wieder zu verlangen. Ich war geſpannt auf das Reſultat. Aber Gott that auch hier über Bitten und Verſtehen und bereitete uns eine neue Freude. Der Eigenthümer vom Waſhington, mit dem der Kapitain Cole zu unſeren Gunſten bereits geſprochen hatte, wollte ſeine Rechte gegen mich, als Geiſtlichen, nicht geltend machen und erließ mir die Wiedererſtattung des erhaltenen Geldes. Durch dieſe höchſt günſtige Wendung gab uns Gott, der

nach seiner Allwissenheit voraussah, auf welche unerwartete Hindernisse ich in Amerika wegen einer Anstellung im Pfarramte stoßen und wie sich mein Gesundheits-Zustand entwickeln würde, die Mittel in die Hände, mit denen wir unsere Bedürfnisse dort bestreiten konnten.

In etwa 8 Tagen waren meine Geschäfte in New-York besorgt. Der Kapitain Whiteside, der uns in dieser Zeit auf seinem Schiffe gastlich bewirthet hatte, wollte dafür nicht die geringste Vergütigung annehmen. So erfuhren wir von diesem Manne auf der Fahrt und auch hier gerade das Gegentheil von dem, was wir von ihm in Mauritius durch üble Gerüchte über ihn befürchtet hatten.

Wir reisten darauf theils auf einem Dampfschiffe des Hudsonflusses, theils auf der Eisenbahn zu unserm Freunde in West-Leyden, das in der Nähe von der Stadt Rome im Staate von New-York liegt. Beim Transport meiner Sachen auf's Fahrzeug, die ich zu Wasser voran schickte, war mir ein Fuhrmann, ein Methodist, behülflich, ohne den ich einer großen Prellerei ausgesetzt gewesen wäre. Derselbe bot mir seine Dienste an und sagte zu mir: „Ich sehe Sie sind ein Geistlicher, und da Manche sich die Unkenntniß der neuen Ankömmlinge zu Nutze machen und sie übervortheilen, so will ich Ihr Gepäck auf's Boot bringen.“ So verschaffte uns der Herr in dem fremden Lande Freunde und Beschützer.

Auf der Reise waren wir der Prellerei der Yankees (Amerikaner), selbst der eines Eisenbahnbeamten ausgesetzt, es blieb uns aber nichts übrig, als die verlangte Summe zu zahlen, weil wir keine Zeit hatten, uns Recht zu verschaffen.

Bei unserer Ankunft in West-Leyden wurden wir von Herrn Pastor Hoffmann höchst freundlich aufgenommen. Ich hörte von ihm, daß zwei gute Pfarrstellen, die durch seine

Vermittelung für mich lange Zeit offen gehalten wurden, kurz vor meiner Ankunft beſetzt ſeien, weil er den betreffenden Gemeinden, da er von unſerm Schiffbruch nichts gehört hatte, keine beſtimmte Auskunft über mich geben konnte. Wir nahmen auch dies aus der Hand Gottes an und erkannten ſpäter ſelbſt hierin die gnädige Führung unſeres Herrn, der nur das Beſte mit uns im Sinne hatte, wenn wir's auch augenblicklich nicht einſahen. Da der Winter vor der Thür war und mein Geſundheitszuſtand es damals noch zuließ, ein Pfarramt zu übernehmen, that ich ſogleich die nöthigen Schritte. Ich reiſte ſelbſt nach Pennſylvanien zum Präſidenten einer lutheriſchen Synode, um meine Anſtellung zu beſchleunigen; aber wohin ich auch kam, fand ich die Thüren zu einem Amte augenblicklich verſchloſſen. Da die Witterung immer rauher wurde, kehrte ich ſehr leidend zurück.

Unſerm Freunde in Weſt-Leyden wollten wir nun nicht länger beſchwerlich fallen, da ohnehin das Klima des hochgelegenen Ortes für uns viel zu kalt und rauh war. Wir ſchlugen daher unſern Wohnſitz in ſeiner Nähe in dem bedeutend tiefer gelegenen Städtchen Rome auf, wo wir abwarten wollten, bis ſich eine paſſende Stelle für mich gefunden hätte. Inzwiſchen war der Winter hereingebrochen und zwar in einer Strenge, wie es in dieſer Gegend ſeit vielen Jahren nicht der Fall war. Unſere Kinder, die noch nie einen Winter erlebt hatten, freuten ſich außerordentlich Schnee zu ſehen, erſtaunten aber nicht wenig, als derſelbe in ihren Händen zu Waſſer wurde. Auf mich übte das rauhe Klima, da ich viele Jahre im tropiſchen Lande geweſen und unmittelbar vor dem Winter in Amerika angekommen war, und ebenſo auch der ſchnelle Wechſel der Temperatur, welcher faſt

täglich dort ſtattfindet, einen höchſt nachtheiligen Einfluß aus. Dazu kam der traurige Umſtand, daß wir uns in den kleinen amerikaniſchen Bretterhäuſern durch die eiſernen Oefen vor Kälte nicht recht ſchützen konnten. Dadurch wurde mein Huſten, den ich von Mauritius mitgebracht hatte, der aber in der Tropengegend beſſer geworden war, verſchlimmert und ein gefährliches Bruſtübel bildete ſich allmählig bei mir aus. Obgleich es mir jetzt nicht an Anträgen fehlte, ſo war ich doch durch meinen Geſundheitszuſtand verhindert, ein Amt zu übernehmen; ich hoffte aber, meine Krankheit würde ſich bald geben und hatte die Abſicht, in eine mir offen gehaltene Stelle im Frühling einzutreten.

Inzwiſchen knüpfte ich Unterhandlungen mit einigen Miſſionsgeſellſchaften an, und ſuchte dieſelben für die Begründung einer Miſſion auf Mauritius, wie ich's den Hindus zugeſagt hatte, anzuregen; aber vergeblich.

Je länger ich mich in Amerika aufhielt, deſto genauere Einſicht bekam ich in die dortigen Zuſtände, die ich bisher nur aus Blättern kennen gelernt hatte. Ich fand, daß die Schilderungen derſelben, wie ſie in der evangeliſchen Kirchenzeitung mitgetheilt wurden, der Wahrheit getreu waren; Manches war ſogar noch viel ſchlimmer, als der Berichterſtatter zur öffentlichen Kenntniß gebracht hatte. Die kirchlichen Zuſtände der deutſchen Gemeinden in Amerika ſind wirklich ſehr beklagenswerth. Es zeigt ſich ein großer Weltſinn in denſelben und demokratiſche Elemente ſind in ihr vorherrſchend. Obgleich es nicht an wohlhabenden Gemeinden fehlt, ſo ſind doch die Opfer, die ſie für kirchliche Zwecke, als Kirchenbauten und dergl. darbringen, bedeutend geringer als die der evangeliſch-amerikaniſchen Gemeinden. Die deutſchen Paſtoren ſind deshalb oft genöthigt, die Hülfe der engliſch-amerikaniſchen

Christen in Anspruch zu nehmen. Der deutsche Geistliche genießt nur in höchst seltenen Fällen die ihm gebührende Achtung von seinen Gemeindegliedern, die überall dem amerikanischen Geistlichen von seinem Pfarrkindern zu Theil wird. Der deutsche Pastor wird gewöhnlich auf ein oder zwei Jahre mit kurzer Kündigungsfrist gewählt; predigt er nicht, so wie die Gemeinde es wünscht, so kündigt sie ihm, und er kann dann sehen, wo er mit seiner Familie bleibt. Geistliche, die es treu und gewissenhaft mit ihrem Amte meinen und nicht der Menschen, sondern Gottes Knechte sein wollen, stoßen auf viele Widerwärtigkeiten. Einem Pastor in Utica, den ich persönlich kennen lernte, machte man verschiedene Vorschriften in Betreff seines Amtes, die er ablehnen mußte. Was geschah? Die Gemeinde spaltete sich, der größte Theil fiel von ihm ab, und nur der geringere bessere Theil blieb mit ihrem alten Pastor, einem wirklich biedern und frommen Manne, verbunden. Einem andern Geistlichen, in dessen Gemeinde ich eine Missionsstunde gehalten hatte, wurde seit einem Jahre nicht das Gehalt gezahlt, und er sah sich deshalb genöthigt, seine Stelle aufzugeben. Einem dritten Geistlichen wurde die Kirche zugeschlossen. Dieser Mann äußerte zu mir sein großes Bedauern, daß er nicht ein Handwerk wisse, um sich neben seinem Amte von seiner eigenen Hände Arbeit ernähren zu können, damit er nicht nöthig hätte, von der Laune der Leute abzuhängen.

Bei der Gehaltsauszahlung für die Geistlichen von Seiten der Gemeinde gilt im Allgemeinen der Grundsatz: Erst werden die Ausgaben für den Hausstand bestritten; dann wird, wenn die Umstände es gestatten, eine gewisse Summe als Spargroschen auf die Seite gelegt oder auf der Bank untergebracht und dann, wenn man noch einen Groschen üb-

rig hat, ſo wird er dem Geiſtlichen gegeben. Iſt kein überflüſſiges Geld vorhanden, dann erhält er nichts, und er kann ſehen, wie er mit ſeiner Familie fertig wird, oder er muß ſo lange warten, bis ſein Pfarrkind eine neue Einnahme hat, die ihm geſtattet, Etwas abzugeben.

Um dem zügelloſen Weſen in den deutſch-amerikaniſchen Gemeinden entgegen zu treten, haben ſich in verſchiedenen Staaten deutſche Synoden gebildet, die darauf halten, daß nur ſolche Geiſtliche angeſtellt werden, die wenigſtens einigermaßen eine theologiſche Bildung erhalten und ihre Prüfung beſtanden haben. Glücklicherweiſe giebt es noch Gemeinden, welche auf Zucht und Ordnung halten, die nur ſolchen Männern das geiſtliche Amt übertragen, die von der Synode für tüchtig erklärt worden ſind. Es giebt aber leider auch genug Gemeinden, welche nach keiner Synode fragen und ſich Leute wählen, die nach ihrem Geſchmack ſind, mögen ſie orthodox ſein oder nicht, tüchtig oder untüchtig; ebenſo giebt es leider auch Synoden, welche ſich alle möglichen Freiheiten herausnehmen.

Auf Gelehrſamkeit wird in Nord-Amerika wenig gegeben. Die, welche darauf Anſprüche machen, pflegen ſich oft hochklingende Namen beizulegen, die ihnen nach unſern Begriffen niemals zukommen. Da heißt es oft, Herr N. iſt Profeſſor davon und davon, während man doch nur ſagen ſollte, er iſt Lehrer der Phyſik, Arithmetik u. ſ. w. Das Wort Profeſſor gilt dort nicht in der Bedeutung von gründlicher Tüchtigkeit in gewiſſen Fächern, ſondern die Amerikaner nehmen das Wort in ſeinem buchſtäblichen Sinne.

Der Materialismus ſpielt in jenem Lande eine große Rolle. „To make money," d. h. Geld verdienen — die Deutſchen nennen es dort „ſchaffen" — iſt der Grundzug in

dem Charakter des Amerikaners. Oft verkauft ein Amerikaner sein Haus und seinen Acker, die im guten Zustande sind, wo er seine Tage in Ruhe zubringen könnte, und zieht tief in die Urwälder, um dort von Neuem sich anzubauen und opfert dem Mammon nicht nur Gesundheit, Ruhe und Bequemlichkeit, sondern auch Liebe und Freundschaft. Das Unabhängigkeitsgefühl macht sich in allen Schichten des Volkes geltend. Selbst Eltern haben über ihre eigenen Kinder sehr wenig Gewalt.

Jeder sucht so bald wie möglich in Amerika eine selbständige Stellung zu erlangen. Es ist ein Glück, daß von Zeit zu Zeit Auswanderer dahin kommen, sonst würde es dort an Dienstboten fehlen. Die Dienstmädchen finden aber in New-York, im Lande der Freiheit, ihren Namen zu erniedrigend, und wollen deshalb nur Gehülfinnen der Frau heißen. Die Dienstboten sind in Amerika sehr kostspielig, und gehören, man möchte sagen, zu den Luxusartikeln; sie beanspruchen viel Lohn, gute Kost und wollen wenig thun. Anstatt, daß sie nach den Wünschen der Herrschaft handeln sollten, wollen sie, daß diese sich nach ihrem Willen richten möchte. Wird den Dienstboten gestattet auszugehen, so erlauben sie sich dabei die größte Freiheit und bleiben so lange wie es ihnen gefällt fort. Stellt man sie darüber zur Rede, so packen sie ihre Sachen zusammen und gehen davon. Man muß es fast als eine Gefälligkeit ansehen, daß der Dienstbote noch Etwas arbeiten will. Deshalb sucht Jeder, wenn ihn nicht die höchste Noth dazu treibt, Knechte und Mägde zu halten, sich seine Arbeit selbst zu machen. Es schändet aber auch in Amerika nicht die Axt oder den Spaten in die Hand zu nehmen, oder den Karren zu führen. Leute, die in Deutschland in den glänzendsten Verhältnissen sich befan-

den, müſſen dort Herr und Knecht, Frau und Magd zugleich ſein.

Unter den vielen Einwanderern ſind die Irländer am verachtetſten. Der Deutſche läßt es in der neuen Welt nicht an Fleiß und Betriebſamkeit fehlen; aber es hat ſich gar Mancher über die glücklichen Zuſtände in dem Lande der Freiheit bitter getäuſcht. Würde Einer in Deutſchland ſo arbeiten, wie er dort arbeiten muß, ſo würde es ihm in ſeiner Heimath in den meiſten Fällen viel beſſer gehen. Der größte Theil von den Einwanderern würde zurückkehren, wenn er nur die Mittel dazu hätte.

Unter den Amerikanern findet nur ſelten ein gemüthlicher, geſelliger und freundſchaftlicher Verkehr ſtatt. Jeder denkt nur an ſich und nimmt wenig oder gar keine Notiz von ſeinem Nachbar. Die Dörfer in Amerika muß man ſich nicht ſo wie in Deutſchland vorſtellen, wo ein Gehöft an das andere grenzt. Gewöhnlich hat der Bauer den ganzen Acker, der nothdürftig eingezäunt iſt, um ſein Haus herum liegen. Da die Häuſer weit von einander entfernt ſind, ſo kann einer ausgeplündert werden, oder es kann ihm wer weiß was zuſtoßen, ohne daß der Nachbar etwas davon erfährt.

Die Auswanderer haben mit dem Urbarmachen des Landes viel Noth und Mühe und müſſen oft kümmerlich und auf elende Weiſe ihr Leben zubringen, indem ihnen nicht bequeme Wohnungen, ſondern nur Block- oder Bretterhäuſer zu Gebote ſtehen; auch können ſie ſich oft das Nöthigſte nicht einmal für Geld anſchaffen; nur ihren Kindern iſt in manchen Fällen ein beſſeres Loos beſchieden.

Das weibliche Geſchlecht genießt bei den Amerikanern eine ſehr große Achtung. Faſt alle Frauen gelten als „Ladies.“ Das Tabackkauen, was ſonſt nur Matroſen zu thun pflegen,

ist in Amerika unter den Männern allgemein verbreitet. Wiegestühle findet man in jedem guten amerikanischen Hausstande und sie werden fleißig von Jedermann benutzt.

Schornsteinfeger giebt es im Innern Amerika's nicht, denn Niemand will sich dazu hergeben. Daher kommt es, daß der Schornstein nie gefegt wird. Wenn er voll Ruß geworden, läßt man ihn gewöhnlich ruhig ausbrennen: nicht selten schlägt dann die Flamme sehr hoch empor. Bei den massiven Häusern, die mit Dachsteinen gedeckt sind, geht dies gefahrlos ab, aber bei der Mehrzahl der Bretthäuser, die besonders von Deutschen und Irländern bewohnt sind, kann es manchmal recht gefährlich werden. Wenn sich der Ruß im Schornstein zur Nachtzeit entzündet, kann einem das Haus über dem Kopfe abbrennen, und wenn die Balken oder das Dach bereits Feuer gefangen haben, dann ist an ein Retten der Sachen nicht mehr zu denken. Aus diesem Grunde rieth man mir, die wichtigsten Papiere in einem Blechkasten gleich zur Hand zu haben. Bald wäre auch unser Haus verbrannt. Eines Abends saßen wir ruhig beim Essen; da trat unsere Nachbarin herein und sagte uns: „Erschrecken Sie nicht, Ihr Schornstein brennt. Es sind aber schon Leute auf dem Dach, um das Anbrennen zu verhüten. Mit Gottes Hülfe ging die Gefahr gnädig vorüber.

Die Betrügerei wird in Amerika in großem Maßstabe getrieben. Die amerikanische Justiz hat im Auslande wenig Credit. Für die Sendungen von Indien und andern Ländern nach Amerika sucht man sich gewöhnlich durch Wechsel auf gute Handelshäuser in England zu sichern. Deutsche Auswanderer, die kein Wort englisch verstehen und nach Amerika kommen, werden oft schrecklich betrogen und hintergangen.

Auch auf ein Menſchenleben wird in Amerika nicht viel gegeben. Es geſchieht in den Süd-Staaten nicht ſelten, daß die Kapitaine der Dampfſchiffe Wettfahrten anſtellen. Am Tage läuft es meiſt gut ab, aber in der Nacht nimmt die Fahrt oft ein trauriges Ende. Da durch den Miſſiſippi auch große Bäume entwurzelt und fortgeriſſen werden, und dieſe hier und dort im Strome liegen bleiben, ſo kommt es oft vor, daß ein Dampfſchiff gegen die Aeſte eines ſolchen Baumes anfährt und dadurch ſtark beſchädigt und zum Sinken gebracht wird. Andererſeits wird auch durch Ueberheizung des Ofens viel Unglück angerichtet. Durchſchnittlich verunglückte alle 14 Tage ein Dampfſchiff, auf denen ſchon viele ihren Tod gefunden haben. Ebenſo geht es auf dem Eiſenbahnen in Amerika recht wild her. Es giebt dort nur wenige Bahnwärter und ſelbſt auf den belebteſten Bahnen findet man nur an wenigen Stellen ein doppeltes Geleiſe. Wenn der Conducteur an einem Orte ankommt, und ſieht, daß der Zug von dem zunächſt liegenden Orte noch nicht da iſt, ſo läßt er die Maſchine pfeifen, und empfängt er kein Gegenſignal, dann fährt er geſchwind zu, in der Hoffnung noch die nächſte Station ehe die entgegengeſetzte Locomotive ankommt zur rechten Zeit zu erreichen. Manchmal gelingt es, aber oft ereignet es ſich, daß der Conducteur ſchon unterwegs mit dem andern Zuge zuſammentrifft, wodurch viel Schaden angerichtet wird. Die Behörde ſucht dieſem Unweſen nur dadurch zu ſteuern, daß ſie die betreffenden Geſellſchaften für den bereiteten Schaden verbindlich macht und ſie nöthigt, wenn der Verſorger einer Familie verunglückt iſt, für die Hinterbliebenen deſſelben je nach ſeinem Stande große Summen, ja ſelbſt Tauſende von Dollars zu zahlen.

5. Die Heimkehr.

Der Winter ging in Amerika seinem Ende entgegen, aber meine Hoffnung auf Wiederherstellung ging nicht in Erfüllung; mein Gesundheitszustand wurde immer bedenklicher. Nach Consultation mit einem englischen Arzte hielt er zu meiner Genesung ein milderes Klima durchaus für nothwendig. Wenn ich auch in Amerika ein passendes Klima hätte finden können, so war es doch für mich ein fremdes Land. Es war daher mein Wunsch, wenn es Gott über mich beschlossen haben sollte, mich aus der Zeit in die Ewigkeit abzurufen, meine Familie in Europa, in meinem Vaterlande, zu wissen. Ich traf deshalb Anstalten zur Abreise und schickte mein Gepäck von Rome etwa 8 Tage früher nach New-York fort, weil ich mich dort einschiffen und jeden unnützen und kostspieligen Aufenthalt vermeiden wollte.

Als ich in New-York ankam, waren zu meinem großen Erstaunen unsere Sachen noch nicht da, doch hoffte ich, sie würden eintreffen, ehe das Postdampfschiff, Washington, mit dem ich fahren wollte, in See ginge. Dies Schiff hatte stets gute Fahrten gemacht, während ein anderes, das Postdampfschiff Hermann, nicht im besten Rufe stand. Es mußte einen Monat zuvor, weil einiges an der Maschine zerbrach, zweimal umkehren.

Ich nahm daher die Passage auf dem Washington, theilte jedoch dem Agenten mit, daß wenn meine schon längst erwarteten Sachen nicht ankämen, ich die Reise hinausschieben müßte, und er war damit einverstanden. Aber ein Tag nach dem andern ging dahin, ich besuchte wieder und wieder die Eisenbahnstation, aber mein Gepäck war noch nicht eingetroffen. Nur kurze Zeit war bis zur Abreise übrig. Es lag mir sehr daran, mit dem Postdampfschiffe Washington

abzufahren, weil ich den Aufenthalt von vier Wochen, da nach diesem erst das nächste Postschiff abgehen sollte, in dem theuren New-York vermeiden wollte. Ich ließ deshalb meiner Sachen wegen sogleich telegraphiren, ja ich reiste selbst nach dem Absendungsorte, um mich genau über Alles zu unterrichten. Es ergab sich nun, daß mein Gepäck unterwegs auf einer Zwischen-Station liegen geblieben war, sollte aber auf meine dringende Vorstellung sogleich weiter befördert werden. Man sagte mir, ich sollte nur ruhig nach New-York gehen, daselbst würde ich meine Sachen vorfinden.

Der Tag der Abreise kam, aber mein Gepäck war noch nicht da. Ich mußte nun, so unangenehm es mir war, meine Reise auf dem Washington daran geben und mich dazu entschließen, vier Wochen später mit dem Hermann zu gehen. Da ich Alles, was in meinen Kräften stand zur Abreise aufgeboten hatte und dennoch nicht fortreisen konnte, so blieb ich ruhig und fügte mich in Gottes Willen; denn offenbar war hier seine Hand im Spiel. Es stellte sich zum Theil schon bald heraus, daß das Hinausschieben meiner Reise durch Gottes wunderbare Fügung nur zu meinem Besten geschah. Kaum waren ein Paar Tage verflossen, so erhoben sich fürchterliche Stürme, die Witterung wurde sehr rauh, und wir sahen ein, daß, wenn ich jetzt auf der See wäre, ich bei meinem schwachen Gesundheitszustande dies Wetter nicht ertragen hätte.

Meine Sachen trafen erst den Tag nach dem Abgange des Postdampfschiffes in New-York ein. Die Ursache der letzten Verzögerung lag darin, daß man den Güterwagen, auf dem sich dieselben befanden, unterweges auf einer Zwischenstation, was in Amerika nicht selten zu geschehen pflegt, abgehakt und statt dessen einen andern Wagen angehängt hatte.

Wir wohnten in einem Gasthofe New-York's. Bei unserm verlängerten Aufenthalt hatte ich Gelegenheit, diese Stadt und das Thun und Treiben darin etwas näher kennen zu lernen.

New-York, die Hauptstadt der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, hat mit Schnelligkeit an Ausdehnung zugenommen. Sie hatte 1793 nur 22,000 Einwohner, 1850 über eine halbe Million und jetzt zählt sie gegen eine Million. In New-York und dessen nächster Umgebung wohnen etwa 80,000 Deutsche. Die Stadt hat eine höchst günstige Lage. Sie liegt auf einer Landzunge, welche durch zwei tiefe Meereinschnitte gebildet wird. Auf der einen Seite mündet der herrliche Hudson, auf der andern der East river oder Ostfluß in den Meerbusen von Long Island (spr. Long Eiländ).

Das tiefe Fahrwasser erlaubt den größten Schiffen den Zugang und bietet unvergleichliche Häfen, da die Insel Long Island und andere kleinere Inseln dergestalt vor der Mündung des Hudson liegen, daß sie vollkommen Schutz gegen Wind und Wellen gewähren. Man sieht am Gestade, an den Quai's, Seeschiffe in endloser Reihe vor Anker liegen. Fortwährend kommen und gehen Schiffe und Dampfer nach den verschiedensten Richtungen, weil der überseeische Handel in New-York in der großartigsten Weise betrieben wird.

Quer durch die vielen kurzen Straßen auf der Landzunge, die zwei englische Meilen breit ist, schneidet die große Hauptstraße der Stadt, „Broadway“ (breite Straße). Die Häuser sind überall im englischen Styl erbaut, gewöhnlich drei Fenster breit und drei Stockwerke hoch. Es findet in Broadway ein rastloses Treiben statt. An den Wochentagen bewegen sich in wahrhaft fieberhafter Hast große Menschen-

maſſen, die ihren Geſchäften nachgehen. Die zahlloſen Cabs (leichte zweirädrige Wagen) und Fiakers (Mieth- oder Lohnkutſchen) nebſt den ohne Unterlaß auf- und abfahrenden Omnibus verurſachen ein furchtbares Geraſſel. Die Omnibus haben eine echt amerikaniſche Einrichtung, wodurch man den Conducteur erſpart. Die Wagenthür ſteht nämlich durch einen Riemen mit dem Sitz des Kutſchers, der auch das Fahrgeld einnimmt, in Verbindung.

Es fehlt in New-York nicht an großen, prächtigen Gebäuden, die für öffentliche Zwecke beſtimmt ſind z. B. die City Hall, das Zollhaus und dergl. Die Hauptkirche von New-York iſt die Trinity Church, am Broadway im gothiſchen Styl aufgeführt. Der Thurm derſelben hat die Höhe von 264 Fuß. Die Zahl der Kirchen und Bethäuſer ſoll ſich auf 250 belaufen.

Der Sonntag wird von den Anglo-Amerikanern ebenſo ſtreng durch Enthaltung von aller Beſchäftigung gefeiert, wie von den Engländern, beſonders von den Schotten in Europa. Während in den Wochentagen es auf den Straßen New-York's äußerſt belebt iſt und man in manchen, vornämlich in Broadway und am Strande vor den vielen Fuhrwerken nicht durchkommen kann, herrſcht am Sonntag eine große Sabbathſtille, was auf's Gemüth einen höchſt wohlthuenden Eindruck macht. Nur ſelten begegnet man einem Wagen. Die Läden ſind allenthalben geſchloſſen. Das Wogen und Treiben der Menſchen hat aufgehört; wohin man geht, iſt es ſtill und friedlich. Die, welche ſich auf der Straße ſehen laſſen, ſind meiſt ſolche, die nach dem Gotteshauſe gehen. — Auch in den öffentlichen Lokalen findet eine große Stille ſtatt. In einem Gaſthauſe für Matroſen, das ganz in unſerer Nähe lag, war Nacht für Nacht Muſik, Tanz und Spektakel, was

uns oft am Schlafe hinderte, aber am Sonntag war Alles ſtill und ruhig.

Worüber ich mich in New-York ſehr wunderte, das waren die vielen Feuersbrünſte, die dort ſtattfanden. Kaum verging eine Nacht, wo nicht Feuer war. Viel ſoll dazu beitragen, daß Manche ſich in mehreren Feuerverſicherungskaſſen hoch verſichern laſſen, um dann durch das Abbrennen ſchnell reich zu werden. Was davon wahr iſt, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Ich ſah mich dadurch veranlaßt, meine Sachen ſelbſt für den kurzen Zeitraum von vier Wochen zu verſichern, um vor Verluſt geſchützt zu ſein.

Bei dem beſtändigen Gehen und Kommen ſo vieler Fremden und Einwanderer in dieſer großen Stadt, kann die Betrügerei recht ihr Weſen treiben. Auch viele Deutſche verfallen gleich nach ihrer Ankunft den Netzen der verſchmitzten Betrüger, die am Hafen ihrer warten und unter der Maske dienſtfertiger Freundſchaft ſie ausplündern. Im Intereſſe der Einwanderer hat ſich darum in New-York eine Geſellſchaft gebildet, die ihnen ihre Agenten in den Hafen weit entgegenſchickt, um dem Ankömmling mit Rath und That beizuſtehen. Aber was thun die Betrüger? Sie gehen ebenfalls in die See, beſteigen die Emigrantenſchiffe und ſuchen die wahren Freunde der Einwanderer auf ſchändliche Weiſe zu verdächtigen. Die Emigranten dadurch irre geleitet, vertrauen ſich daher nicht den Wohlgeſinnten, ſondern häufig den Betrügern an, die ſie in Gaſthöfe führen, wo ſie tüchtig geprellt werden.

Wenn die Einwanderer zum Dampfſchiff gehen, um die Reiſe ins Innere des Landes fortzuſetzen, pflegt man gewöhnlich einen zweirädrigen Wagen zu miethen, auf den die Kiſten und Koffer geladen werden. Die Zeit der Abfahrt iſt

bestimmt und das Passagiergeld bereits gezahlt. Da geschieht es denn, daß der Fuhrmann mit den Sachen so langsam als möglich fährt. Die Einwanderer treiben ihn an doch schneller zu fahren, aber ohne Erfolg. Sie gehen dann voraus, besteigen das Dampfschiff um vielleicht noch etwas dort in Richtigkeit zu bringen und die Zeit der Abfahrt nicht zu verpassen. Sie winken und rufen dem Fuhrmann zu, sich zu beeilen, aber er macht, als kann er der vielen Fuhrwerke wegen, die ihm am Landungsplatze begegnen, nicht vorwärts kommen. Da schlägt die Schiffsglocke, das Signal zur Abfahrt wird gegeben, und fort geht das Dampfschiff, während die Sachen auf dem Wagen zurückbleiben. Die armen Einwanderer sind nun um ihr Hab und Gut gebracht, denn in den wenigsten Fällen wissen sie den Namen des Fuhrmanns und die Nummer seines Wagens anzugeben, um zu ihrem Besitz wieder zu gelangen. —

Endlich kam der lang ersehnte Tag unserer Abreise von Amerika heran. Es war dies am 24. April 1852. Ich verabschiedete mich von meinen Bekannten und begab mich auf das Postdampfschiff „Hermann," vor welchem ich wegen mancher übler Gerüchte ein großes Vorurtheil hatte. Unsere Reise wurde diesmal dadurch erschwert, daß wir zwei kranke Kinder hatten. Es half aber nichts, wir mußten fort. Die Krankheit unserer Kinder wurde unterweges immer bedenklicher, und es schien fast, als müßten wir eins von ihnen in der Tiefe des Meeres begraben. Doch der Herr wandte dies auf der Reise noch in Gnaden ab.

Beim Einlaufen in den Kanal **la Manche** begegneten wir einer Anzahl Schiffe. In der Nacht machten sich dieselben mit ihrer Beleuchtung — denn jedes Schiff hatte am Maste eine Laterne aufgehängt — sehr schön. Links von

uns lag England's Küste mit den steilen Kreidefelsen. Bei Cows auf der Insel Wight, Portsmouth gegenüber, wo wir etwa eine Stunde landeten, verließen uns einige Passagiere. Hier erfuhren wir, daß das Postdampfschiff Washington, mit dem wir zuerst reisen wollten, sehr stürmisches Wetter und eine schlechte und lange Fahrt gehabt habe; außerdem sagte man uns, daß der Kapitain desselben wahnsinnig geworden sei und das Schiff stranden wollte. Man war deshalb genöthigt, ihm das Schiffscommando abzunehmen und ihn in Cows in eine Irrenanstalt zu bringen. Obgleich nun der erste Officier die Leitung des Schiffes übernommen hatte, so wollten doch viele von den Passagieren unter diesen traurigen Umständen ihre Reise auf dem Washington nicht weiter fortsetzen und gingen hier an's Land. Jetzt erkannten wir ganz deutlich das wunderbare Walten Gottes, wie er nur Liebes- und Friedensgedanken mit uns hatte, als er durch seine gnädige Dazwischenkunft unsere Abreise mit dem Washington verhinderte.

Unsere Fahrt auf dem Hermann war eine über alles Erwarten schnelle und glückliche, wie sie dies Schiff noch nie vorher gemacht hatte. Eine Amerikanerin sagte daher zu meiner Frau: „Man pflegt zu sagen, wenn ein Geistlicher an Bord ist, so hat man eine lange und unglückliche Fahrt; aber nun glaube ich's doch nicht. Sie sind an Bord gewesen und wir hatten eine gute und schnelle Reise."

Am 8. Mai kamen wir wohlbehalten in Bremen an, nach einer Reise von 13½ Tagen. Früh am 10. Mai reisten wir nach Berlin ab und kamen hier noch an demselben Tage Abends um 9 Uhr an, nach einer Abwesenheit von zehn Jahren. Ich betrat diese Stadt mit einem Gefühl der Freude, jetzt meine alten Bekannten wieder zu

ſehen, aber auch mit einem Gefühl der Wehmuth und bangen Beſorgniß, wenn ich in die Zukunft ſchaute, indem meine Geſundheit gebrochen war und ich zwei ſchwer kranke Kinder mitgebracht hatte, von denen das jüngſte ſchon vier Tage nach unſerer Ankunft ſtarb.

Meine Geſundheit beſſerte ſich nicht ſo ſchnell, wie ich's erwartet hatte, doch hinderte mich das nicht bei meiner Miſſions-Geſellſchaft das Intereſſe für die Hindus auf Mauritius zu erwecken. Sprach doch ſo Vieles für die Gründung einer Miſſion daſelbſt! Da ſich inzwiſchen mein Geſundheits-Zuſtand gebeſſert hatte, ſo faßte meine Geſellſchaft den Entſchluß auf Mauritius eine Miſſion zu gründen, und mich dorthin zu ſenden. Schon trafen wir Vorkehrungen zu unſerer Abreiſe, ich bekam aber einen Rückfall meiner Krankheit und das Miſſions-Comitee ſah ſich dadurch veranlaßt von meiner Verwendung zum Miſſionsdienſte gänzlich abzuſtehen.

Schwer, ſehr ſchwer fiel mir die Entſcheidung, daß ich nun meinen ſchönen Miſſionsberuf daran geben ſollte. Es währte ſehr lange, ehe ich mich hierein finden konnte und ſprechen lernte: „Herr dein Wille geſchehe!" Denn es war mein Wunſch, im Dienſte der Miſſion zu leben und zu ſterben. Ja, noch jetzt wird mein Herz mit Schmerz und Wehmuth bei dem Gedanken erfüllt, daß ich in dem mir theuer gewordenen Miſſionsdienſte nicht mehr thätig ſein darf, da es für mich keinen ſchöneren Beruf giebt, als ein Heidenbote zu ſein. Wenn ich aber auch jetzt nicht direkt im Heidenlande thätig ſein kann, ſo ſuche ich doch unter Gottes Beiſtand meine Zeit und Kräfte der Förderung des Reiches Gottes zu widmen.

Schlußbemerkung.

Kirche und Miſſion und die Stellung der Miſſionare in der Kirche.

Die in dem Buche enthaltenen Mittheilungen haben gezeigt, daß der Herr für die Miſſion auch in Oſtindien eine große Thür aufgethan hat, und daß dort ſchon manche ſchöne Erfolge erreicht ſind. Aber die Chriſtenheit hat noch ein großes Werk vor ſich, wenn das Chriſtenthum durch die Miſſion in Oſtindien und andern heidniſchen Ländern eine herrſchende Religion werden ſoll. Es müſſen darum alle Kräfte in der Kirche herangezogen werden, um dies herrliche Ziel zu erlangen.

Wir freuen uns von ganzem Herzen darüber, daß die evangeliſche Kirche es mehr und mehr als ihre heilige Pflicht erkennt, daß ſie die Miſſionsſache zu unterſtützen und zu fördern hat, und daß ſie aus ihrer Erſtorbenheit zum neuen Leben erwacht nun daran denkt ihre lang vernachläſſigte Pflicht zu erfüllen. Die Miſſion hat mit dieſem Jahrhundert einen neuen Aufſchwung genommen, der noch immer in der Zunahme begriffen iſt.

Es ſind erſt wenige Jahrzehnte her, daß man in Deutſchland und in Preußen es für eine außergewöhnliche, ja unnütze Sache hielt, ſich bei der Miſſion zu betheiligen. Man dachte, es gäbe genug Dinge im Vaterlande, um die man ſich zu kümmern habe, als an die Bekehrung der Heiden zu denken, die uns überdies nichts angingen. Manche hielten ſogar die Heiden für glückliche und ſelige Menſchen, die man in ihrer Lage nicht ſtören dürfe. Wer ſich früher bei der Miſſionsſache betheiligte, hatte etwas von der Schmach Chriſti zu tragen. Daher trugen nur die Stillen im Lande die Miſſion auf ihrem Herzen und ſorgten dafür, daß auch

den Heiden das Evangelium verkündigt wurde. Ein Miſſionsfreund und Pietiſt war ziemlich gleich bedeutend. Gar oft legten die Vorgeſetzten ihren Untergebenen Hinderniſſe in den Weg, wenn ſie Vereine gründen, Miſſionsſtunden halten und Miſſionsfeſte feiern wollten. Jetzt dagegen iſt es anders. Das Werk der Miſſion wird je länger, je mehr als eine allgemeine Chriſtenpflicht erkannt.

Auch in unſerer evangeliſchen Kirche iſt das Intereſſe für die Miſſion allgemeiner geworden. Ihr Gebiet erweitert ſich Jahr für Jahr, und gar Viele halten es für eine Ehre ſich daran zu betheiligen. Miſſionsvereine ſind an vielen Orten errichtet, die ihre Miſſionsſtunden monatlich abhalten, und Miſſionsfeſte, zu denen Tauſende hinſtrömen, werden alljährlich gefeiert. Conſiſtorien und andere geiſtliche Behörden fordern ſogar die Geiſtlichen auf, die Miſſion zur allgemeinen Kenntniß ihrer Kirchenmitglieder zu bringen und das Intereſſe dafür bei ihnen anzuregen. Ja noch mehr; ſelbſt in dem allgemeinen Kirchengebete wird jetzt auf höhere Verordnung vom Altare aus der Miſſion unter Juden und Heiden und der Knechte, die an dieſem Werke thätig ſind, gedacht, und die Kirche bezeugt dadurch öffentlich, daß die Miſſion nicht eine Partei-Sache, ſondern eine Angelegenheit der ganzen Kirche iſt, gemäß dem Befehl des Herrn: Gehet hin und predigt das Evangelium aller Kreatur. Dies ſind Zuſtände, worüber wir uns nicht genug freuen, und wofür wir nicht genug dem Herrn danken können.

Es bleibt aber deſſenungeachtet in unſerm deutſchen Vaterlande noch Vieles zu wünſchen übrig. Kirche und Miſſion müſſen ſich bei uns noch mehr durchdringen, was ſich in andern evangeliſchen Kirchen in England, Schottland und Amerika und in der Brüdergemeinde zum Theil oder bereits ganz

verwirklicht hat. Womöglich sollte jede Kirche ihren Missionsgottesdienst haben und nicht ein Verein in der Gemeinde, sondern die Gemeinde als solche sich in dem heiligen, ihr vom Herrn befohlenen Werke betheiligen. Die Mission sollte als die Gesammtaufgabe unserer ganzen evangelischen Kirche angesehen werden, deren besondere Leitung dessenungeachtet in den Händen der lebendigen Gemeindemitglieder, aus deren freier Liebesthätigkeit sie hervorgegangen ist, ruhen könnte, damit der Missionssache, die ihr immerhin nöthige Selbständigkeit gewahrt bliebe. Auch möchte man den jungen Candidaten der Theologie, wenn es ihnen in Wahrheit um den Dienst in der Kirche zu thun ist, und sie Seelen dem Herrn zuführen wollen, etwas von dem Zeugen- und Missionsgeiste wünschen. Leider kommt es nur höchst selten vor, daß von den vielen Hundert Theologie Studirenden, die jährlich von den deutschen Universitäten abgehen, sich Einer dem Dienst unter den Heiden widmet.

Wenn jetzt in unserm lieben Vaterlande auch mehrere Hundert Missionsvereine gegründet sind, die ihre Missionsversammlungen und Missionsgottesdienste halten, so giebt es doch Tausende von Oertern, wo noch niemals eine Missionsstunde gewesen und ein Missionsfest gefeiert worden ist. Ja, es sind noch Millionen Glieder in unsrer deutschen evangelischen Kirche, welche, wenn auch in dem Gotteshause wie in Preußen für die Mission gebetet wird, doch wenig oder gar nichts von der Heidenmission wissen, weil ihnen der Zustand der Heiden und die heilige Verpflichtung ihnen das Evangelium zu bringen nie deutlich vor Augen geführt wird. Es ist daher nothwendig, wenn die Missionssache allgemeiner werden soll, an der sich jeder Christ, wenn er ein wahres Glied am Leibe des Herrn sein will, mit seinen Gebeten und

mit seinen Gaben zu betheiligen hat, daß diese heilige Christenpflicht allen zum speciellen Bewußtsein gebracht werde. Den Kindern sollte man, worauf auch die neueren guten Schullesebücher Rücksicht genommen, die Missionssache schon in der Schule, den Jünglingen und Jungfrauen, beim Confirmanden-Unterricht und den Erwachsenen in der Kirche an's Herz legen.

Nicht nur nebenbei sollte am Sonntag in der Kirche von den Heiden die Rede sein, sondern es sollte außer den Missionsfesten in jeder Kirche des ganzen Landes wenigstens einmal des Jahres eine ordentliche Missionspredigt gehalten werden, wo es den Gliedern der evangelischen Gemeinden zur ernsten Pflicht gemacht wird, sich bei der Heidenbekehrung zu betheiligen, wenn sie wahre Glieder Christi sein wollen. Dies könnte zu geeigneter Zeit vielleicht beim Hauptgottesdienste am zweiten Pfingstfesttage stattfinden, und damit könnte man eine allgemeine Missionscollecte verbinden. So geschieht es in der englischen Kirche, wo auf Befehl des Bischofs jeder Geistliche in seiner Kirche einmal des Jahres eine Missionspredigt zu halten hat und nachher eine Collecte angeordnet ist. In der presbyterianischen Kirche in Schottland und Amerika ist die Mission noch inniger mit der Kirche verbunden als in der englischen. Sie gilt dort als ein besonderer Verwaltungszweig der ganzen Kirche, indem man sich einerseits angelegen sein läßt die Kirche daheim immer fester zu gründen und andererseits ihr Gebiet nach außen immer mehr zu erweitern. Auch in der Brüdergemeinde geht die Arbeit daheim und die Mission draußen Hand in Hand. Dabei ist es erfreulich zu sehen, daß in allen diesen fremden evangelischen Kirchengemeinschaften gar nichts Seltnes ist, daß Candidaten der Theologie, ja selbst Prediger in den Dienst der Mission treten.

Wie es zu wünschen ist, daß die Mission immer mehr Sache unserer ganzen evangelischen Kirche werde, so müßten auch die Diener der Mission zugleich als die Diener der Kirche in der Heimath betrachtet werden. Sollten die, welche zum Dienst am Wort und Sakrament unter den Heiden ordinirt sind, nicht auch daheim das geistliche Amt bekleiden können? Jetzt ordinirt zwar unsere evangelische Kirche den Missionar zum kirchlichen Dienst unter den Heiden, ertheilt ihm aber nicht die Berechtigung, bei seiner Rückkehr auch in der Heimath geistliche Amtshandlungen zu verrichten. Wird aber dadurch nicht die Ordination und die Sache der Mission in den Augen des christlichen Publikums auf eine bedenkliche Weise herabgesetzt und in ein nachtheiliges Licht gestellt, wenn dem ordinirten Missionar trotz gleicher Ordination mit der jedes andern Geistlichen das Recht abgesprochen wird, bei seiner etwaigen Rückkehr in der Kirche daheim ein geistliches Amt zu übernehmen? Ganz anders handelt die englische,*) schottische und amerikanische Kirche und ebenso auch die Brüdergemeinde. Wenn diese Kirchengemeinschaften den Missionar ordiniren, so geben sie ihm dadurch das Recht, mag er auch nicht eine gründliche, wissenschaftliche Bildung erlangt haben, das geistliche Amt nicht nur im Auslande unter den Heiden, sondern auch im Vaterlande zu verwalten, falls er genöthigt sein sollte, sein Arbeitsfeld zu verlassen und in seine Heimath zurückzukehren. Der ordinirte Missionar kann dort wie jeder andere Geistliche sich um eine vakante Stelle bewerben. Möchte es

*) Die englische Kirche nennt nicht Jeden, der zu den Heiden gesandt wird, einen Missionar, sondern nur die, welche zur Verwaltung des Predigtamtes und der Sakramente ordinirt sind. Die nicht ordinirten Sendboten führen den Namen Missionsgehülfen, Lehrer oder Katecheten. So sollte es auch in unserer Kirche sein.

doch dahin auch bald in unserer deutschen evangelischen Kirche kommen. Allerdings hat der ordinirte Missionar früher meistens einem andern Lebensberuf angehört und nur eine praktische, aber keine gründliche, wissenschaftliche Bildung erlangt. Sollte aber nur auf die wissenschaftliche Bildung, die ein Theologe auf der Universität erlangt hat, Werth gelegt werden und nicht auch auf die Lebenserfahrung eines Missionars im Heidenlande? Gewiß ist das, was der Theologe auf den Hochschulen sich erwirbt, nicht zu unterschätzen, aber die Erfahrungen, die der Missionar in der Heidenwelt so reichlich einsammelt, sollten doch auch nicht zu gering angeschlagen werden, oder ganz unberücksichtigt bleiben.

Wenn dem Missionar die Ordination unter dem Vorbehalt nur für die Heidenwelt ertheilt wird, so achtet er beim Hinausgehen zunächst nicht auf die Bedeutung. Sein Herzenswunsch ist ja nicht einige Jahre, sondern seine ganze Lebenszeit im Dienste der Mission zuzubringen. Es treten aber später Umstände ein, die ihn nöthigen, sein Arbeitsfeld zu verlassen. Er muß entweder wegen seiner gebrochenen Gesundheit, oder weil seine Frau sehr leidend ist und das Klima durchaus nicht vertragen kann, oder aus andern wichtigen Gründen in seine Heimath zurückkehren. Was soll der Missionar in diesem Falle nach seiner Rückkehr in der Heimath anfangen, wenn das kirchliche Regiment ihm nicht das Recht zusteht, daheim das geistliche Amt zu verwalten? Soll der Missionar, welcher zum Geistlichen, zum Dienst am Wort und Sakrament ordinirt ist, etwa ein weltliches Geschäft betreiben? Würde er nicht dadurch sich und das Amt dem Spott und Hohn der Welt Preis geben? Ist die evangelische Ordination auch kein Sakrament, so ist sie doch seit der Apostelzeit eine feierliche, kirchliche Uebertragung des geistli-

chen Amtes, die den Ordinirten bevollmächtigt, das Wort und Sakrament nach dem Sinn und Befehl Christi zu verwalten. Wer einmal ordinirt ist, tritt gewissermaßen aus dem weltlichen Treiben heraus und ist für den geistlichen Stand bestimmt, er ist für heilige Zwecke geweiht und ausgesondert und fühlt unter den Umständen, wie sich das kirchliche Leben einmal unter uns entwickelt und gestaltet hat, daß er, um Anstoß und Aergerniß zu vermeiden, zu keinem weltlichen Beruf übergehen darf. Denn es gilt nicht nur in den Augen der wahren Christen, sondern auch in den Augen der Welt als etwas Unschickliches und Unpassendes, wollte ein Geistlicher ein weltliches Geschäft, ein Handwerk oder Handel betreiben, während jeder andere Christ, der nicht dem geistlichen Stande angehört, aus einer weltlichen Thätigkeit in die andere übergehen kann, ohne daß Jemand den geringsten Anstoß nehmen wird. In welche große Verlegenheit kommt daher der ordinirte Missionar, der gezwungen ist zurückzukehren und für sich und die Seinen zu sorgen hat. Wie es aber, um der Ordnung willen, durchaus nothwendig ist, daß die auf dem Missionsfelde thätigen Missionare ordinirt seien, so ist es auch wünschenswerth, daß ihnen nach ihrer Rückkehr in die Heimath wie den in der Diaspora arbeitenden Geistlichen der Eintritt in den Dienst der Landeskirche gewahrt werde.

Möge doch das preußische, evangelische Kirchenregiment, da der Missionar in Folge seiner Ordination bei seiner Rückkehr sich in einer höchst schwierigen und peinlichen Lage befindet, durch die Macht, die es hat, diesem Uebel und Nothstande bald abzuhelfen suchen, und die Ordination für den Kirchendienst überhaupt gelten lassen, gleichviel ob im Christen- oder Heidenlande, wie es bei allen andern evange-

liſchen Kirchen der engliſchen, ſchottiſchen und amerikaniſchen und der Brüdergemeinde der Fall iſt!'

Ich ſchließe dieſe Erinnerungen mit dem Wunſche, daß ſich doch bald in unſerer Kirche ein friſcheres Miſſionsleben zeigen möge, damit den Miſſionsgeſellſchaften mehr Mittel zu Gebote ſtehen möchten, um neue Gebiete in der Heidenwelt in Angriff zu nehmen; und daß ſich auch bei uns, wie in der Brüdergemeinde und in der proteſtantiſchen Kirche Englands, Schottlands und Amerika's, recht viele Candidaten des Predigtamtes finden möchten, welche ebenſo bereit ſind, draußen in der Heidenwelt, wie daheim im Weinberge des Herrn, thätig zu ſein, damit auch aus den Heiden recht viele Seelen gewonnen werden. Das wolle der Herr aus Gnaden verleihen!

Berichtigungen.

Seite 2. Zeile 15 v. unten lies ſtatt entſchloß ich: beſchloß ich.
„ 128. „ 4 v. oben „ „ Feſtbekleidung: Fußbekleidung.

Druck von W. Plötz in Halle.

Bücher-Anzeigen.

Zu Fest- und andern **Geschenken** empfiehlt die Buchhandlung von **Jul. Fricke** in **Halle** aus ihrem Verlage für Theologen und kirchlich gesinnte Laien:

Cober, Gottlieb, **Der aufrichtige Kabinet-Prediger**, welcher bei abgelegten Visiten hohen und niedrigen Standespersonen ihre Laster, Fehler und Anliegen nebst dem heutigen verkehrten Weltlaufe in zwei hundert sententiösen und annehmlichen Discours-Predigten bescheidentlich entdecket, dieselben wohlmeinend warnet, ernstlich vermahnet und kräftig tröstet. Nebst einer Anweisung, wie diese Predigten bei sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln gelesen und nützlich angewendet werden. Aufs Neue herausgegeben von M. H. Lange, Domprediger zu Halberstadt. 2 Theile. 1854. 39 Bogen. gr. 8. * 1 *Rt.* 10 *Sgr.*

Von dem Autor dieser Schrift schreibt Löscher: „Des sel. Cobers Schriften sind glücklicher, als er selbst war. Denn sie finden allenthalben Beifall, da er selbst an wenig Orten Gehör fand, und es ist nicht zu leugnen, daß sie lesenswürdig sind.“ Cober ist zu Altenburg 1682 geboren und nach vielen Drangsalen, die er um seiner Schriften willen erduldet hatte, 1717 in Dresden gestorben. Cober schreibt in der bündigen, kräftigen, sententiösen Weise Heinrich Müller's und Lassenius'. Sein Kabinetprediger besteht aus zwei Theilen, von denen jeder hundert Discourse enthält, darin die im Schwange gehenden Irrthümer, sündlichen Gewohnheiten und Laster der Welt in allen Ständen mit großem christlichen Ernst und Witz durchgehechelt werden.

Da die Welt immer Welt bleibt, so ist das Buch noch immer eine ebenso vortreffliche Lauge, wie es vor mehr als hundert Jahren war. Wollte Gott, das neu aufgelegte Buch würde wieder viel gekauft und gelesen und von allen Lesern beherzigt, so würde auch sein Segen wieder neu werden. Der Lutheraner 1855. Nr. 22.

Curtze, L., D. **Philipp Nicolai's Leben und Lieder**, nach den Quellen dargestellt. 1859. 8 27 *Sgr.*

Endlich haben wir hier einmal einen Aufschluß über unseres Nicolai Leben und Lieder, wie er längst zu einem weitgefühlten Bedürfniß geworden war. Betrachten wir nur, welch eine Menge fabelhafter Nachrichten über das äußere Leben des Mannes bei Gelegenheit namentlich der Besprechung seines: Wie schön leucht uns der Morgenstern — oder: Wachet auf ruft uns die

Stimme . . . in den verschiedenen Liedersammlungen, Liedersegen, Liederschätzen zum Vorschein gekommen; welche recht eigentlich komische und tollkühne Conjecturen aufgestellt sind; wie über Entstehungszeit, Originalität der Lieder, ihre Zahl selbst, das Widersprechendste in der betreffenden Literatur verlautbarte: so ist, kann man nun mit vollstem Rechte sagen, allen Hypothesen hiermit ein Ende gemacht, und man kann in Zukunft einfach auf dies Werk von Dr. Curtze verweisen, in welchem nirgends unterlassen ist, auf die divergirenden Ansichten Älterer und Neuerer geeignete Rücksicht zu nehmen. Zeitschrift für lutherische Theologie.

Dietlein, W. O., **Evangelisches Ave Maria.** Ein Beitrag zur Lehre von der selig zu preisenden Jungfrau. 1863. 11½ Bogen in kl. 8. 18 *Sgr.*

Eine katholische Stimme sagt darüber in der Wiener allg. Literaturzeitung zunächst für das katholische Deutschland 1865. Nr. 8:

„Dieses Büchlein gehört in der Literatur zu den seltenen Erscheinungen die zugleich überraschen und erfreuen. Von Seiten der Protestanten sind wir nur zu sehr gewöhnt, gegen Maria, die gebenedeite Gottesmutter, und gegen ihre andächtige Verehrung in endloser Wiederholung nichtswürdige Reden und Faseleien zu hören."

Eine evangelische Stimme sagt dagegen in der Kirchenzeitung für Lutheraner 1863. Nr. 11:

„Dies Buch ist apologetisch, d. h. es soll die h. Jungfrau vertheidigen gegen allerlei Unglimpf. Leider kann man Protestanten hören, die es ordentlich darauf anlegen, die Maria herabzusetzen statt sie selig zu preisen. Der Hr. Verf. scheint uns aber in gutem Eifer hie und da über die rechte Grenze hinaus zu gehen und in römische Gedanken zu gerathen. — Der Gegenstand ist frisch und geistvoll behandelt und das Buch enthält viel anregendes zu weiterem Nachdenken.

Fricke, F. R., Oberprediger zu Wollmirstedt. **Der Brief an die Hebräer.** Kurz und einfach ausgelegt. — 1863. 13½ Bogen in kl. 8. 18 *Sgr.*

Hier nun haben wir eine höchst anerkennungswerthe, Licht und Klarheit über alle Dunkelheiten verbreitende und dabei der thunlichsten Kürze sich befleißigende Erklärung vor uns, der man es überall anmerkt, daß sie auf tüchtiger wissenschaftlicher Forschung beruht. Zudem ist alles so einfach und verständlich dargestellt, so kräftig und edel gegeben, daß es für einen nach Wahrheit strebenden Forscher nur ein hoher Genuß sein kann, eines solchen Wegweisers zum Verständniß dieser edlen mit Gold nicht aufzuwiegenden Epistel sich zu bedienen. Puckenhofer Blätter 1863. Nr. 3.

Herberger, Valerius, Prediger am Kripplein Christi zu Frauenstadt in Polen, **Zwei und dreißig Leichenpredigten**, genannt **Trauerbinden.** Herausgegeben von Karl Friedrich Ledderhose. 1854. 23 Bog. in gr. 8. 1 *Rt.*

Herberger, Valerius, **de Jesu scripturae nucleo et medulla Magnalia dei.** Die großen Thaten Gottes. Wie Gott der Vater, mit seinem Sohne Jesu Christo durch die ganze heilige Schrift gepranget und großgethan hat, daß also die ganze Bibel ist ein immerwährendes Zeugniß und Kunstbuch von Christo: Jesus aber hingegen der ganzen heiligen Schrift Herz, Kern, Stern, Leben, Mark, Ziel, Ende, Zweck, edler Stein und Heiligthum. 1—4. Theil: Das erste Buch Mose, ausgelegt und erklärt. 1854. Neue Auflage. 41 Bogen in gr. 8. * 1 Rt. 20 Sgr.

Herberger, Valerius, **Passionszeiger** zu heilsamer Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi. Nach Ordnung der vier und zwanzig Stunden. Zweite Ausgabe der Neuen Auflage. 1858. 13 Bogen in kl. 8. * 10 Sgr.

Es ist ein dankenswerthes Unternehmen, die Arbeiten alter bewährter Knechte Gottes unserer Zeit wieder zugänglich zu machen. Ein Mann, wie der sel. Herberger, sollte nimmer vergessen werden. Wie man auch über Manches in seinen Werken urtheilen möge; wo so Alles den Stempel der Arbeit des Geistes Gottes an dem Schreiber trägt, wo so die ernste Mühe des theologischen Studiums, ja gewissermaßen der Schweiß gelehrter Forschung zu Tage tritt: da kann die junge Welt sicherlich von den Alten lernen, und sie soll es gern thun. Selbst das, was darin wunderlich erscheint, ist doch am Ende nichts als die Frucht der unsern Alten eigenthümlichen Sorgfalt, überall in dem Einen zu bleiben, was noth ist; und wenn wir das Resultat solcher Sorgfalt uns auch nicht zu eigen machen können im einzelnen Falle, so kann es doch eine Mahnung sein, aus dem Vielerlei in das Eine uns zu versenken. Zeitschrift für luth. Theologie.

Wer den alten Herberger kennt, wird nicht erwarten, daß wir für nöthig halten, seine Schriften zu loben. Wer ihn noch nicht kennt, oder doch nur aus seinem Meistergesang: „Valet will ich dir geben," den möchten wir hierdurch einladen, durch den Ankauf der obenangezeigten, nun wieder neu aufgelegten Schriften mit ihm noch mehr Bekanntschaft zu suchen. Herberger gehört nicht nur zu den gelehrtesten, sondern auch zu den geistvollsten, erfahrensten, gesalbtesten Theologen unserer Kirche. Er verbindet mit Tiefe und Gründlichkeit eine edle Kindeseinfalt, wie wenige je besessen haben. Seine Schreibart ist dabei so kräftig, körnig, treuherzig, munter und fließend, daß, wer einen Abschnitt von ihm gelesen hat, sich schwer dazu entschließen kann, das Buch zuzuschlagen. Der Lutheraner 1855. Nr. 22.

Möller, Dr. Licentiat, **Geschichte der Kosmologie** bis auf Origenes. Mit Specialuntersuchungen über die gnostischen Systeme. 1860. 36 Bogen in gr. 8. * 2 Rth. 20 Sgr.

Der Verfasser bietet uns in vorliegender Arbeit einen bedeutend reicheren Stoff, als der gewählte Titel erwarten läßt. Wir erhalten in vier Abschnitten eine sehr gründliche und sorgfältige Darstellung nicht bloß der kosmologischen, sondern zugleich der mit denselben mehr oder minder zusammenhängenden theologischen Anschauungen der griechischen Philosophie in den zwei ersten christlichen Jahrhunderten, der älteren griechischen Apologeten, der häretischen Gnosis, endlich der griechischen Theologen Irenäus, Clemens von Alexandrien und Origenes. Tüchtige Quellenstudien, achtungswerthe philosophische und philologische Bildung, Klarheit, Umsicht und Unbefangenheit der Forschung sind die Hauptvorzüge dieser Untersuchungen, die wir in vieler Hinsicht als eine wesentliche Bereicherung unserer dogmengeschichtlichen Erkenntniß begrüßen. Besonders rühmend hervorzuheben ist der Abschnitt über die Apologeten.

Müller, Dr. Heinrich, **Thränen- und Trostquelle** oder der Heiland und der Sünder. 1855. 33 Bogen in kl. 8. 24 Sgr.

Müller, Dr. Heinr., **der leidende Jesus.** Ein Passionsbuch. 14½ Bogen in kl. 8. 12 Sgr.

Derselbe Heinrich Müller, der durch seine Erquickstunden weit und breit bekannt, ist der Verfasser dieser beiden Schriften.

Nitzelnadel, Dr. Friedr. Aug., Pfarrer zu Hermsdorf im Herzogthum Sachsen-Altenburg, **Evangelische Bet- und Erbauungsstunden.** Eine vollständige Sammlung biblischer Betrachtungen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, nebst Passions-, Missions-, Bußtags-, kirchliche Gedenktags-, Natur- und Erntebetrachtungen. Zum Vorlesen in kirchlichen Betstunden sowie zur häuslichen Erbauung. 2 Thl. gr. 8. 1 Rth. 18 Sgr.

Dieses Buch ist zunächst aus eigenem Bedürfnisse hervorgegangen, nach vielseitigen Aufmunterungen und bei der Wahrnehmung, daß unter den obwohl zahlreich vorhandenen Andachts- und Erbauungsbüchern ein solches noch vermißt worden, welches sowohl zum Vorlesen in Kirchen wie auch zum Hausgottesdienst geeignet ist, daher empfiehlt es sich zur **Anschaffung für Kirchen**, wie auch **für's Haus.**

3 9015 02017 3012